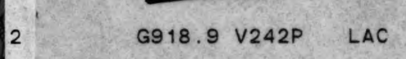
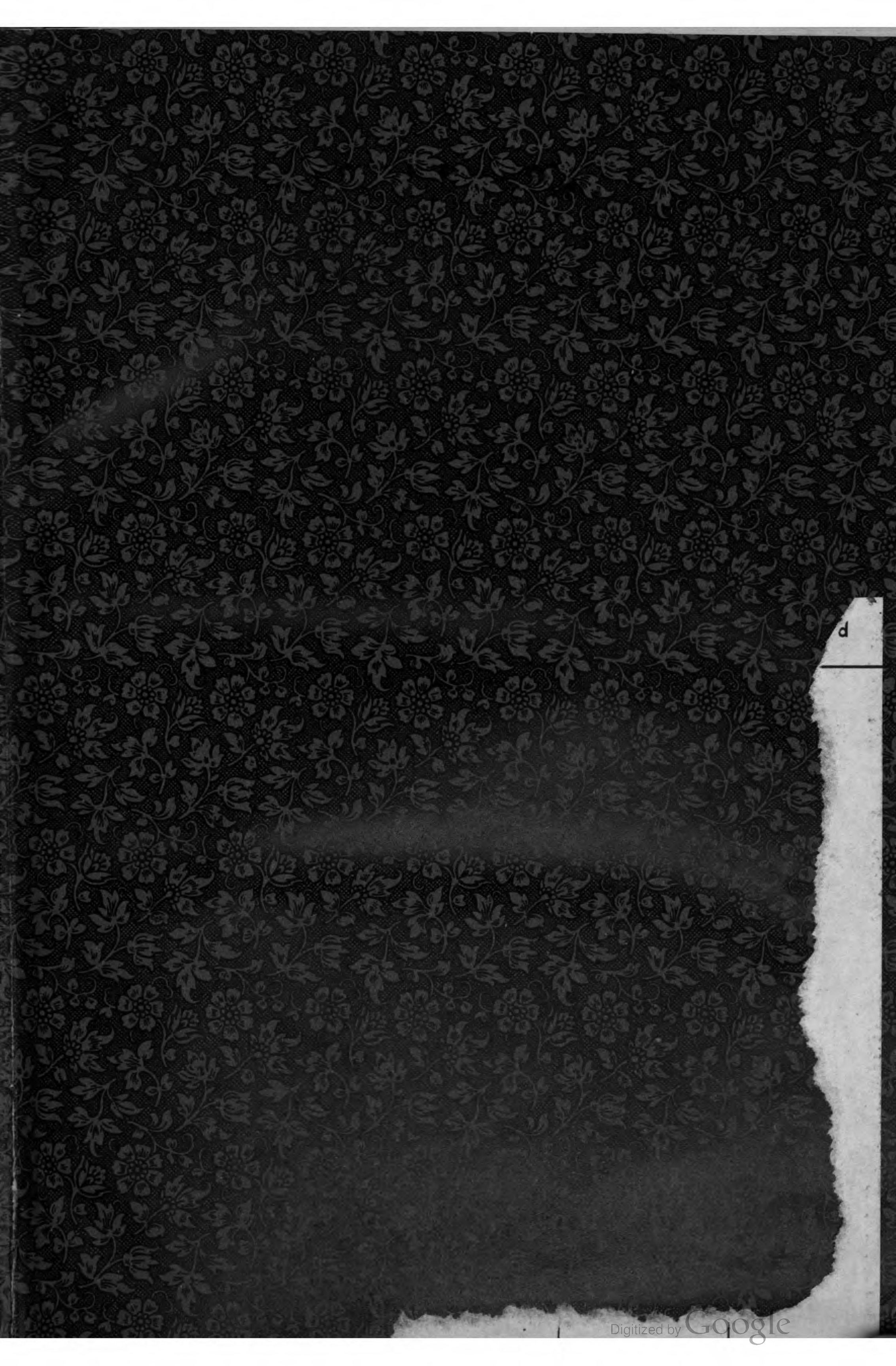
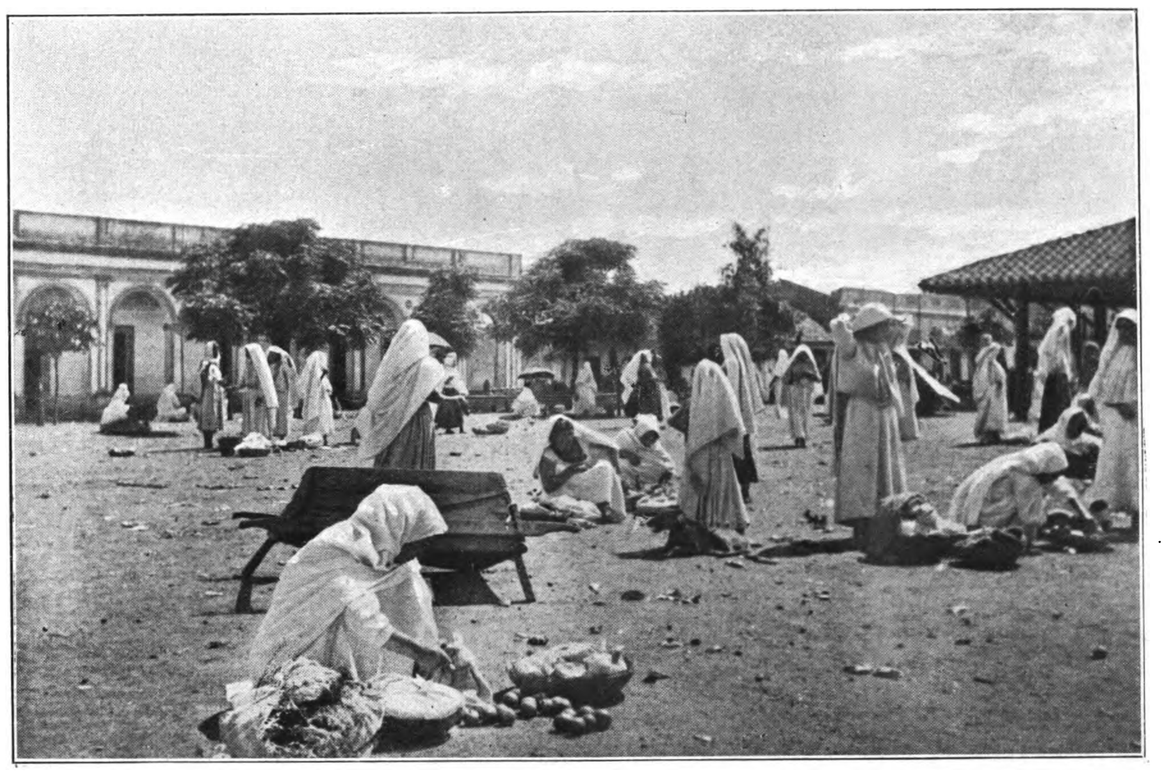
Dr. W. VALLENTIN

PARAGUAY







Markt in Villa Rica (Paraguay).

PARAGUAY

Das Land der Guaranís

Von

Dr. Wilhelm Vallentin.

Mit 38 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen.

Otto Pollitzer

Berlin
Verlag von Hermann Paetel
1907

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort

Nachdem mein kürzlich erschienenes Buch „Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien)" so regen Beifall gefunden hat, übergebe ich nunmehr einen weiteren Teil der Ergebnisse meiner mehrjährigen Forschungsreise durch das Innere Südamerikas der Öffentlichkeit. Es sind meine Beobachtungen und Studien in Paraguay.

Ebenso wie in „Chubut" war es mir auch in vorliegender Arbeit darum zu tun, die herrschenden verkehrten Urteile und Anschauungen über dies alte, hochinteressante Kulturland zu zerstören, dessen wirtschaftspolitische Bedeutung von deutschen Kreisen leider noch immer unterschätzt wird. Ich will daher — soweit es mir möglich ist — dem deutschen Volk ein anschauliches Bild von den dortigen Verhältnissen, von Land und Leuten vor Augen führen.

Mehr und mehr richten sich die Blicke anderer Nationen auf Südamerika; das allgemeine Bedürfnis nach erfolgreicher Tätigkeit auf neuen Wirkungsfeldern, die Notwendigkeit neuer Absatzmärkte für Handel, Industrie und Gewerbe machen sich immer stärker fühlbar. Da ist es denn von nationalem Interesse, b e i z e i t e n auf jene Länder hinzuweisen, die unserem Wirtschaftsleben ergiebige und aussichtsreiche Gebiete eröffnen. E i n s o l c h e s L a n d i s t P a r a g u a y. Sollte es mir gelingen, nicht nur die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise auf dies so zukunftsreiche Land zu lenken, sondern

auch deutsche Kapitalisten, Kaufleute, Industrielle, Viehzüchter u. dergl. zu einer wirtschaftlichen Betätigung daselbst anzuregen, so wird das der schönste Erfolg meiner Mühe und Arbeit sein, die ich nur als eine Pflicht gegenüber meinem deutschen Vaterlande erachte.

Allen denen aber, die mir sowohl draußen in Paraguay während meiner Studienreise mit Rat und Tat zur Seite standen, wie auch später in der Heimat bereitwilligst wertvolles Material zur Verfügung stellten, spreche ich hiermit meinen herzlichsten Dank aus, insbesondere Herrn Generalkonsul R. von Fischer-Treuenfeld und dem Verlage E. S. Mittler & Sohn, die mir die Klischees zu den auf S. 32, 115 und 170 abgedruckten Bildern gütigst überlassen haben.

Pr. Friedland, Westpr., im August 1906.

Dr. W. Vallentin,
Kapitän.

I.

Auf dem Rio Paraguay nach Asuncion.

Corrientes, eine der ältesten Städte Südamerikas, lag hinter mir, Corrientes mit seinen von Mauern umschlossenen Gärten, seinen Palmen und Springbrunnen, mit seinen schönen Frauen und Zigarren rauchenden Weibern.

Nach dreitägigem Warten war endlich der Dampfer mit der üblichen Verspätung angekommen; für teures Geld erhielt ich noch einen Platz, und wiederum mit der üblichen Verspätung dampfte das Fahrzeug ab nach Norden zu, dem lieblichen Lande der Guaranís entgegen.

Aus dämmernder Morgenfrische stieg der glühende Sonnenball hinter den Baumwipfeln einer herrlichen Uferlandschaft empor und spiegelte sich in den Fluten des mächtigen Paraguaystromes. Die herrliche Natur erwachte langsam aus traumhaftem Schlummer. Fast lautlos glitt der Dampfer dahin. Ringsum eine majestätische Ruhe, eine erhabene Feierlichkeit, die wie der Odem Gottes durch den lichten Äther zog. Und höher schwebte die Sonne und beleuchtete ein prächtiges Bild. Wie von tausend Diamanten funkelte und blitzte und glitzerte es auf dem Spiegel des Stromes, und seine Wellen rauschten leise, und das saftige, taufrische Grün seiner Ufer lachte und winkte geheimnisvoll herüber, während Bäume und Sträucher unter dem hauchenden Kusse des Morgenwindes leise erschauerten. Ein Gewirr von hohem Riedgras schwankt in



den Wellen und hinter ihm erhebt sich niedriger Waldbestand, oft durch dichtes Gestrüpp, Unterholz und Schlinggewächs undurchdringlich gemacht, oft weite grüne Flächen, die als Weideland für Viehherden dienen, freilassend. Die vielfachen Verzweigungen und Verästelungen des Stromes haben die Entstehung von Lagunen und Sümpfen verursacht; Inselbildungen kommen häufig vor.

Menschliche Behausungen sind nur sehr vereinzelt sichtbar; ebenso selten ist bebautes Land anzutreffen. Die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend weist in der Hauptsache auf Viehzucht hin.

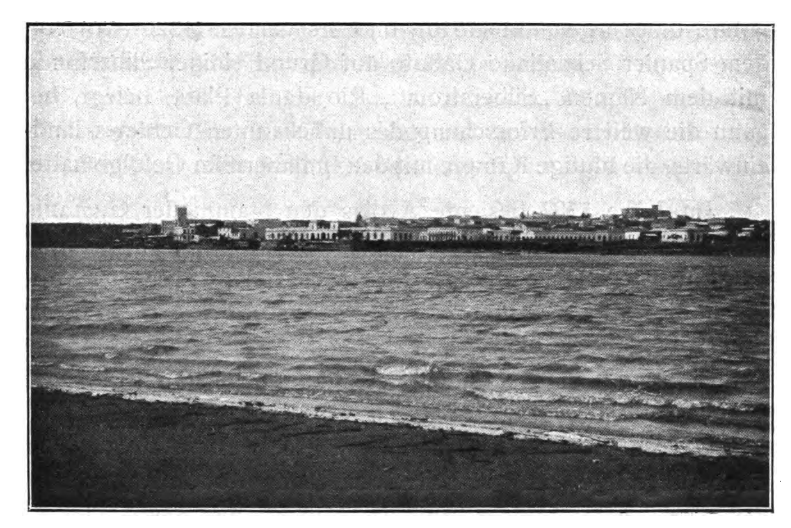
Erst weiter stromaufwärts zeigt sich mehr Leben und Abwechslung in der Landschaft. Hellgrüne Grasebenen dehnen sich dort, und in ihnen stehen Busch und Wald wie dunkle, schattige Flecke, und weit in duftiger Ferne glänzt wie ein schmaler Silberstreif die blitzende Wasserfläche einer Lagune durch das Laubwerk hindurch. Im kühlen Waldesschatten aber weidet eine Rinderherde; wie rote und weiße Punkte heben sich die Leiber der Tiere von dem saftigen Kolorit des Hintergrundes ab. Vom hohen Uferrand blicken einige Hütten herab auf den Fluß. Felder, angebaut mit Zuckerrohr und Mais, schimmern hervor. Nackte braune Kinder und schwarzhaarige Weiber sitzen oder hocken vor dem Eingang ihres Ranchos und schauen neugierig dem Dampfer nach.

Ernst grüßen die Ruinen des alten berühmten Humaitá. Dann passieren wir Villa del Pilar, und bald erscheint in hübscher Lage, verstohlen hinter grünem Gebüsch hervorlugend, das saubere Städtchen Villeta. Helle Häuser blinken im Sonnenstrahl; ein weißer Kirchturm ragt in den stahlblauen, wolkenlosen Himmel hinein. Dunkle Frauengestalten, in weiße oder hellfarbige, faltenreiche Tücher gehüllt, stehen am Ufer und winken lachend herüber. Und neben ihnen liegen, zu großen Haufen aufgestapelt, Tausende und Tausende

von Apfelsinen, der Verschiffung nach den La Plata-Städten harrend.

> Gestern Corrientes' Blumen und Düfte,
> Heute des Stromes säuselnde Lüfte,
> Morgen in — Asuncion!

Und da taucht es aus Dunst und Dämmer hervor, Asuncion, die alte ehrwürdige Hauptstadt Paraguays. Weißes Mauerwerk leuchtet auf rotem Sandsteingrund durch den zartblauen,



Asuncion.

duftigen Schleier der Ferne hindurch; Türme und Kuppeln recken sich aus einer unbestimmten Masse von Gebäuden scharf in den kristallklaren Himmel hinein, der hier so mild, so freundlich und innig hernieder lächelt, als ob er in Liebessehnsucht die Erde umarmen wolle.

Von der Flußseite aus gewährt die Stadt einen herrlichen Anblick, landschaftlich sowohl wie auch architektonisch. Sie zeigt ein eigentümliches Gemisch von Altem und Neuem, von Trümmern und mächtigen monumentalen Bauwerken, von

Gegensätzen aller Art, von Resten einer alten Vergangenheit und Anzeichen einer hoffnungsfrohen Zukunft. Die Zeit hat auf dem lächelnden Gesicht Asuncions ihre unverkennbaren Spuren hinterlassen; und dies Antlitz scheint immer zu lächeln, trotz der fürchterlichen Greuel und der bluttriefenden Tyrannenherrschaft, die es schon gesehen hat.

Die Gründung Asuncions reicht bis zum Jahre 1537 zurück. Nach der Entdeckung des heutigen Rio de la Plata, damals „Mare dulce" genannt (1516), und erst später (1526—30) von dem Spanier Sebastiano Gaboto auf Grund einiger Silberfunde mit dem Namen „Silberstrom", Rio de la Plata, belegt, begann die weitere Erforschung des unbekannten Gebietes landeinwärts, die blutige Kämpfe mit den Indianern im Gefolge hatte.

Im Jahre 1537 besiegte Ayolas den Stamm der Guaranís unter seinen Kaziken Lambaré und Nandú Guazú Rubichá. Der Entscheidungskampf hatte an einem Himmelfahrtstage stattgefunden, und in Erinnerung an diesen erhielt das an jener Stelle gegründete Fort den Namen „Nuestra Señora De Asuncion". Aus der kleinen Befestigung entstand später die Hauptstadt Paraguays, kurzweg Asuncion genannt, damals die Operationsbasis der Spanier für ihre Entdeckungs- und Eroberungszüge im südamerikanischen Kontinent, derart, daß Paraguay zu jener Zeit im Mittelpunkt der südamerikanischen Kolonialverwaltung und im Vordergrunde südamerikanischer Weltgeschichte stand.

Berücksichtigt man die Lage der Stadt fern von der Küste, tief im Innern eines neu entdeckten Weltteils, dann muß man staunen über die Kühnheit der damaligen spanischen Konquistadoren, denen zu ihren Kolonisierungsarbeiten oder, besser gesagt, Raub- und Vernichtungszügen gegen eingeborene wilde Stämme inmitten einer unbekannten Wildnis keine modernen Hilfsmittel zu Gebote standen. Aber jene Leute wußten, was sie wollten; es waren Männer aus einem Guß, diese Ga-

botos, Ayolas und Iralas, die da ausgezogen waren, um für sich eine Welt zu erobern.

Asuncion, wie überhaupt das ganze Land Paraguay, war einst der Sitz einer hochentwickelten Kultur. Aus Paraguay stammt der Sage nach die indianische Urbevölkerung Brasiliens, Argentiniens und Boliviens, also des größten Teiles Südamerikas. Von Paraguay aus machten die spanischen Eroberer ihre Züge durch den Kontinent bis nach Peru. Paraguay wurde somit zum Ausgangspunkt der damaligen Kulturentwicklung und geographischen Entdeckungen. Paraguay war unter den Jesuiten der Mittelpunkt der sogenannten „Missiones“, die das Christentum unter den Indianern verbreiteten und die Eingeborenen mit fast unglaublichen Erfolgen zur Viehzucht, zum Ackerbau und zum Gewerbe erzogen. Jene geradezu großartigen Erfolge aber haben bewiesen, in welch hohem Maße der Stamm der Guaranís kulturfähig ist, und auf welche hohe wirtschaftliche Entwicklungsstufe das Land infolge seiner natürlichen Fruchtbarkeit gebracht werden kann.

Was Paraguay auf diesen Gebieten zu leisten vermochte, das hat es gezeigt unter dem Despotenregiment Francias (1815—40), des Carlos Lopez (1844—62), unter der grausamen Tyrannenherrschaft des Präsidenten Solano Lopez (1862 bis 1870). Reichtum und wirtschaftlicher Glanz im ganzen Lande; keine Armut, keine Staatsschuld; gesicherte und geordnete Verhältnisse überall. Damals schon, anfangs der sechziger Jahre, existierten in Paraguay Eisenbahnen und Telegraphen, Maschinenfabriken und Eisengießereien, Schiffbauanstalten, Arsenale und Geschützgießereien. Dann kam der Verfall. In der grenzenlos despotischen Verblendung des Tyrannen — des „Nero des 19. Jahrhunderts“ — lag der Keim des unabwendbaren Unheils, der Beginn zum Ruin. Der große Vernichtungskrieg von 1865—70 lohte empor, den Lopez im Cäsarenwahnsinn gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay vom Zaune

brach, um — man lächle nicht, es ist pure Wahrheit — um Kaiser von Südamerika zu werden.*) Man erzählt, daß Lopez, der kleine, dicke Lopez, um die Hand der Tochter des Kaisers Dom Pedro von Brasilien angehalten, indessen einen Korb bekommen habe. Zu dem Gefühl der Großmannssucht, des tatsächlich ausgebrochenen Größenwahnsinns, gesellte sich nun das der gekränkten Ehre, der Rache. Lopez wollte selbst Kaiser werden und wurde hierzu angestachelt von seiner nimmersatten, habgierigen Maitresse, einer Engländerin namens Lynch.

Bereits mit 16 Jahren war diese mit einem wohlhabenden Engländer verheiratet, der aber schon einige Monate nach der Hochzeit plötzlich starb. Sie ging darauf nach Paris, heiratete dort wieder, trennte sich aber bald von ihrem Manne, der ihr wegen ihres Leichtsinns Vorwürfe gemacht hatte, und wurde nun, von Sucht nach Genuß und Abenteuern getrieben, eine flotte Tänzerin auf den öffentlichen Bällen. Dort lernte sie Solano Lopez kennen, der in Paris mit dem Golde seines Vaters ein ausschweifendes Leben führte. Sie wurde seine Geliebte und begleitete diesen, ihren neuen und immens reichen „Herrn" nach Paraguay. Land und Volk hat sie dort in schrecklicher Weise ausgebeutet. Kistenweise ist damals das Gold von jener ehrenwerten Dame nach London geschickt worden; ihr Grundbesitz, den sie sich „nebenbei" auf betrügerischem Wege vom Volk erpreßte, soll ungeheuer gewesen sein.

Man sagt, daß das Modell der Kaiserkrone schon aus Paris verschrieben war. Auch ein Mausoleum hat jener bluttriefende Autokrat bereits für sich bauen lassen. Im Rohbau steht es heute noch da; Gras wächst auf der mächtigen Kuppel, und Unkraut wuchert am roten Mauerwerk empor; sein Inneres aber wird zu — Pferdeställen benutzt.

---

*) Vergleiche S. 304 ff, 308 ff.

Fünf Jahre hat jener Krieg gedauert. Schon 1861, also vier Jahre vor Beginn desselben, zählte Paraguay über 1 000 000 Einwohner, nach dem Kriege im Jahre 1872 nur noch 200 000. Also mehr als dreiviertel Millionen Menschenleben hatte die Laune eines cäsarenwahnsinnigen Menschen dem Lande gekostet. Was der Feind eben nicht umgebracht hatte, ließ dieser grausame Wüterich in seinem Blutdurst selbst abschlachten und scheute darin vor nichts zurück. Hat er doch einen seiner Brüder erschießen, einem anderen den Hals abschneiden lassen; auf seinen Befehl wurde seine eigene Mutter öffentlich durchgepeitscht; eine Schwester teilte dasselbe Los; eine andere wurde in Ketten als Gefangene mitgeschleppt. Zwangsweise wurde alles, aber auch alles zum Kriegsdienst gepreßt, selbst Frauen und zehnjährige Knaben. Endlich nahte die Erlösung.

Lopez, der bei seiner Härte und Grausamkeit ungemein feige war und niemals selbst an irgendeinem Treffen teilgenommen hatte — dazu besaß er ja seine Leute —, der da erblaßte und zitterte, wenn ein Flintenschuß ertönte, wurde von seinem Geschick ereilt. Auf der Flucht wurde er aus seinem Versteck aufgestöbert und erstochen.

Was dieser Krieg von der Bevölkerung übrig gelassen hatte, waren hauptsächlich zu Skeletten abgemagerte Frauen und vom männlichen Geschlecht tatsächlich nur Krüppel und Sieche, die kaum soviel auf dem Leibe hatten, um ihre Blöße zu bedecken. Das Land selbst war total verwüstet, wirklich eine Tabula rasa. Es gab beinahe kein Stück Vieh mehr, kein Pferd, keine Kuh, kein Schaf, keine Ziege. Weder Pflanzungen noch Sämereien fanden sich vor; ebensowenig war Geld vorhanden, um Vieh und Samen zu kaufen, da Lopez und die Lynch alles Gold und Silber entweder nach England verschifft oder an Stellen, die nur sie kannten, vergraben hatten.*)

---

*) Dies nach dem persönlichen Bericht eines Augenzeugen, des mir bekannten späteren deutschen Konsuls Mangels. Vergl. S. 306 ff.

Man steht hier vor einem großen Rätsel. Wie konnte sich ein ganzes Volk fünf Jahre hindurch so martern und von zwei Personen, einem grausamen Despoten und einer habgierigen Maitresse, einfach zur Schlachtbank schleifen lassen; ein Volk, das gezeigt hatte, daß es einer hohen Kultur fähig war! Wie war das möglich!

Und trotz dieses fürchterlichen Zusammenbruches, trotz dieser schrecklichen Kriegswunden haben sich dies Volk und dies Land allmählich wieder erholt; ein Zeichen seiner inneren Kraft. Heute besitzt Paraguay schon wieder 700 000 Einwohner. Ackerbau und Viehzucht schreiten vorwärts; Handel, Verkehr und Industrie sind im Zunehmen begriffen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, dann geht das so vielfach immer noch verkannte Land einer schönen Zukunft entgegen.

Asuncion selbst, das nach dem Kriege völlig verlassen war und noch im Jahre 1889 kaum 25 000 Einwohner aufwies, dessen Häuser und Kirchen verfallen waren, und dessen Hauptstraßen damals einem ausgeronnenen Flußbett glichen, zählt heute schon wieder mehr als 70 000 Seelen, darunter ca. 250 Deutsche. Die Stadt liegt 138 m über dem Meeresspiegel. Die Hauptstraßen sind gepflastert; verschiedene Pferdebahnlinien vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen; ein Netz von Telegraphen- und Telephondrähten überzieht den Ort. Prächtige Wohnhäuser sind erstanden; aus den einfachen, meist einstöckigen Häuserreihen heben sich oft palastartige Bauten stolz hervor. Eine mächtige Markthalle ist gebaut worden; Zollschuppen und Hafenanlagen, Kirchen und Schulen sind errichtet, kurz, Asuncion hat sich aus Schutt und Trümmern neu erhoben und strebt gewaltig vorwärts.

Fast der gesamte Handel des Landes geht über Asuncion, das dadurch gleichzeitig zum Hauptdurchgangspunkt für den ganzen Handel und Verkehr mit dem ungeheuren Hinterlande Matto Grosso, Bolivien und dem Gran Chaco

Argentiniens geworden ist. Banken und große Handelsfirmen, darunter viele deutsche, haben sich denn auch gut entwickelt. Die verschiedensten Gewerbezweige, fast ausschließlich in Händen der eingeborenen Bevölkerung, arbeiten für den heimischen Bedarf, und die Industrie der Stadt kann schon als bedeutend bezeichnet werden. Drei große Holzsägereien, verbunden mit Tischlerwerkstätten und Möbelfabriken, eine große Dampfsägemühle, eine Ölfabrik, vier Seifenfabriken, eine Matémühle, zwei Brauereien, eine Likörfabrik, eine im großen Maßstabe betriebene Gerberei, eine Zündholzfabrik, eine Schiffswerft, mehrere Ziegeleien, eine große Saline usw. befinden sich am Platz beziehungsweise in dessen nächster Umgebung. Hauptausfuhrartikel ist Yerba Maté aus den großen Teewäldern im Norden und Osten des Landes; für mehr als 3 613 000 Mark sind 1905 exportiert worden. Den gleichen Wert etwa repräsentierte der Export von getrockneten und gesalzenen Häuten, die zum großen Teil nach Deutschland gingen. Ausfuhrartikel sind ferner Tabak, Nutzhölzer und Früchte.

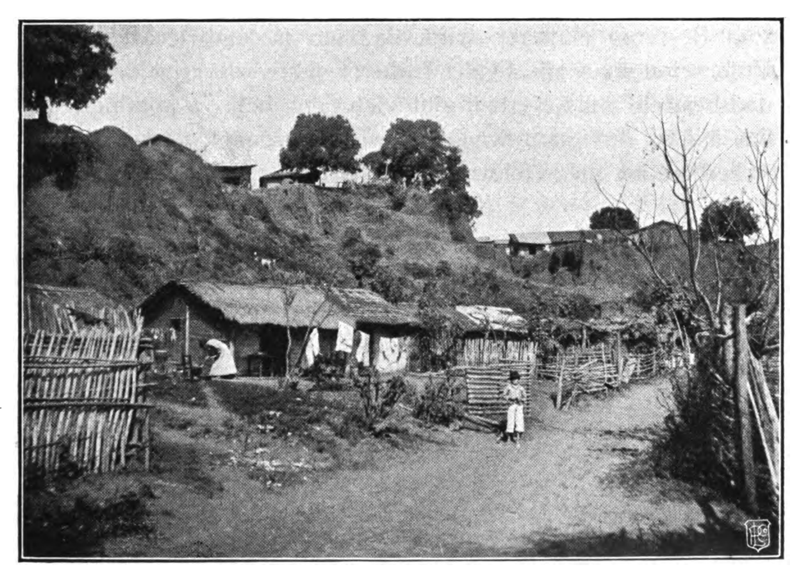
Der Wert der Gesamteinfuhr bezifferte sich 1903 auf 14 491 447 Mark, während die Ausfuhr des Landes 17 350 000 Mark betrug. Noch ist es Zeit für deutsche Unternehmer, sich hier den Absatzmarkt zu sichern; denn schon ist das englische Kapital stark vertreten und scheint immer mehr festen Fuß zu fassen. So ist zum Beispiel die Zentralbahn in englischen Händen, und das verzweigte Pferdebahnnetz der Residenzstadt Asuncion bis weit hinaus zu den reizend gelegenen Vorstädten gehört einer englischen Gesellschaft. Das sind schwerwiegende Vorteile. Denn die bisher fertiggestellte Strecke der zuerst erwähnten Bahn von Asuncion über Villa Rica nach Pirapó beträgt 247 Kilometer und würde nach ihrer Fortführung bis zur Grenze, bis nach Encarnacion den Anschluß an die argentinische Bahn erreichen.

Inwieweit hierdurch die Erschließung des Landes, Handel

und Verkehr gefördert und die Bodenpreise steigen würden, brauche ich wohl nicht näher zu erörtern, ganz abgesehen von dem wichtigen Umstande, daß derjenige, der die Verkehrswege eines Landes in der Hand hat, den größten Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes besitzt. Und gerade in letzter Hinsicht eröffnet sich in Paraguay ein weites Feld der Tätigkeit für den, der mannhaft, ohne zu zaudern, zugreift. Ich will hierbei nur an den Schiffsverkehr auf dem Paraguay und Paraná erinnern. Vor 15 Jahren etwa kamen nach Asuncion durchschnittlich drei bis fünf Schiffe im Monat; und heute? 50 und mehr Dampfer und Segelschiffe kommen und gehen und vermitteln einen fortwährend steigenden Personen- und Frachtverkehr. Und im Jahre 1902 betrug die Zahl der in allen Häfen des Staates einlaufenden Schiffe 4959 mit 926 367 Reg.-Tonnen, die der auslaufenden 4985 mit 887 353 Tonnen Gehalt. Das sind Zahlen, die sich im Hinblick auf die traurigen Vorjahre wohl mit Recht sehen lassen können. Ähnlich aber steht es auf allen Gebieten. Viehzucht und Ackerbau haben einen gewaltigen Aufschwung genommen, namentlich erstere, die ja unzweifelhaft die reichste Produktionsquelle des Landes ist. An Stelle der 15 000 Stück Großvieh vor ca. 30 Jahren hat der Staat heute einen Viehbestand von mehr als vier Millionen; im Jahre 1905 betrug die Anzahl der vorhandenen Rinder 4 600 000 Stück. Kapitalien, die in Viehwirtschaft angelegt sind, verzinsen sich hier unter allen Umständen mit ca. 12 % und mehr.

Der Ackerbau hingegen scheint dieses hohe Stadium der Entwicklung noch nicht erreicht zu haben; er ist zurzeit noch nicht in der Lage, den eigenen Landesbedarf zu decken. Mangelnde Arbeitskräfte, fehlende Kommunikationswege, der vernachlässigte Zustand der vorhandenen Landwege können eben ihre Wirkung nicht verfehlen. Indessen ist als sicher anzunehmen, daß auch hier in kürzester Zeit ein Umschwung

zum Besseren eintreten wird, da man in landwirtschaftlichen Unternehmungen die Fehler früherer Jahre zu vermeiden sucht und bestrebt ist, Ackerbau und Viehzucht mehr zu kombinieren, das heißt, den natürlichen Entwicklungsgang nehmend, den Ackerbau an die Viehwirtschaft anzuschließen.



Aus der Umgegend von Asuncion.

II.

Allgemeines über Paraguay, das Land der Guaranís.

Im allgemeinen macht man sich daheim im Deutschen Reich völlig verkehrte Vorstellungen von den in südamerikanischen Ländern herrschenden Größenverhältnissen, von Ausdehnung und Entfernung.

Man weiß nicht, daß Brasilien fast die Flächenausdehnung von ganz Europa hat, und daß das kleine, ja so oft mit einem Anflug von Verachtung mit „klein" bezeichnete Paraguay größer ist als die Hälfte des Deutschen Reiches. Man übersieht, daß der Paraguaystrom, der den gleichnamigen Staat von Norden nach Süden durchfließt, von der Quelle bis zur Mündung in den Paraná ungefähr 1800 km mißt. Solange aber Geo-

graphen und Kartenzeichner sich damit begnügen, Südamerika summarisch zu behandeln und in den Atlanten auf einer Seite zusammen zu zwängen, solange wird ja noch wohl das Volk, die große Masse, für die ja schließlich jene Abhandlungen und Atlanten bestimmt sind, in den dicken Nebelwolken der Unkenntnis über dies so reiche und schöne Land verharren.

Die Republik Paraguay liegt im Innern des südamerikanischen Kontinents zwischen 17° 24′ und 27° 31′ südlicher Breite, und reicht von 54° 7′ bis 62° 28′ westlicher Länge v. Gr. Umgrenzt wird sie im Nordwesten und Norden von Bolivien, im Nordosten von Brasilien, im Südosten, Süden und Südwesten von Argentinien.

Der oben erwähnte Rio Paraguay teilt das Land in eine östliche Hälfte, das eigentliche Paraguay, und eine westliche, den Chaco, dessen nördlicher Teil heute ein Streitobjekt zwischen Paraguay und Bolivien bildet. Während das Chacogebiet in der Hauptsache zwischen Rio Pilcomáyo und Rio Paraguay liegt, nimmt das eigentliche Paraguay alles Land ein zwischen diesem Strom und dem Rio Paraná, das, rund gerechnet, eine Flächenausdehnung von 168 000 qkm besitzt. Der Chaco ist bedeutend größer und umfaßt nahezu 289 000 qkm. Paraguay besitzt demnach eine Gesamtfläche von 457 000 qkm.

Bewohnt ist das eigentliche Paraguay von ca. 600 000 Seelen, hat also eine Volksdichtigkeit von 35,7 auf 10 qkm. Von jener Bevölkerung sind etwa 19 000 Personen Ausländer, darunter 900 Deutsche und ca. 2000 deutschsprechende Fremde. Die übrigen Bewohner bilden eine Mischung aus den Nachkommen der alten Spanier, der eingeborenen Guaraní-Indianer und der später eingewanderten Europäer.

Als sich im Jahre 1540 sämtliche Stämme der Guaranís im heutigen Paraguay gegen die spanischen Unterdrücker

empören wollten, wurde dieser großangelegte Plan den fremden Eroberern im letzten Augenblick verraten. Ein Weib war es, das den Verrat am eigenen Volke übte, die bildschöne Tochter eines der mächtigsten Häuptlinge, damals die Geliebte des spanischen Kapitäns Zalazar. „Lieben — hilft ja oft zu manchen Dingen,“ wie es im Säckinger Trompeter heißt. So auch in diesem Falle. Nach den üblichen Strafen und Hinrichtungen wehte durch das spanische Lager so etwas wie Milde, die ihren Ursprung auch wohl in den Herzen der braunen Indianertöchter gehabt hat und von diesen auf die hartgesottenen Konquistadoren übergegangen sein mag. Es fand eine allgemeine Begnadigung statt. Ewige Freundschaft wurde geschworen, die soweit ging, daß damals schon Ehen zwischen Spaniern und Indianerinnen gesetzlich und kirchlich sanktioniert wurden. Seit jener Zeit existiert die Blutmischung der europäischen weißen Rasse mit den Indianerstämmen der Guaranís in Paraguay, und es entstand allmählich das Mestizenvolk der Paraguayer mit seinem eigenartigen Typus. Später ist dann das Negerelement, aus Nachkommen früherer Sklaven bestehend, hinzugekommen, aber doch nur in ganz geringem Maße, nur vereinzelt hier und da hervortretend. Im Volk aber ist der Indianertypus vorherrschend und überwiegt alles andere bei weitem. Es ist eben heute noch der Guaraní, der hier in seinem angestammten Lande wohnt und hier seine eigene Sprache spricht, wie vor so und soviel hundert Jahren. Wenn auch zurzeit die offizielle Sprache das Spanische ist, so wird doch überall, namentlich auf dem Lande nur Guaraní geredet. Ein großer Teil der Bevölkerung kennt gar nicht das Spanische; selbst in gebildeten Kreisen und in den Städten wird, wenn man „unter sich“ ist, nur Guaraní gesprochen, und ich kenne Leute in einflußreichen Stellungen, die das Spanische, Französische und Englische beherrschen, die sich aber „unter sich“ nur des Guaraní bedienen, eben weil es ihnen als Muttersprache gilt.

Es ist ein hübscher Menschenschlag, diese Paraguaybevölkerung, die Männer gut geformt, von schlankem und doch kräftigem Körperbau, die Frauen meist schön.

Im Gegensatz zu dem eigentlichen Paraguay östlich vom großem Strom, das bereits eine ausgebildete Entwicklung zeigt und sich als ein von der Natur in hohem Maße begünstigtes Kulturgebiet erweist, ist der Chaco westlich vom Paraguayflusse fast noch ein unerforschtes Land, das sich in Händen verschiedener Indianerstämme befindet. Man schätzt die Zahl der dort lebenden Indianer auf etwa 100 000 Köpfe.

Der Osten Paraguays wird von der zur südbrasilianischen Gebirgsformation gehörigen Cordillera Amámbay durchzogen, die, aus Matto Grosso kommend, fast genau von Nord nach Süden verläuft, unter dem 24. Grad südlicher Breite sich im rechten Winkel nach Osten wendet und gleichzeitig einen anderen Höhenzug nach Süden entsendet. Jene nach Osten bis zum Paraná reichende Bergkette führt den Namen Sierra Mbaracayú; der mit vielen Verzweigungen und weit vorgeschobenen Seitenarmen südwärts sich erstreckende Höhenzug heißt Sierra Caaguazú. Diese östliche Bergzone des Landes reckt sich kaum bis zu einer mittleren Höhe von 300 m empor; ihre höchsten Erhebungen liegen nicht mehr als 680 m über dem Meeresspiegel. Schluchten und Talbildungen sind reichlich vorhanden; die natürliche Bewässerung ist vorzüglich; denn hier liegt das große Quellgebiet der Zuflüsse des Paraguay- und Paranástromes.

Eine üppige Vegetation und ein herrlicher Waldbestand bedecken das ganze Gebiet, dem starre Wildheit und liebliche Anmut sowohl in ihrer Verschmelzung, wie auch in ihren Gegensätzen eine eigenartige Schönheit verleihen. Prächtige Szenerien hat in den Urwäldern jenes Berglandes die allgütige Natur geschaffen, eine betörende Zauberwelt im Schöpfungsmorgenglanze.

Ein leicht gewelltes Hügelland mit einzelnen Kuppen und flach gestreckten Rücken bildet von hier nach Westen zu den Übergang zu der mittleren Zone, die bis zu den Ufern des Paraguayflusses reicht, und in der ausgedehnte, mit üppigem Graswuchs bestandene Weideplätze abwechseln mit inselartig eingestreuten Waldungen. Die durchschnittliche Höhenlage über dem Meeresspiegel beträgt etwa 180 m, während einzelne Erhebungen, die sich in sanft geschwungenen Wellenlinien vom duftigen Horizonte abheben, kaum über 300 m hinausgehen.

Auf der Westseite des Stromes breitet sich das sehr flache, steppenreiche Chacogebiet aus, in dem Urwald und Grasland in stetiger Abwechslung sich vorfinden.*)

Der Boden des Chaco besteht in der Hauptsache aus Ablagerungen der Tertiärformation, tonigen und lehmigen Schichten, die stark mit Sand vermengt und mit angeschwemmtem Humus überlagert sind. Am Paraguayfluß, namentlich auf seiner linken Seite bis zu den allmählich ansteigenden Erhebungen des östlichen Berglandes, enthalten diese Tertiärsedimente in großer Menge Verwitterungsprodukte von Quarz, vermischt mit Magneteisen und Feldspat und überlagert hier und da von vulkanischen Konglomeraten. Weiter nach Osten und Nordosten treten vulkanische Gebilde zutage; basaltartiges Gestein hat die tonig-sandigen Schichten des aus Sandstein, Ton, Mergel, Kalk usw. bestehenden Sedimentärgesteins durchbrochen. Jene Schichten sind stark eisenhaltig und infolge des Eisenoxyds rot gefärbt. Die obere Humusschicht weist reichlich Zersetzungsprodukte verschiedenen Eruptivgesteins auf. Dolerit, Syenit, Porphyre sind sehr häufig.

Die rote Erde, die im Waldlande und auf den höher gelegenen Stellen, auf Bergrücken und Hügeln und deren Abhängen vorkommt, ist äußerst fruchtbar und am besten für

*) Vergl. S. 265 ff.

Ackerbau geeignet, im Gegensatz zu dem grauschwarzen oder weißlichgrauen, ziemlich nährstoffarmen Boden des niedrigen Graslandes.

Die Bewässerung des Landes ist sehr günstig. Durchflossen wird Paraguay von dem gleichnamigen Flusse, der, in Matto Grosso entspringend und von Norden nach Süden strömend, sich mit dem Paraná nördlich von Corrientes vereinigt. Letzterer entspringt in dem brasilianischen Staat Minas Geraes. Nach Aufnahme des Paraguayflusses und nach Vereinigung mit dem Uruguay weiter südlich ergießt er sich als Rio de la Plata bei Buenos Aires in den Atlantischen Ozean. Paraguay steht somit durch diese gewaltige Verkehrsader in direkter Verbindung mit dem Meere. Von der Quelle bis zur Einmündung in den Paraná hat der Paraguaystrom eine Länge von 1800 km, während die Flußlänge des Paraná von Corrientes bis Buenos Aires etwa 1200 km beträgt, so daß hier eine Totalstromlänge von 3000 km entsteht. Für Schiffahrt, Handel und wirtschaftliche Entwicklung ist dieses La Plata-Stromgebiet äußerst wichtig; denn es ist bis nach Cuyabá in Matto Grosso hinauf schiffbar. Ähnlich steht es mit dem Rio Paraná, der bis nach Tacurú-Pucú hinauf kleinere Fahrzeuge zuläßt. Zwar ist sein Wasservolumen größer als das des Paraguay; dafür ist sein Bett nicht so tief.

Zahlreich sind die Zuflüsse des Paraguaystromes. Da sind auf dem östlichen Ufer unter anderen der Grenzfluß Rio Apá, dann der Rio Aquidabán, Jejuý, Tibicuarý, Nembucú; auf der Chacoseite der Rio Otuquís, Aguaraý-Guazú und Pilcomáyo.

Aus der großen Zahl der Nebenflüsse, die auf Paraguaygebiet in den Paraná fließen, seien nur genannt der Rio Igatimí (nahe der Grenze), der Igurey, der Acaraý, der Mondaý und Rio Yocaý-Guazú. Südlich von der Mündung des Igatimí unter 24⁰ 3′ 16″ s. Br. und 54⁰ 15′ w. L. v. Gr. befinden sich im Laufe des Paraná die gewaltigen, wildschönen Wasserfälle

von Guairá.*) Der von brasilianischer Seite kommende Rio Iguazú, der unter 25⁰ 35′ 22″ s. Br., da wo die drei Republiken Paraguay, Brasilien und Argentinien zusammenstoßen, sich in den Paraná ergießt, bildet kurz vor seiner Einmündung die bekannten, an Naturschönheiten so reichen Katarakte des Iguazú.**)

Außer diesem ausgedehnten Flußnetz besitzt Paraguay viele Seen, darunter die große Laguna Ipoá***), den herrlichen See Ipacarý†), den Aguaracatí und den Estero Nembucú.

Das Klima des Landes ist subtropisch, warm, aber gesund, und hat anderen, kälteren Zonen gegenüber ebensogut seine Vorteile wie Nachteile. Dem europäischen Eingewanderten ist es zuträglich, so daß sich dieser leicht akklimatisiert und, ohne besonderen Erkrankungen ausgesetzt zu werden, seiner Beschäftigung im Freien nachgehen kann. Es ist eben besser als sein Ruf.

Die mittlere Jahrestemperatur in Paraguay beträgt ca. 23 Grad Celsius, und zwar in den drei Sommermonaten — Dezember, Januar, Februar — etwa 28, in den drei Wintermonaten — Juni, Juli, August — ungefähr 17 Grad Celsius. Das schließt indessen nicht aus, daß zum Beispiel in Asuncion Tagestemperaturen von 36 bis 40 und Nachttemperaturen von — 1,0 Grad gemessen worden sind.

Die auf dem Observatorium zu Asuncion beobachteten Messungen der niedrigsten, mittleren und höchsten Temperaturen ergaben in einer siebenjährigen Periode von 1892 bis 1898 folgendes:††)

---

*) Vergl. S. 115 ff.

**) Vergl. S. 121 ff.

***) Vergl. S. 189 ff., 262 ff.

†) Vergl. S. 23 ff.

††) R. von Fischer-Treuenfeld. Paraguay in Wort und Bild. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn. S. 19 ff.

	Niedrigste Temperatur	Mittlere Temperatur	Höchste Temperatur
1892	2,0° C.	21,76° C.	38,8° C.
1893	0,8	21,83	41,4
1894	2,6	22,12	40,0
1895	2,8	22,92	39,4
1896	3,2	23,45	40,4
1897	3,2	22,77	41,4
1898	4,4	22,02	40,8

Danach betrug die mittlere Jahrestemperatur im Durchschnitt der sieben Jahre 22,41° C.

Der Winter ist durchweg angenehm, milde und erfrischend. Nur selten kommen so kalte Tage vor, daß ein Heizen der Wohnungen erforderlich wird. Schnee ist unbekannt; dagegen treten Reif und Nachtfröste auf.

Der Regenfall verteilt sich auf alle Jahreszeiten; kein Monat ist regenlos; die für die Landwirtschaft so verderblichen Dürren gibt es daher in Paraguay nicht. In einer siebzehnjährigen Beobachtungsperiode von 1877—1894 stellte sich die durchschnittliche Regenmenge auf 1508,8 mm, in der Zeit von 1892 bis 1898 nur auf 1323,4 mm bei einem Jahresmaximum von 1795 und einem Minimum von 1050 mm.

Im Jahre	betrug die Niederschlagsziffer
1902	1469,2 mm.
1903	1937,0
1904	1574,9
1905	1678,3

Am regenreichsten sind die Sommermonate — Dezember, Januar, Februar — mit einem Mittel pro Monat von 147,2 mm. Es folgen die Herbstmonate — März, April, Mai — mit 138,2 mm. Dann kommt der Frühling — September, Oktober, November — mit 125,7 mm. Am regenärmsten ist der Winter — Juni, Juli, August — mit 60,1 mm.

Die meisten Regentage fallen in den Monat Januar, während August als der trockenste Monat gilt.

Im Durchschnitt sind von den 365 Tagen des Jahres 72 regnerisch, 87 bewölkt, 206 heiter.

Die milden Temperaturen mit den so günstigen Niederschlägen erweisen sich äußerst förderlich für das Wachstum der Pflanzen, für das Gedeihen aller jener Ackerbauprodukte ohne künstliche Bewässerung, die auch sonst im allgemeinen ein warmes Klima verlangen. So sind die klimatischen Verhältnisse Paraguays vorzüglich geeignet für den erfolgreichen Anbau aller Arten subtropischer Pflanzen, wie zum Beispiel Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Reis, Mais und anderer Zerealien. Auch Weizen wächst gut; ebenso gedeihen europäische Gemüse und die verschiedensten Obstsorten, die Weinrebe und dergleichen mehr.

Beachtenswert ist die so wunderbar reine Luft Paraguays.

Unter einem solchen heiteren Himmel, der in majestätischer Klarheit, strahlend im tiefen Blau, sich über das liebliche Land dahin wölbt, ist kein Platz für verheerende Krankheiten. Epidemien treten höchst selten auf; endemische Krankheiten sind unbekannt. Wechselfieber kommt zwar in sumpfigen Gegenden vor, aber nur in ganz leichter, unschädlicher Form, ist durchaus nicht häufig und führt nur selten zum Tode. Relativ kann Paraguay wohl als malariafrei gelten. Zieht man das feuchtwarme Klima und das Vorhandensein großer Sumpfländereien in Betracht, so ist dies hier eine merkwürdige, höchst auffallende Erscheinung, im Gegensatz zu den anderen, benachbarten Ländern, die ein erheblich trockneres Klima und weniger sumpfigen Boden besitzen, dabei aber in höchst unangenehmer Weise von der Malaria heimgesucht werden.

Die Sterblichkeit ist im allgemeinen gering, und die jährlichen Geburten überwiegen bedeutend die Sterbefälle, sowohl auf dem Lande, wie in den Städten. Im Jahre 1900

zum Beispiel kamen auf 10 757 Geburten nur 6137 Todesfälle, und im Jahre 1904 starben in Asuncion, das in hygienischer Beziehung keineswegs am Fortschritt der modernen Zeit zu leiden hat, von ca. 70 000 Bewohnern nur 1127, das macht etwa 16 auf tausend Köpfe.

In Deutschland betrug die Sterblichkeitsziffer im Jahre 1903 21,1 und war in den größeren Städten noch erheblich höher.

Der bekannte französische Forscher Bonpland, der Reisegefährte Alexander von Humboldts, hat das schöne Paraguay einen „parc de la nature“ genannt. Und in der Tat ist der allgemeine Anblick des Landes der eines gewaltigen Parkes mit sanft gewellter Bodenfläche, wo saftig grüne Grasebenen, umgeben von schattigen Waldungen, zum Himmel emporträumen, Hunderte von Bächen und Bächlein ihr kristallklares Wasser geheimnisvoll rauschen lassen, buschbekränzte Seen und schilfumstandene Lagunen sehnsuchtsvoll zu den fernen blauen Bergen hinüber blinken. Anmutig wie mit einem malerischen Gewande hat sich das ganze Land bekleidet. Die Schönheit und Üppigkeit einer Tropenflora hat sich hier unter der Gunst der natürlichen Boden- und Klimaverhältnisse in ihrer ganzen Pracht entwickeln können, in ihren reizenden Farbenharmonien wie auch in ihren großartig wirkenden Gegensätzen.

Der Waldreichtum ist groß. Die Wälder besitzen Nutzhölzer aller Art, meistens solche von ungewöhnlicher Härte und unverwüstlicher Dauerhaftigkeit, also in hervorragender Weise tauglich zu Bauten im Wasser, zu Eisenbahnschwellen, wie z. B. Lapacho, Zeder, Urundú, Algarroba. Dort wächst der Quebrachobaum, der zur Herstellung des Quebrachoextraktes, eines vorzüglichen Gerbstoffes, verwendet wird,*) dann der wilde Teebaum (Ilex paraguayensis), dessen Blätter

*) Vergl. S. 247 ff.

und feinen Zweige den sogenannten Maté, den herben Paraguaytee, liefern, der das Nationalgetränk Südamerikas bildet. Diese beiden Bäume sind von großer wirtschaftlicher Bedeutung und haben bereits gewaltige Industrieanlagen hervorgerufen, sowie den Exporthandel zugunsten des Landes beeinflußt.

Paraguay ist reich an Fruchtbäumen und Fruchtpflanzen aller Art. Apfelsinen, Zitronen, Melonen, Aprikosen, Mandeln, Feigen, Ananas und viele andere Tropenfrüchte gedeihen dort.

Schlanke Palmen der verschiedensten Arten kommen in gewaltigen Hainen vor und tragen in das sonst so heitere Landschaftsbild einen Zug von würdevollem Ernst und tiefer Schwermut hinein. Außer der Carandaýpalme ist die Mbocáyapalme zahlreich vertreten, aus deren Nußkernen das wertvolle Palmöl gewonnen wird. Öl- und farbstoffhaltige Pflanzen, ebenso solche, die reich an Harzen, Balsam, Firnissen und dergleichen sind, oder aus denen wohlriechende Essenzen, wie zum Beispiel Patschuli, gewonnen werden, kommen in Mengen vor.

III.

Am Ipacaraý. Eine Indianersage. San Bernardino und Altos.

Im hellen Sonnenscheine blitzt und strahlt der sagenumwobene See Ipacaraý; wie ein verträumtes Lächeln liegt es auf seiner Oberfläche; inmitten dieser idyllischen, bewaldeten Umgebung ruht es sich süß. An seinen grünen Gestaden rauscht es und flüstert und wispert es wie von fernen Geisterstimmen, die da erzählen von alten Zeiten, als noch blühende Ortschaften und fruchtbare Felder dort standen, wo jetzt die Wellen ihr anmutiges Spiel treiben. Dem großen, sagenumwobenen See Ipacaraý, der in alten Zeiten den Namen Tapaicuá führte, entstieg dereinst das erste Menschenpaar, von dem die Brüder Guaraní und Tupí abstammen, die Stammväter der Indianerbevölkerung von Südamerika. Während Tupí nach dem großen Amazonasstrom zog — die Sage berichtet, wegen der ewigen Feindschaft zwischen den Weibern der beiden Brüder —, blieb Guaraní am schönen Paraguayflusse und bevölkerte das Land, dessen Bewohner heute noch seinen Namen tragen. Neben den Inkas von Peru und den Azteken von Mexiko bildeten die Guaranís und Tupís die wichtigsten Indianerstämme Südamerikas.

Die Nachkommen Guaranís hatten dann später einen großen Teil des angrenzenden Brasiliens besetzt und breiteten sich weiter aus über Uruguay, das nördliche Argentinien und Bolivien.

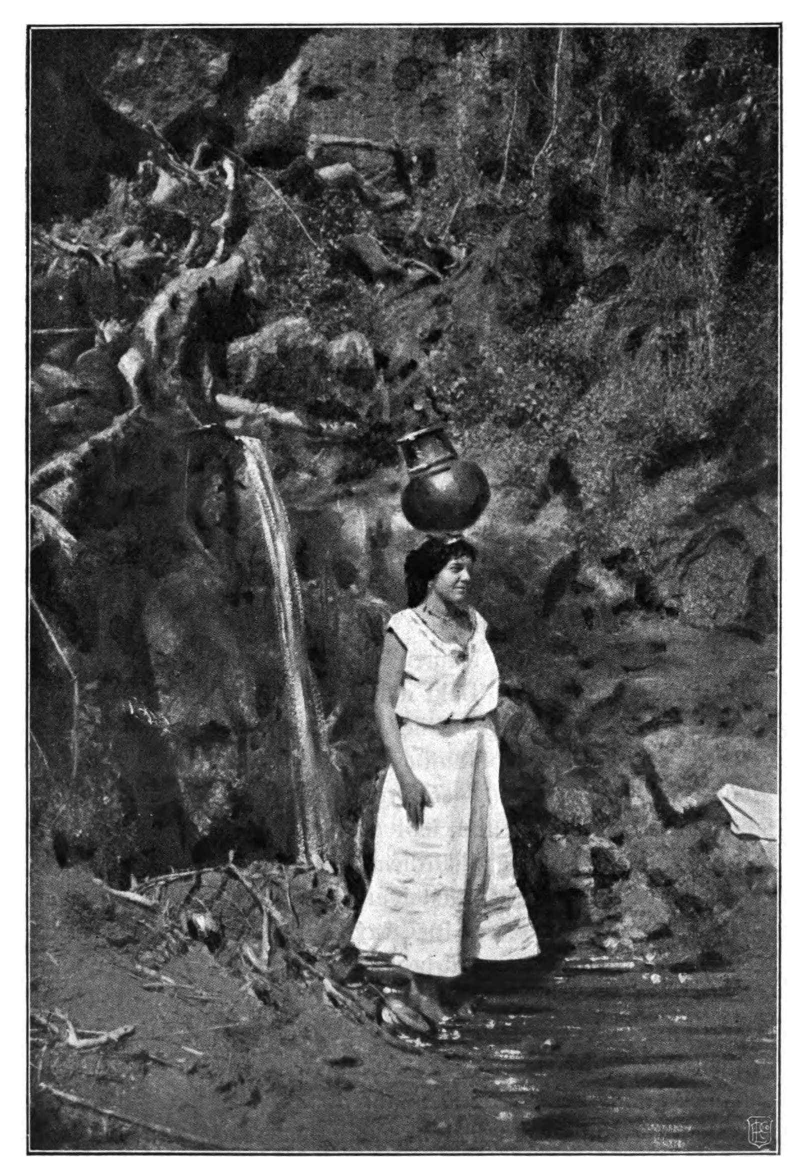
„Die Legende der gemeinschaftlichen Abstammung der Guaraní- und Tupívölker und ihrer Verbreitung von Paraguay aus über den größeren Teil Südamerikas findet ihre Bestätigung in der Verwandtschaft beider Sprachen, die von 400 indianischen Völkerstämmen gesprochen wurden. Der polysynthetische Aufbau der Guaranísprache verleiht derselben eine Fähigkeit präziser Darstellung, wie dies in anderen Indianersprachen und überhaupt in analytischen Sprachen — Französisch, Italienisch, Deutsch usw. — gar nicht möglich und nur durch zusammengesetzte Ausdrucksformen zu erreichen ist. Dieser Umstand erklärt die weite Verbreitung der Guaranísprache in prähistorischen Zeiten und ihre Erhaltung bis auf den heutigen Tag.

Zur Zeit der spanischen Entdeckung und Eroberung war Paraguay von Payaguás, Ayacés, Guanás, Tobas, Abipóns, Lenguas, Guaycurús, Mbayaes, Chiquitos, Etilinas und vielen anderen Indianerstämmen bevölkert. Viele dieser Völkerschaften wurden durch die spanischen und portugiesischen Eroberer vernichtet, und ihre Reste, soweit sie nicht das Christentum und Zivilisation angenommen hatten, zogen sich nach dem Chaco und den jungfräulichen Waldregionen Brasiliens zurück, wo sie der unaufhaltsam vordringenden Kultur Schritt für Schritt ihre reichen Jagdgründe und Weideplätze ausliefern müssen."*) Heute sitzen in Paraguay noch folgende Stämme: Toba, Caíngua, Guayaquí, Chamacóco, Guaycurú, Payaguá, Lengua, Cayuvéo, Sanapaná, Lochiquito.**)

Nach Eindringen des Christentums und unter der Herrschaft der Jesuiten wurde der sagenumwobene I p a c a r a ý als heilig und geweiht verehrt. Ursprünglich soll er ein mächtig sprudelnder Quell gewesen sein, als noch in dem großen Tal viele reiche, aber hartherzige Menschen wohnten. Da wurde das Land einmal von großer Dürre heimgesucht, alle Früchte

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay etc.

**) Vergl. S. 274 ff.



Guaranímädchen.

verdorrten, die Bäche versiegten und die Menschen verschmachteten vor Hunger und Durst. Eine fromme Frau mit ihrem einzigen Kinde auf dem Arm wollte zum großen Flusse eilen, um dem allgemeinen Verderben zu entrinnen. Sie kam auch in das Tal von Pirayú, halb tot vor Ermattung und vor Angst um ihr krankes, dürstendes Kind. Flehentlich bat sie die Bewohner, ihr etwas Wasser zu geben, damit ihr ächzendes Kind nicht stürbe. Indessen hohnlachend wiesen sie die Leute von der Tür. „Bete nur zu deinem Gott, der wird dir Wasser geben," riefen sie. Da warf sich die unglückliche Frau auf die Knie und betete inbrünstig zum Christengott. Und plötzlich verfinsterte sich der Himmel, und es stürmte und rauschte, und die Quelle Tapaicuá schoß im ungeheuren Wasserstrahl empor und setzte das ganze Tal unter Wasser. Ein großer See bildete sich, der immer größer wurde und alles Land verschlang. Schon war das Wasser bis nach Pirayú gedrungen; da kam ein frommer Christenpriester, der rief die Mutter Gottes und alle Heiligen an, und das Wasser stand still. Seit jener Zeit hat der See den Namen Ipacaraý, d. h. der geweihte oder beschworene See. Bald darauf haben Priester in seinem Wasser ein wundertätiges Bild gefunden, das noch heute in einer Kapelle zu Caacupé aufbewahrt und von der „gläubigen" Menge angebetet wird. Der Ort ist hierdurch zu einer Wallfahrtsstätte geworden und lebt von dem, was die frommen Pilger und Pilgerinnen alljährlich zurücklassen.

Aber heute noch entsteigen gemäß dem Volksglauben dem sagenumwobenen See Ipacaraý zur mitternächtigen Stunde, wenn der bleiche Mond voll hernieder schaut, wenn der Nachtwind leise im Schilfe weint und die Silberwellen des Sees erwartungsvoll in Wonneschauern erbeben, die Geister der großen Häuptlinge, bewaffnet und angetan mit allem Kriegsschmuck, und ziehen lautlos, stumm hinüber zu ihren Jagdgründen dort hinter jenen dunklen Bergen, die sich in bizarren Formen vom lichtblauen Himmelsgewölbe abheben.

Das ist der Ipacaraý, dessen Oberfläche etwa 22 km Länge und 5 km Breite hat. Er liegt ungefähr 30 km östlich von Asuncion und ist mit der Bahn, die von hier nach Villa Rica führt, leicht zu erreichen.

Auf seinem erhöhten Ostufer, inmitten einer reizvollen Vegetation erhebt sich San Bernardino, früher eine deutsche Kolonie, jetzt ein Ausflugs- und Luftkurort für die vornehme Welt Paraguays und Argentiniens.

Nach dem großen Kriege war die Regierung bestrebt, fremde Ansiedler ins Land zu ziehen und durch Gründung von Kolonien das völlig darniederliegende Wirtschaftsleben zu fördern. So unternahm sie auch 1881 einen Versuch mit deutschen Einwanderern, die 1883 anlangten und sich jene idyllische Gegend am herrlichen See als Ort der Niederlassung auswählten. Leider wurde hierbei das Zweckmäßige wenig in Betracht gezogen; denn die neue Kolonie war von der Eisenbahn durch den See getrennt, so daß der Verkehr zum Absatzmarkt — also die wichtigste Grundbedingung für das Bestehen einer Ansiedelung — mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Dieser unheilvolle Mißgriff in der Auswahl des Platzes machte sich dann auch sehr bald bemerkbar und erwies sich als eine schwere Fessel im Entwicklungsgang der Kolonie, die dadurch mehr und mehr ihrer Auflösung entgegenschritt.

Nur der Zufall brachte ihr da Hilfe: das schön gelegene Fleckchen Erde am vegetationsreichen, romantischen Gestade des Sees kam mit einemmal als Kurort in Mode wegen seiner reizenden Lage an den Abhängen bewaldeter Berge, seiner ruhigen, idyllischen Umgebung mit dem Blick auf See und Hügel und wegen seines milden, wohltuenden Winterklimas. Aus der kleinen deutschen Kolonie entwickelte sich nach und nach ein deutsches Städtchen mit einem regen Fremdenverkehr, der sich von Jahr zu Jahr vergrößerte und es mit sich brachte, daß Hotels, Gasthäuser und Privatpensionate, Kaufgeschäfte

und industrielle Gewerbe aller Art entstanden. Auch ein Sanatorium unter Leitung eines deutschen Arztes (Dr. Backhaus) ist schon vorhanden. Im allgemeinen ist heute die landwirtschaftliche Beschäftigung ganz in den Hintergrund getreten, und entsprechend dem stets wachsenden Zustrom von ruhe- und erholungsbedürftigen Fremden herrscht jetzt die industrielle und gewerbliche Tätigkeit vor.

Mit einer gewissen Befriedigung erfährt man, daß es gerade Deutsche sind, die auch hier im Vordergrunde des Wirtschaftslebens stehen und dem ganzen Gemeinwesen ihren Stempel aufgedrückt haben. So besteht z. B. die Mehrzahl des Gemeinderats von San Bernardino aus Deutschen. Was die Stadt heute ist, das ist sie geworden durch die Initiative der Deutschen, das verdankt sie der ureignen Kraft des Germanentums in der einst so kleinen Ansiedelung am schönen See Ipacaraý.

Im Jahre 1886 zählte die Kolonie San Bernardino 382 Seelen; heute beziffert sich die Einwohnerzahl auf etwa 1300 Personen mit ca. 150 Deutschen. In den Wintermonaten ist der Zuzug von Fremden ganz erheblich und mehrt sich von Jahr zu Jahr derart, daß die Bevölkerung darauf hingewiesen wurde, alle Vorkehrungen für das Wohlbefinden dieser geldbringenden Gäste zu treffen und die bestehenden Einrichtungen zu verbessern bzw. zu vergrößern.

So gibt es dort Brauereien, Brennereien, Milch-, Butter- und Käsewirtschaften, Keltereien für Apfelsinen- und Ananasweine, Seifenfabriken, Gerbereien, Ziegeleien, alle möglichen Berufe im Handwerk und im kleinindustriellen Gewerbe, viele Kaufläden, Hotels, Kneipen, Wirtschaften.

Die Deutschen haben ihre eigene deutsche Schule, die, herrlich am Waldessaum gelegen, von Turn- und Spielplatz umgeben, ein beredtes Zeugnis ablegt von dem Bestreben, hier weltentlegen unter dem südlichen Kreuz fern der alten Heimat deutsche Sprache und Sitte zu erhalten. Daß die

Deutschen, ihrem ganzen Geistes- und Gemütsleben entsprechend, mehrere gesellige Klubs, Schützen- und Gesangvereine, Rennklub pp. unterhalten, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Als die Regierung mit der Gründung dieser Kolonie begann, wies sie den Ansiedlern je ein Los von 15 ha Fläche als Geschenk zu. Jeder konnte dann noch mehr Lose zum Selbstkostenpreise von ca. 1 Peso pro Hektar kaufen; die Summe war zahlbar in zehn Jahresraten. Außerdem bekamen die Kolonisten völlig freie Verpflegung während der ersten anderthalb Jahre sowie alle notwendigen Gerätschaften, ein paar Ochsen und eine Milchkuh geschenkt. Mehr konnte eine Regierung wohl nicht tun. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen — denn diese Art der Kolonisationspolitik ist verkehrt, wie dies alle Erfahrungen bisher bewiesen haben — verließen viele der Ansiedler schon nach kurzer Zeit ihr Land. Anstatt zu arbeiten, ließen sie sich von der Regierung durchfüttern, faulenzten nach Kräften, verkauften die ihnen geschenkten Sachen an gute Freunde und Nachbarn, bei denen sie durch Nichtstun und Schlemmen tief in die Kreide geraten waren, und machten sich davon. Die Zurückgebliebenen fanden sich allmählich mit ihrem Geschick ab, dem dann die Naturschönheit der Gegend unerwartet eine andere Wendung gab, so daß die Leute ihren Unterhalt in relativ leichter Art bei einem angenehmen Leben erwerben konnten.

Ob der Vorwurf: „es fehle den Kolonisten, bei der ihnen zur zweiten Natur gewordenen Selbstgenügsamkeit, bereits ein gewisses Streben nach Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit“ berechtigt ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich für meine Person halte ihn für unbegründet. Das warme Klima und die geringen Lebensbedürfnisse, insbesondere aber die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes verleiten hier den Menschen zum „dolce far niente“. Und dennoch lebt er ruhig und zufrieden; denn der Durchschnittsboden ist eben

da, wo er bearbeitet wird, an Nähr- und Nutzpflanzen, an Früchten und dergleichen erheblich produktiver, als in der alten Heimat. Hier sowohl, wie in Brasilien und Argentinien ist der Kampf ums Dasein ein ungleich leichterer als im alten Europa. Es bleibt eben Tatsache, daß sie alle, die hierher aus Deutschland seit Gründung der Kolonie im Jahre 1883 eingewandert sind, sich ein behagliches Heim und recht beschauliches Dasein geschaffen haben.

Diese Ruhe, dieses heitere Genießen, diese kaum anstrengende und wenig mühevolle Tätigkeit, dieses gesunde Klima, und dann vor allem diese herrliche Natur — fürwahr, viele unserer Landsleute haben sich so etwas nicht träumen lassen. Und das alles in einem Lande, das man aus Unkenntnis oder absichtlich verunglimpft und schmäht, nur um es in Verruf zu bringen, ähnlich wie man es mit Brasilien und Argentinien tut. Sieht man denn nicht hinter all diesen Lügen und Verleumdungen das hohnlachende Gesicht des lieben Vetters, der sich des Erfolges seiner Abschreckungstheorie freut, um selber ungestört zuzugreifen?

Als Kolonie dagegen kann das nördlich von San Bernardino oben im Bergland gelegene Altos gelten. Der Weg führt durch angebautes Garten- und Ackerland bis zum Fuß der sogenannten „Cordillera“. Von hier ab geht's steil hinauf; die Straße hat zum Teil recht mühsam in den Fels gehauen werden müssen, und mühsam ist auch der Anstieg für Roß und Reiter, schon wegen der vielen vom Regen ausgewaschenen Stellen. Erst oben auf der Höhe, von der sich ein herrlicher Anblick auf die malerische Umgebung des Ipacaraý bietet, wird der Weg ebener. Die Unterschiede der Bodenbeschaffenheit treten hier deutlich zutage. Während in dem tiefgelegenen San Bernardino der wenig fruchtbare Sandboden vorherrschend ist, besitzt die Höhe, also Altos, die vorzügliche lehmige, mit Ton versetzte Erde, die sich dem Pflanzenwuchs so förderlich erweist. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht zeigen sich, den

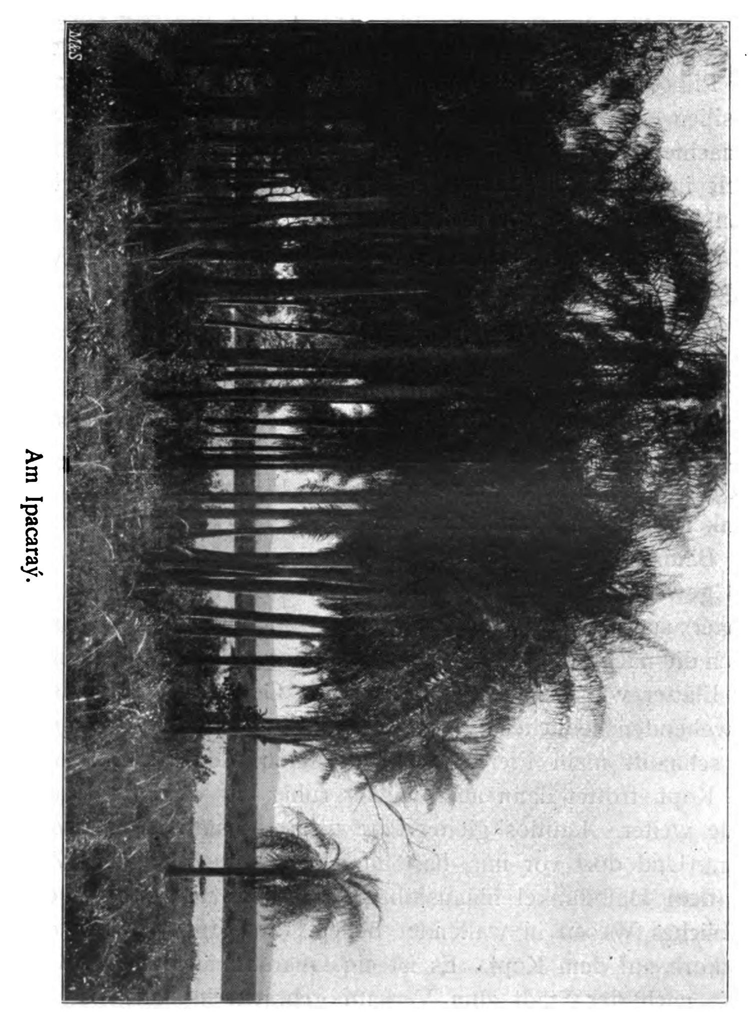
maßgebenden Verhältnissen Rechnung tragend, die Gegensätze zwischen dem Nieder- und Oberland. Dort unten bestellen die Bewohner ihr bißchen Land noch immer mit der Hacke, dagegen sind hier oben die Kolonisten bereits von der Hack- zur Pflugkultur übergegangen. Viel haben hierzu einige aus Brasilien eingewanderte Deutsche beigetragen, denen ihre dort gemachten Erfahrungen sehr zu statten kamen. Ihrem Beispiele in betreff Bestellung, Düngung etc. des Bodens folgten dann bald die übrigen Ansiedler. — — —

Es war ein erfrischender Abendritt durch den herrlichen Wald.

„Glühend sank die sengende Sonne des Südens;
Laue Winde künden das Nahen der Nacht.“

Die schwüle Tagesglut war gewichen; der Abend hatte seine grauen Schatten über die ermattete Erde gebreitet, und eine wohltuende Kühle war eingetreten. In das blaudämmernde Dunkel warf der Mond seine hellen Strahlen durch das Geäst der Bäume und das Gewirr der Schlinggewächse wie durch ein gewaltiges Gitterwerk hindurch. Von fernher glänzten Lichter aus einzeln stehenden Hütten; Hundegebell ertönte durch die nächtliche Stille, in der das ununterbrochene Rauschen der Blätter wie das leise einschläfernde Geflüster eines dahinschwebenden lieblichen Elfenchores die Sinne gefangen nimmt. Da schnauft mein Pferd, stutzt für einen Moment und hebt den Kopf, trottet dann aber wieder ruhig auf weichem Waldpfade weiter. Lautlos gleitet eine weiße Gestalt an uns vorüber. Und dort vor mir, hart an der Lichtung, wo der Weg aus dem Halbdunkel hinausführt, steht hoch aufgerichtet ein weibliches Wesen in wallender heller Gewandung, mit einem Lastkorb auf dem Kopf. Es ist ein Guaranímädchen, das Gemüse nach der Stadt zum Verkauf gebracht hat und nun in kühler Abendzeit auf dem Heimwege begriffen ist. Ein freundliches „Guten Abend“ ruft uns die braune Maid zu; dann

wartet sie ab, bis wir vorbeigeritten sind, und schreitet still in das Waldesdunkel hinein. Und bald entfaltet sich zu meinen



Am Ipacaraý.

Füßen ein entzückendes Bild. Der „heilige“ See, der Ipacaraý, liegt mondlichbeflutet vor mir in der ganzen bezaubernden

Tropenpracht seiner Umgebung von bewaldeten Bergketten und Hügelreihen. Am dunkelblauen Himmelsgewölbe war hinter silberhellen Wölkchen der Mond hervorgetreten und spiegelte sich in breiten, zitternden Streifen auf dem Wasser. Im leisen Windzuge raschelten die glänzenden Bananenblätter, und aus dichtem Gebüsch, schlank, lichtumflossen aufragend, nickten die hohen Palmen. Ich glaubte mich versetzt in ein Märchenreich, und das einschmeichelnde, geheimnisvolle Rauschen der Wellen, das Gezirpe der Zikaden — es klang wie betörende Musik durch all diese Naturpracht hindurch, die hier wie mit Zauberarmen den Beschauer festhält und ihn träumen läßt von der Schönheit unserer Gotteswelt. — — —

Am anderen Morgen dehnte sich ein weißes, wallendes Nebelmeer vor meinen Blicken; dunkel und feucht ragten die Kuppen einiger Hügel und Bergesrücken, die Wipfel einzelner Bäume und Palmen daraus hervor, wie Inseln bei einer großen Überschwemmung. Die Morgensonne brach durch das graue Gewölk, rötlich violett die fernen Gegenstände färbend und mit einem goldigen Schleier behängend. Ein sanfter Wind kam daher, leicht, belebend wie der gesunde Atemzug der schlafenden Mutter Erde und brachte Bewegung in die weißlichen Massen dort unten in der großen Talebene. Und es hob und senkte sich, schwebte empor und wirbelte durcheinander und zog einher in langen Streifen wie mächtige, durchsichtige Gewänder von Elfenhand gewoben. Und allmählich zerrissen diese zarten Gewebe, und immer größer wurden die Öffnungen, durch die verschämt und rosig lächelnd die erwachende Natur hindurchblickte. Bald strahlte das Tagesgestirn im hellen Tropenglanz, und auf den lichtgrünen Bananenblättern, auf den schwankenden Grashalmen glitzterte es von Millionen von Tautröpfchen, und weit unten auf dem See blitzte und sprühte das leicht bewegte Wasser, während hoch oben in blauer Luft ein Geier einsam seine Kreise zog.

IV.

Vom Ipacarağ nach Villa Rica und Pirapó.
Die Eisenbahn.

Und wieder brachte mich ein Boot über den Ipacarağ. Aber das liebliche Bild der Ruhe und des Friedens war verschwunden. Heulend und pfeifend zog der Wind durch das Tal. Dunkle Wolkenmassen hatten sich am Himmel aufgetürmt, und drohend standen in der Ferne die schwarzen Berge und schauten erwartungsvoll zum „heiligen“ See, dessen Fluten grollend brausten. Unheimlich finster erschien sein Antlitz, wie wenn er erraten lassen wollte, welche unbändigen Kräfte tief in seinem Innern verborgen seien. Tatsächlich ist der Ipacarağ mit seiner ganzen Umgebung, wie auch ein großer Teil des Landes auf dem östlichen Ufer des Rio Paraguay vulkanischen Ursprungs, im Gegensatz zu dem auf dem Westufer liegenden Chacogebiet, das zumeist aus Alluvialboden besteht, dem Schwemmland des großen La Platabeckens.

Aus dieser Verschiedenheit läßt sich im allgemeinen die verschiedenartige Brauchbarkeit und Benutzung des Landes in wirtschaftlicher Hinsicht erklären.

Von der kleinen Station Areguá auf dem westlichen Seeufer brachte mich die Bahn bis Villa Rica. Durch anmutiges Bergland geht die Fahrt. Niedriger Waldbestand bedeckt den Boden; meistens sind es Akazien und Mimosenarten — ähnlich wie im Buschfelde Südafrikas —, darunter der Espinillo

mit dem dauerhaften harten Holz, das in der Erde selbst nach Jahren kaum von Fäulnis angegriffen wird. Eine Menge dunkellaubiger Orangenbäume, hinter denen braune Hütten verstohlen hervorlugen, bringt in das ohnehin liebliche Landschaftsbild ein farbenreiches Kolorit. Viele Ziegeleien sind längs der Bahnlinie errichtet, den Vorteil der bequemen Verbindung ausnutzend. Sie alle liefern hauptsächlich nach Asuncion, das, wie ich schon einmal zu erwähnen Gelegenheit hatte, mächtig vorwärts strebt. Infolge der fortwährend zunehmenden Nachfrage sind denn auch die Preise recht angemessen. So kosten zum Beispiel 1000 Ziegel hier etwa 70 Pesos — ca. 30 Mark — und in Campo Grande, nahe bei Asuncion, erhält der Besitzer jener Ziegelei, ein Herr Kraus, für 1000 Stück am Ofen, also ohne Lieferung, 55—60 Pesos, ungefähr 25—30 Mark.

Nahe bei Tacuarál endet die Südostspitze des Lago Ipacaraý, dessen Ausfluß hier ein mächtiges Sumpfland bildet, den Estero Salado, der mit der Laguna Yacaré — dem Krokodilsee — in Verbindung steht. Letzterem entströmt der Rio Salado, der oberhalb von Villa Hayes in den Paraguayfluß mündet. Die Berge von Altos begrenzen diesen gewaltigen Sumpf auf der einen Seite, während auf der anderen weites Flachland sich ausdehnt, bedeckt mit fruchtbaren Grasebenen. Herrliche Palmenwälder, anmutig abwechselnd mit anderen Baumgruppen, erheben sich an den Rändern des Sumpfes, der mit seiner überreichen Pflanzen- und Tierwelt ein hoch interessantes Landschaftsbild bietet. Hier wächst zum Beispiel unter den unzähligen Arten von Sumpf- und Wasserpflanzen die bekannte Victoria Regia und entwickelt sich in ihrer ganzen Pracht und Größe. Perys und Camalotes bilden in dem glitzernden Naß schwimmende Inseln, auf denen sich eine bunte Vogelwelt tummelt. Und während hoch oben Sperber und Falke kreisen, sonnen sich unten im schwarzen Morast zahlreiche Krokodile, winden sich geschmeidig zwischen

Schilf und Blattpflanzen hindurch schillernde Schlangen. Ein eigenartiges Leben und Weben in dieser so öden, scheinbar toten Gegend.

Die bewaldeten Höhen im Norden von Tacurál ziehen sich in pittoresken Formen längs der Eisenbahn dahin. Nach etwa 1½stündiger Fahrt hält der Zug bei der Station Pirayú. Bis hierher soll sich noch im Jahre 1603 der Ipacaraýsee erstreckt haben.

Mächtige Basaltfelsen ragen aus grünem Gestrüpp hervor; tiefe, mit Busch bewachsene Schluchten, Felskegel und nackte Steinmassen wechseln ab. Dort liegt der Berg San Tomas mit seinen charakteristischen Formen, hier der Cerro Hún, und östlich davon dehnt sich die grüne Fläche, begrenzt am Horizont durch schroff aufgesetzte Hügel und Bergketten, unter denen der Acahaý der bedeutendste ist. Immer weiter treten links und rechts die lichtblauen Höhenzüge zurück und öffnen sich zu einer weiten Ebene, deren Grasland mit dunkelschattigen Waldbeständen durchsetzt ist. Die Palme tritt häufiger auf. Am Rande solcher Waldinseln befinden sich nun fast durchweg die Niederlassungen der Landbewohner, meist einfache Hütten aus Bambus oder Holz und Lehm gebaut und mit Stroh oder Gras eingedeckt, umgeben von einem eingezäunten Hofraum und Garten. Durch die Lage haben die Leute den Vorteil, den humusreichen Waldboden für ihre Anpflanzungen und gleichzeitig das Grasland als Weidefläche für ihr Vieh benutzen zu können.

Angebaut wird hauptsächlich Tabak, Mais, Mandioka und Zuckerrohr. Viehzucht bildet indessen auch hier die Hauptbeschäftigung. Neben solchen Kleinwirtschaften befinden sich in dieser Gegend große Estanzias, oft von mehr als 200 Quadratkilometer Flächenausdehnung.

Wie all und jedes in diesem herrlichen Lande, so hat der große Krieg von 1865 bis 1870 auch den Ackerbau völlig vernichtet. Auch heute ist der hohe Stand der Landwirtschaft

vor jenem Vertilgungskrieg noch lange nicht erreicht. So waren zum Beispiel 1863 ungefähr 90 000 ha mit Mais bepflanzt; heute, nach 40 Jahren, ist im Lande kaum die Hälfte davon vorhanden. Vor dem Kriege besaß das Land über 1000 ha, die mit Gerste bestanden waren; heute ist hier Gerste unbekannt. Damals existierten 58 Millionen Baumwollbäume in Paraguay, jetzt etwa nur 300 000. Dazu kommt die geringe Bevölkerungszahl, der schlechte Zustand der Landwege, der Mangel guter Absatzverbindungen; alles noch Folgen des Krieges und Faktoren, die dazu beigetragen haben, den Ackerbau nicht nur in seiner Entwicklung zu hemmen, sondern ihn häufig im ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen.

Bei Sapucaý, wo sich die großen Depots und Werkstätten der Eisenbahn befinden, mehren sich die Tabak- und Maisfelder, und in der Umgebung von Tibicuarý ist die zwischen den Bergzügen gelegene Ebene mit ausgedehnten Zuckerrohrpflanzungen bestanden. Etwa um 1 Uhr wird Itapé passiert, und um 2 Uhr nachmittags, also nach sechsstündiger Fahrt, erreicht der Zug den Ort Villa Rica.

Im Jahre 1676 gründeten Flüchtlinge von Guairá hier am oberen Laufe des Rio Tibicuarý in den Ausläufern der Sierra Caaguazú die Ortschaft Villa Rica, die heute zur zweitwichtigsten Stadt Paraguays geworden ist. Sie liegt in südöstlicher Richtung etwa 150 km von Asuncion entfernt, unter 25° 40′ 54″ südlicher Breite und 160 m über dem Meeresspiegel.

Villa Rica macht eigentlich den Eindruck eines großen, aber schönen und freundlichen Dorfes inmitten einer reizenden Umgebung. Die Zahl seiner Bewohner beträgt kaum 6000. Das ganze Municip zählt heute ungefähr 11 000 Seelen, während es 1888 bereits 15 000 besaß, so daß dies einen wirtschaftlichen Fortschritt hiernach kaum beweisen würde. Die Bevölkerung lebt meistens von Handel und Ackerbau. In großen Mengen werden hier Tabak, Orangen und Bananen angebaut,

da die Beschaffenheit des Bodens und die Klimaverhältnisse gerade diese Kulturen in hervorragender Weise begünstigen. Im Laufe der Zeit sind mehrere gewerbliche und industrielle Anlagen entstanden, die sich eines lebhaften Aufschwunges erfreuen. So besteht hier z. B. — entsprechend dem Holzreichtum der nahe gelegenen Wälder — eine Anzahl Holzsägereien, sowohl mit Hand- wie auch Maschinenbetrieb, zumeist verbunden mit Tischlereien und Möbelfabrikation. Mehrere Gerbereien, eine Seifenfabrik, eine Likör- und Sodawasserfabrik, eine Branntweinbrennerei, verschiedene Tabak- und Zigarrenfabriken befinden sich am Ort. Alle Handwerkszweige, Schneiderei, Schuhmacherei, Bäckerei, Sattlerei, Klempnerei usw., außerdem eine beträchtliche Anzahl Kaufläden und Geschäftshäuser sind vertreten. Neuerdings hat man auf Anregung eines Deutschen damit begonnen, den in den nahebei gelegenen Bergen vorhandenen Sandstein zu brechen, zu Platten herzustellen und zur Pflasterung der Straßen zu verwenden, die an Regelmäßigkeit und Benutzbarkeit noch viel zu wünschen übrig lassen.

Vielleicht aber ist gerade in dieser malerischen Unordnung der eigenartige Reiz zu suchen, den Villa Rica auf jedermann ausübt. Die großen, grasbewachsenen Plätze, die breiten, unebenen Wege, die hier lehmigen Boden, dort üppigen Graswuchs, da wieder zwischen Steingeröll hervorquellendes Gestrüpp zeigen; die unregelmäßigen Wohnungen, halbzerfallene, mit Stroh eingedeckte Hütten oder niedrige schiefe Häuser, umgeben von dichten Orangenbäumen und großblättrigen Bananen: das alles vereint sich zu einem harmonischen Ganzen, dem die Eigenschaft des Lieblichen und Idyllischen nicht abzusprechen ist.

Das gleiche gilt in gewisser Hinsicht für die Bewohner. Mich haben diese braunen Frauengestalten mit den großen dunklen Augen und den unter den frischen Lippen hervorschimmernden Zähnen, in den schneeig weißen, wallenden

Tüchern stets an Indien erinnert, und auch die Männer in ihren hellen Jacken, den Strohhut auf dem Kopf, barfuß und die Zigarette in der Hand, haben mich häufig an die Bewohner Javas gemahnt. Was beim weiblichen Geschlecht dem Europäer auffallen muß, ist die allgemeine Sitte des Rauchens. Selten trifft man eine Frau, die nicht die selbstgedrehte große Zigarre dampfend im Munde hielte; hier raucht eben alt und jung, und ich habe kleine Mädchen von 6—8 Jahren gesehen, die an mächtigen Glimmstengeln pafften wie ein Mann. Schön nach unseren Begriffen ist so etwas freilich nicht; aber na, ein jeder nach seiner Fasson!

Ein höchst interessantes Bild bietet die Stadt früh am Morgen. Da ist es in der angenehmen Kühle schon recht lebendig auf den Straßen und Landwegen. Frauen und Mädchen, in ihrer malerischen Tracht, bringen von außerhalb Landesprodukte zum Markt, einige zu Fuß, den schwerbeladenen Korb mit Gemüse auf dem Kopf, andere auf hochbepackten Eseln reitend!

„Neben Mais und Mandioka
Sitzen sie auf ihren Grauchen,
In dem Munde die Zigarre.“ —

„Und die lauen Morgenlüfte
Zaubern ihnen süß Behagen.
Glücklich schaun sie in die Weite,
Träumend von den Feiertagen.“

Auf dem Marktplatz herrscht ein buntes Leben und Treiben. Dort drängen sich Käufer und Verkäufer durcheinander, Männer und Weiber, junge kräftige Burschen und hübsche Mädchen. Das ist ein Handeln und Feilschen, ein Anbieten und Fragen und Anpreisen, ein Schwatzen und Lachen, ein Rufen, Scherzen und Plaudern in harmloser Fröhlichkeit, wie es dem Europäer vollends unbekannt ist. Ein Zug von Heiterkeit und Frohsinn geht durch das Ganze unter diesem glückspendenden

blauen Himmel. Und aus dem Menschengewirr leuchten die schneeweißen Tücher, die farbigen Kleider der Frauen, und zwischendurch blitzen die Geschmeide, die Ringe und Ketten und Ohrgehänge der braunen Mädchen.

Dort mitten im Gedränge steht so ein junges Geschöpf, nachlässig an den mit goldgelben Orangen beladenen Esel gelehnt, den schönen Kopf auf die eine Hand gestützt, während die andere eine brennende Zigarre zwischen den beringten Fingern hält. Berückend schön ist das schlanke und dabei doch voll und kräftig gebaute Weib, von dessen brünetter Haut die weißen Tücher sich im herrlichen Kontrast abheben. Das ovale, regelmäßige Gesicht wird von blauschwarzem Haar umrahmt, das in üppiger Fülle unter dem hellen Kopftuch hervorquillt. Aus großen dunklen Augen blitzt Freude am Dasein und Zufriedenheit mit der Welt, und durch die wohlgeformten braunen Glieder strömt heiße Lebenslust.

Ein junger Mensch, barfuß, den bräunlich gelben Poncho über die Schultern geworfen, den Strohhut, den Sombrero, tief im Nacken, nähert sich ihr.

Ein leises „Buen dia“ ertönt, dann reichen sich beide die Hände. Einige unverständliche Worte werden im Flüsterton gewechselt; das Mädchen schaut mit glühendem Blick dem jungen Mann in die Augen und neigt das Antlitz, halb verschämt, halb selbstgefällig vor sich hinlächelnd; dann ein verheißungsvolles, graziöses Nicken des Hauptes, ein bekräftigender Händedruck. Der junge Mann geht mit zufriedener Miene stolz von dannen. Sinnend, wie verträumt schaut ihm des Mädchen nach. —

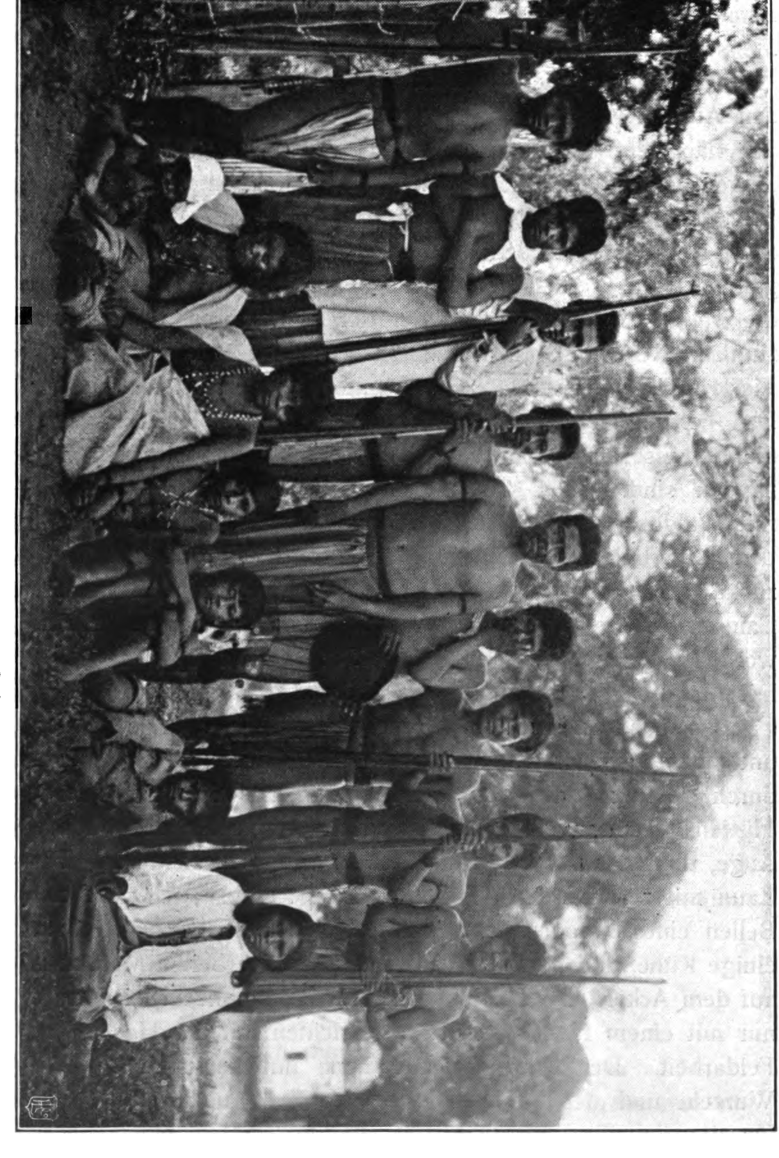
„. . . sündig ist nun mal das Leben,
Doch der Cura in der Kirche
Hat noch immer uns vergeben.“

Und ringsumher flutet das Licht der Tropensonne auf dies farbenreiche, lebensfrische Bild herab, und der allgütige

Himmel strahlt milde in Freude über seine glücklichen Menschenkinder hier im Lande der Guaranís.

Zu Pferd besuchte ich die Berge von Villa Rica, die zu den Ausläufern der Cordillera Caaguazú gehören. Überall in der nächsten Umgebung des Ortes befinden sich Ansiedelungen, Gehöfte, oft herrlich inmitten von Orangenhainen und bebauten Feldern liegend. Mais und Tabak, hier und da auch Reis, gedeihen gut; denn das urbar gemachte Land ist durchgängig früherer Waldboden mit der fruchtbaren roten Erde, die ich an einzelnen Stellen der tief ausgefahrenen Wege bis zu drei Metern angetroffen habe. Sie soll indessen bei der Tiefgründigkeit des Bodens bis zu mehr als zehn Meter reichen. Das Terrain bis zu den eigentlichen Höhen ist leicht hügelig, die Bewässerung reichlich, so daß oft sumpfige Strecken vorhanden sind. Auch hier wechselt das fruchtbare Grasland mit Waldbestand ab. Im allgemeinen betreiben die Bewohner den Ackerbau als Kleinwirtschaft und halten daneben Viehzucht. Weiter oben in den bewaldeten Bergen sitzen die Caínguas oder Cahinguas, ein Indianerstamm, der seßhaft zu werden begonnen hat und den Boden für den eigenen Bedarf mit Mandioka, Tabak und Mais bebaut.

Über das Land bin ich dann geritten, durch tiefe Schluchten und über ausgedehnte Plateaus. Durch unbebaute Gegenden, durch Gestrüpp und Ackerland führte mich mein Weg. Kleine Hütten, gleichsam eingestreut wie Haltepunkte für das suchende Auge, deuten auf das Vorhandensein von Menschen hin. Ein Zaun mit zerbrochenem Lattentor wird sichtbar; ich höre das Bellen eines Hundes. Im Schatten mächtiger Bäume weiden einige Kühe, und dort auf der anderen Seite arbeiten Menschen auf dem Acker. Braune Menschen, einige halbnackt, ein Junge nur mit einem Hemd bekleidet, verrichten mit der Hacke ihre Feldarbeit. Der Pflug ist hier noch unbekannt, der vielen Wurzeln und des Steingerölls wegen auch nicht anwendbar für die jeweiligen Besitzer des Landes. Aber eben dieses



Indianer vom Stamme der Caínguas.

Land mit seinen Bewohnern steckt sozusagen noch in den Kinderschuhen; die Fehler nicht nur früherer Jahre, sondern einiger Jahrhunderte fordern noch immer ihre Sühne. Es rächt sich jede Schuld auf Erden. Die Leute, die da im Sonnenbrande den Boden bestellen, sind freie Menschen, und doch ist's noch gar nicht so lange her, daß auch auf ihnen der Fluch der Sklaverei unter selbstsüchtiger Tyrannenherrschaft gelastet hat, die den Inhaber der obersten Gewalt identisch machte mit dem Staate selbst. Dieser schrecklichste der Schrecken, der Mensch in dem unheilvollen Wahn: „L'état c'est moi!" —

Weiter bin ich geritten durch hohe Mandiokafelder, vorbei an grünen Maisstauden und jungen Tabakpflanzen. Dorngestrüpp ritzt mein Reittier, dessen Hufe auf losem Geröll stolpern. Farbenfrisch erglänzt das Laubwerk einiger Orangenbäume; in ihrem Schatten steht ein Haus mit breitem Vordach. Auf dem Hofe ist an ausgespannten Lianen Wäsche zum Trocknen aufgehängt; mehrere Enten und Hühner suchen in der Nähe einer Pfütze Futter; und unter dem Vordach, aus dem kühlen Halbdunkel hervor schimmert es weiß. Es ist die hellfarbige Kleidung eines jungen Weibes, das dort auf der niedrigen Treppenstufe sitzt und einen Säugling an der Brust nährt.

Sonst überall eine tiefe Ruhe; es liegt heute wie eine große Mattigkeit auf dem Lande, eine Müdigkeit, die auf jedes lebende Wesen einschläfernd zu wirken scheint. Müde, langsam nicken die hochragenden Palmenbäume; wie im Halbschlaf träumend erzittern die Gräser unter dem warmen Windhauche, der von Zeit zu Zeit über sie hinwegweht; und von hoch oben, vom vibrierenden Himmelsgewölbe, sengt es hernieder, glühend heiß, schier unbarmherzig. —

Von Villa Rica führt in fast südlicher Richtung die Bahn nach Pirapó. Weiter und ausgedehnter wird die Ebene; nur am fernen Horizont erscheinen Wald und Busch. Sonst ist

alles Grasland. Wenige menschliche Niederlassungen sind zu bemerken, dafür aber um so mehr Pferde- und Rinderherden. Erst bei Gonzales wird die Gegend etwas belebter. Hier liegt die bedeutende, im Jahre 1891 gegründete „Colonia Nacional", jetzt umgetauft in Yegros, die mit 1306 Bewohnern, darunter 116 Deutsche, auf fruchtbarem Waldboden bisher gute Resultate gezeitigt hat. Ursprünglich war diese Kolonie für Franzosen bestimmt; später kamen Deutsche hinzu, und heute sind außer diesen beiden Nationalitäten noch andere vertreten, Paraguayer, Italiener, Schweizer, Argentiner, Spanier. In der Hauptsache herrscht auch hier der Kleinbetrieb vor. Die einzelnen Gehöfte — Chacras — liegen oft mitten im Walde, ringsherum von Bäumen und Gebüsch umgeben. Anbauprodukte sind Mais, Tabak, Mandioka, Zucker, Orangen, Bananen. Der Viehstand ist durchweg gut und von 553 Stück — an Rindern, Pferden, Schweinen — im Jahre 1897 jetzt auf mehr als 4000 Stück gestiegen; die vorhandene Menge an Federvieh beziffert sich auf ca. 15 000 Stück. Häute, Tabak, Schweinefett und Luzerne bilden schon jetzt recht ansehnliche Ausfuhrartikel, während die Wälder vorzügliches Bau- und Nutzholz liefern. Auf alle Fälle aber hat gerade diese Kolonie bei Gonzales gezeigt, daß Paraguay nicht das schlechte Land ist, für das es gewöhnlich gehalten wird.

Auch hier in Yegros hatte bei der Gründung der Kolonie die paraguaysche Regierung den Ansiedlern das Land in Losen von je 24 ha zu ganz enorm billigen Preisen — etwa 50 Pfg. pro Hektar — und unter äußerst günstigen Bedingungen überlassen. Der Staat verwaltete diese Kolonie selbst; indessen begingen die Beamten grobe Fehler; es mangelte an Umsicht. Klagen wurden laut über Bevorzugung einzelner Nationalitäten, so daß Schwierigkeiten aller Art entstanden. Viele Ansiedler drehten daher der Niederlassung den Rücken und ließen ihre Ländereien mit Schulden zurück. Dazu kam, daß die schlechte, unpraktische Verwertung des Hauptproduktes, des Zuckerrohrs,

die Leute in eine üble Lage brachte, zumal da viele von ihnen hier sozusagen erst ihre Lehrjahre durchmachten und infolgedessen Lehrgeld zahlen mußten. Allmählich indessen wurden diese Mißstände überwunden. Heute hat die landwirtschaftliche Bank in Asuncion in der Kolonie mehrere Zuckerrohrpressen und Trockenschuppen für Tabak errichtet. Handwerker und Gewerbetreibende sind vorhanden, außerdem Werkstätten, Geschäftshäuser, ein Gasthaus und eine Schule. Die Ausfuhr der Kolonieprodukte ist von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen. Ausgeführt werden hauptsächlich Balken, Bretter, Bahnschwellen, Zuckerrohr, Zuckerrohrschnaps (Caña), Sirup, Häute, Schweinefett, Mais, Bohnen, Mandioka, Erdnüsse, Kau- und Rauchtabak, Luzerne (Alfalfa). Auch der Pflanzenbestand in der Ansiedelung — Kaffee, Apfelsinen, Aprikosen, Feigen, Ananas, Bananen, Weinreben, Baumwollstauden — hat sich neuerdings ganz bedeutend vergrößert. Die Ernte an Tabak betrug im Durchschnitt der letzten Jahre rund 2 Millionen Kilogramm, und 1902 wurden allein an Luzerne (Alfalfa) 14 100 Kilogramm, an Mais 33 000 Kilogramm, und an Zuckerrohrschnaps 177 000 Liter von der Kolonie ausgeführt.

Die einer englischen Gesellschaft gehörige Eisenbahnlinie hat ihre Endstation mitten auf freiem Felde bei Pirapó. Wegen einiger Differenzen mit der paraguayschen Staatsregierung führt jene Gesellschaft den Bahnbau leider nicht weiter, ein Umstand, der dem Gesamtverkehr, insonderheit aber der Landwirtschaft und der Entwicklung der in dieser Gegend liegenden Ackerbaukolonien zu ganz bedeutendem Schaden gereicht. Auf diese Zwistigkeiten ist denn auch wohl der verlotterte Zustand der Bahn selbst und des Betriebsmaterials zurückzuführen. In Europa würde die Benutzung von Wagen, wie sie hier diese englische Gesellschaft auf der Strecke bis Pirapó in Gebrauch hat, einfach polizeilich verboten werden. Indessen des Monopols wegen kann man sich das schon leisten. Während um die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts die meisten der südamerikanischen Staaten sich durch innere Kämpfe zerfleischten, und Parteihader und grausame Revolutionen die Volkskraft zum Verbluten brachten; als das zügellose Gauchotum ohne höhere patriotische und politische Ideale, einzig und allein im brutalen Selbstinteresse sich das Land dienstbar gemacht und damit jeden wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt lahm gelegt hatte, stand das kleine Paraguay infolge seines geregelten Wirtschaftslebens, seiner Ordnung, seines Gewerbefleißes, namentlich aber auf Grund seiner ihm zum Bewußtsein gebrachten nationalen Kraft, auf dem Punkt, die kulturelle Führung auf dem Kontinent zu übernehmen.

Paraguay war ökonomisch selbständig geworden und hatte in seiner wirtschaftlichen Entwicklung die Nachbarrepubliken weit überflügelt. Diesem so erfreulichen Fortgang der Dinge im Lande der Guaranís setzte das verkehrte System einer selbstsüchtigen, größenwahnsinnigen Despotie, die sich selbst im verbrecherischen Eigendünkel für den „Staat" proklamierte und nichts neben sich duldete, eine Grenze.

Es kam der schreckliche Zusammenbruch, die Vernichtung einer bevormundeten Nation durch den absoluten Willen eines unumschränkten Diktators.

In jener Blütezeit aber v o r diesem Weltgericht, in dem, wie das so gebräuchlich, Tausende und Tausende von Unschuldigen für das Verbrechen eines einzigen büßen müssen, zeigte Paraguay auf wirtschaftlichem Gebiet geradezu staunenswerte Resultate. Die ersten Telegraphen in Südamerika gab es in Paraguay, und ebenso wurde auch die erste Eisenbahn dort gebaut. Schon 1854 hatte man mit den Vorarbeiten begonnen; 1861 fand die erste Probefahrt statt.

Die Bahn sollte von Asuncion bis Encarnacion geführt werden, kam indessen wegen der hereinbrechenden Kriegswirren nicht zur Vollendung und geriet nach dem Kampf — 1870 — fast gänzlich in Vergessenheit. Erst im Jahre 1889

kaufte eine englische Gesellschaft die Bahn für 2 Millionen Pesos Gold mit der Verpflichtung, den geplanten Bau zum Abschluß zu bringen.

Auch mit deutschen Interessenten wurde damals wegen Ankaufs der Eisenbahn sehr angelegentlich unterhandelt, da in den maßgebenden Kreisen Paraguays der Wunsch bestand, dieses Verkehrsobjekt in erprobte deutsche Hände übergehen zu lassen. Aber es ging, wie es den Deutschen immer zu ergehen pflegt. Trotz aller angebotenen Vergünstigungen zögerten sie und überlegten und bedachten hin und her und holten, anstatt sich selbst zu überzeugen, Ratschläge und Auskünfte von andern ein, von jenen, die gewöhnlich im trüben fischen wollen. Die beiden deutschen Herren, die damals das Geschäft realisieren wollten, ruhen schon längst in kühler Erde; ihre Namen dürften jedem Deutschen bekannt sein. Die Angelegenheit war fast bis zum Abschluß gediehen, und es hatte den Anschein, als ob deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist wirklich mal eine mutige Tat begehen könnten. Da traf der eine der beiden Herren auf einer Reise nach Paris mit einem Engländer zusammen, der als „Kenner" der Verhältnisse bisher immer gegolten hatte. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um das große Bahnprojekt in Paraguay. Und bei dieser Gelegenheit schildert nun der liebe Vetter jenseits des Kanals die Zustände in jenem Lande in so fürchterlichen Farben, daß den biedern deutschen Finanzmann ein Grausen packte; er fühlte zerknirscht seine Unkenntnis, und mit gesträubtem Haar sah er vor sich den gähnenden Abgrund des Ruins, in den er unfehlbar mit seinen Plänen und Papieren hineingestürzt wäre, wenn ihn nicht, — und das war ja das großartig Schöne an der Sache, — der menschenfreundliche „ehrliche" Engländer rechtzeitig davor gewarnt hätte. „Lassen Sie um Gotteswillen die Hände davon!" Und der erschreckte Deutsche gab sofort telegraphische Weisung nach Berlin, die Finanzierung nicht weiter zu betreiben. „Ja, das war doch noch

sehr gut, daß wir das rechtzeitig erkannt haben; ausgezeichnet! sehr gut!“ Und ein stolzes Gefühl schwellte seine Brust, und frohen Herzens, voll Dankbarkeit gegen den lieben englischen Freund, reiste er dann heim. „Wir haben Millionen gerettet!“ Es dauerte aber gar nicht lange, etwa vier bis fünf Monate, da hatte eine englische Gesellschaft den Ankauf eben jener Bahn abgeschlossen, wie man sagt, auf Betreiben desselben Herrn, der den Deutschen in so eindringlicher Weise vor dem gleichen Unternehmen gewarnt hatte. Dies nur ein Beispiel für viele andere. „Hätten deutsche Kapitalisten hier zugegriffen, so wäre Deutschland zum Beglücker Paraguays geworden und hätte seinem Handel und seiner Industrie ein weit ausdehnbares Wirtschaftsgebiet für immer erworben. Leider war auch hier das deutsche Kapital zu zaghaft, und die Engländer zögerten nicht, eines der wenigen, fast jungfräulichen Kulturgebiete vorwegzunehmen.“*)

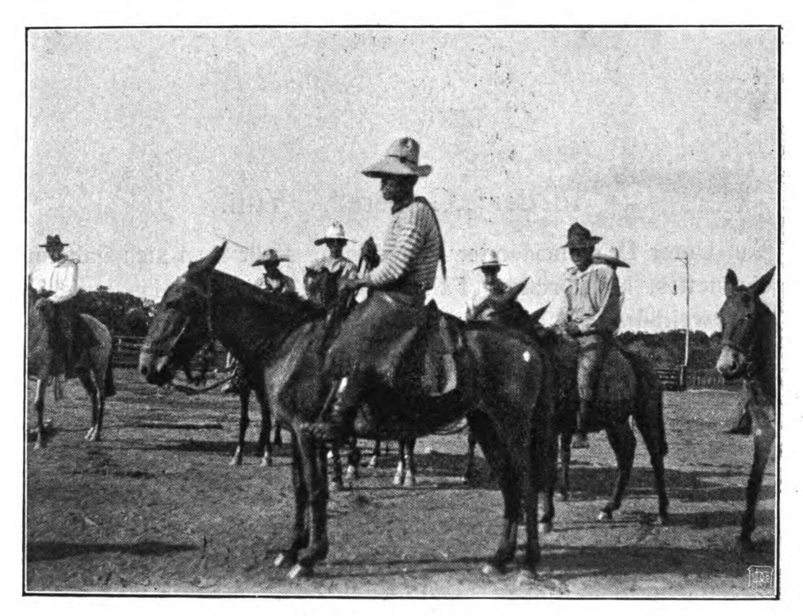
Wie ich schon erwähnte, ist die Eisenbahn infolge des gespannten Verhältnisses zwischen der englischen Gesellschaft und der Paraguayregierung nur bis auf eine Länge von 247 km fertiggestellt. Der Verlängerungsbau wurde nicht nur eingestellt, sondern der ganze Betrieb seitens der Gesellschaft in einer unerhörten Weise vernachlässigt.

Die Bahnlinie endigt bei Pirapó, und hier sitzt man mit einem Male, wie ich schon sagte, unter freiem Himmel auf weitem, weitem Grasfelde. Ein elendes Stationsgebäude ist zunächst alles, was man zu sehen bekommt. Dann erblickt man dahinter so etwas wie ein langgestrecktes Bretterhaus, einige Schuppen und Ställe. Es ist die Wirtschaft eines Deutschen, der, den richtigen Augenblick erfassend, sich an dieser Stelle niedergelassen hat, um den Reisenden gegen klingende Münze Obdach zu gewähren.

---

*) R. von Fischer-Treuenfeld, Paraguay, Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn, S. 355.

Denn um weiter nach Süden, nach Villa Encarnacion zu gelangen, hat man von hier aus die „Diligencia" zu benutzen, und um dieses Vehikel zu ergattern, hat man oft drei oder vier Tage zu warten, und um warten zu können, muß man



Peone einer Estanzia.

doch irgendwo und irgendwie einen Unterschlupf finden, namentlich wenn es von oben herab in Strömen gießt. So ging es denn auch mir; ich mußte, da es an Reitpferden mangelte, mit der „Diligencia" fahren.

V.

In der „Galeere“. Yuti.

Unter Diligencia oder Postkutsche stellt man sich daheim ein nettes, komfortables Fahrzeug vor. Hier ist das anders: ein zweirädriger Kasten im Sinne des Wortes mit einem undichten Leinendach und zwei hölzernen Längsbänken. Sieben abgetriebene Rößlein ziehen diesen elenden Marterkasten, der sich im Volksmunde die treffende Bezeichnung „Galeere“ erworben hat, und in dem man zuletzt gar nicht mehr weiß, wie man eigentlich sitzen soll. Von den Pferden sind drei nebeneinander, das mittlere davon in eine Gabeldeichsel eingespannt; vor ihnen gehen zwei andere und vor diesen wieder zwei. Auf dem linken Gaul der beiden vorderen Gespanne sitzt je ein Reiter, von denen der vordere die fahrbaren Stellen des Weges mit scharfem Blick ausspäht und danach die Richtung angibt. Der eigentliche Wagenführer hat die Leine des Mittelpferdes vom Dreigespann in der Hand und befindet sich auf einem die beiden Seitenbänke verbindenden Quersitz vorn im „Kasten“. Von einem vernünftigen Fahren in unserem Sinne ist gar keine Rede. In tollem Galopp, unter fürchterlichem Schreien und Rufen, geht es vorwärts, über Stock und Stein und Löcher und Gräben, oft quer übers Feld, durch Bäche und Sümpfe, daß man meinen sollte, einem müßte Hören und Sehen vergehen. Nach zwei bis drei Stunden ungefähr sind die Tiere abgemattet. Auf irgendeinem Gehöft stehen

sieben andere bereit. Es wird umgespannt, und wieder beginnt das rasende Jagen bei einem Mordsspektakel. So geht es alle zwei Stunden. Wo man gerade am Abend ankommt, wird gerastet. Vielfach geschieht dies in einem Dorf oder einer kleinen Ortschaft, häufig aber auch in einem elenden Rancho auf freiem Felde. Die Fahrt von Pirapó nach Encarnacion am Paranáfluß nimmt etwas länger als zwei und einen halben Tag in Anspruch. Daß man nach solcher Zeit wie halb gerädert, zerstoßen und zerschunden am Bestimmungsorte anlangt, bedarf keines weiteren Hinweises. Wenn ich heute einem meiner „guten" Freunde und „getreuen" Nachbarn etwas recht Liebes wünschen will, so wäre es eine solche dreitägige Fahrt mit der „Galeere". — — —

Früh am Morgen, noch lange bevor die Sonne hinter den dämmerigen Bergeshöhen im Osten hervorschaute, saß ich in der „Galeere", bereit zur Abfahrt. Auf die Sattelpferde der beiden Vordergespanne schwangen sich zwei halbnackte Indianer, mit struppigem, pechschwarzem Haupthaar, an den nackten Füßen Riesensporen, um den Leib den mit Silberschmuck verzierten breiten Ledergurt, von dem das weichgegerbte Schurzfell herabhängt. Letzteres gehört, ebenso wie die schwere Rebenka (Peitsche) und das lange, scharfgeschliffene, mit Silbergriff versehene Dolchmesser, zur charakteristischen Ausrüstung der dortigen Landbewohner. Der Führer des Gefährts, ein schlanker, sehniger Guaraní mit verschlagenem Gesichtsausdruck, prüfte noch einmal die Räder des wackeligen Wagens und die sehr defekten Taue des Geschirres. Dann schnallte er seinen Leibgurt fester, in dem an einer Seite ein breites Messer von der Länge eines Militärseitengewehrs und an der anderen ein mächtiges Pistol steckte, ergriff die Leine der drei Hinterpferde und sprang behend wie eine Katze auf seinen Sitz vorn in den Kasten. Sofort wurde angetrieben; ein fürchterliches Brüllen und Schreien, ein Hervorstoßen gellender Laute, ein Knallen und Klatschen mit den Peitschen:

und die erschreckten Tiere zogen bäumend und schlagend an. In der gewohnten halsbrecherischen Art raste unsere „Diligencia“ wild von dannen. Durch leichtgewelltes Hügelland ging es, das sich allmählich zu einer weiten Ebene verflacht. Hinter schattigem Buschwerk lugen verstohlen kleine Hütten hervor; hier und da wird ein menschliches Wesen sichtbar; Hundegebell tönt von der Ferne herüber. Dann werden Busch und Strauch dichter und höher, und bald führt der Weg durch dunklen Laubwald mit prächtigem Baumbestand. Nach etwa einer halben Stunde halten wir am Ufer des Rio Pirapó, wo mit einer kleinen, schon recht morschen Fähre der Übergang über den Fluß bewerkstelligt wird.

Dreimal mußte übergesetzt werden, ehe alles — Wagen, Pferde und Menschen — am jenseitigen Ufer sich befand.

Üppiger Hochwald, der mit dichtem Unterholz versehen ist, bedeckt hier das Gelände. Nahe dem Fluß und in beträchtlicher Breite zu beiden Seiten des Weges ist durch Ausroden freies Terrain geschaffen worden, von dessen taunassem Grund ringsherum menschliche Behausungen sich wie eingesprenkelte Flecke abheben. Am tiefgrünen Waldessaum kräuselt sich eine lichtblaue Rauchsäule in die klare Morgenluft hinein; Arbeiter sind dort mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt, und hell erklingt die Axt über die frische, lichtbestrahlte Flur, wo hart an der Flußböschung eine Schar nackter Kinder sich sorglos im Grase tummelt. Jauchzend und lachend sind sie aus dem kühlenden Morgenbade gestiegen und bieten nun ihre Haut der lieben Sonne zum Trocknen dar.

Drei alte Frauen, die nie fehlende Zigarre im Munde, hocken bei einem Bündel Wäsche am Wasser, eine monotone Melodie vor sich hinsummend. Ist’s altes Leid, an das sie denken? Versunkene Liebe, verschollenes Glück der Jugend? Wie ein dumpfes Klagelied dringt in langen Absätzen die Weise von da unten her an mein Ohr:

Alles vorbei, alles zu Ende?
Vergebens fragst du und ringest die Hände;
Die Gottheit bleibt stumm und mitleidlos!

Die fröhlichen Kinderstimmen hier oben übertönen den melancholischen Sang, und aus dem Walde heraus verkündet mahnend die lebendige, nie rastende Natur ihr unerschöpfliches, endloses Regen und Weben, ihr Dasein von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das ist ein Gezirpe und Gegluckse, ein Gezwitscher und Geschrei von Tausenden von Stimmen der Tierwelt, die sich hier zu einer einzigen großen Melodie in gedämpften Akkorden vereinigen und nun geheimnisvoll durch den dichten Blätterdom dahinrauschen. Der große Pulsschlag der Natur durchbebt das All; die erwachende Erde singt ihren Hymnus der lächelnden Sonne entgegen.

Um 10 Uhr vormittags hatten wir Yuti erreicht, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Eine öde Stille scheint über dem Ort zu brüten. Aus der einzigen menschenleeren Straße und von dem kahlen Marktplatz her weht so etwas wie der schwüle Hauch modriger Vergangenheit. Müde und matt dämmert das Landstädtchen sein schläfriges Dasein unter blauem Himmel dahin.

Yuti ist eine der ältesten Ansiedelungen in Paraguay und stammt aus der Zeit, als die Jesuiten noch das Zepter schwangen. Im Jahre 1610 gründete hier, wo Wald und Grasland alle Bedingungen für Ackerbau und Viehzucht boten, der Jesuitenpater Bolaños eine Niederlassung seines Ordens, und zwar mit Eingeborenen, den Guaranís. Die ganze Umgegend von Yuti ist heute noch wegen ihres guten Bodens bekannt. Die Landwirtschaft liefert namentlich im Anbau von Mais gute Erträge; überall sieht man dunkle Orangenhaine, und der Bestand an Rindern ist nicht unbeträchtlich. Mit der alten Herrlichkeit früherer Jahrhunderte aber ist es vorbei. Und wenn auch das ganze Departement mit ca. 10 000 Einwohnern als

gut bewohnt gelten kann, so ist doch die alte Niederlassung, die „Stadt“ selbst, heute weiter nichts als ein großer, ebener Grasplatz, der an seinen vier Seiten von niedrigen, langgestreckten Häusern, eingedeckt mit braunen, verwitterten Rundziegeln, umgeben ist. Das Mißverhältnis zwischen der Ausdehnung dieses Platzes und der geringen Höhe der Häuser, die übrigens ausnahmslos denselben alten Baustil zeigen, und deren Dächer viel zu groß, viel zu unförmig im Vergleich zu ihrem Unterbau sind, ist derartig, daß man auf den ersten Blick den Eindruck empfängt, als ob mächtige Riesenraupen auf offenem Felde umherkröchen.

Ungefähr 15 km südlich von Yuti fließt im großen Bogen zwischen dem 26. und 27. Grad südlicher Breite von Nordosten nach Südwesten, und dann sich westlich wendend, der Rio Tibicuarý-Guazú, der nach Aufnahme des Rio Tibicuarý-mi und einer Anzahl anderer kleinerer Nebenflüsse sich in den Paraguaystrom ergießt. Das Quellgebiet des Tibicuarý liegt in dem schon erwähnten Berg- und Waldlande, das auf dem westlichen Ufer des Paranáflusses erst in niedrigeren Hügelreihen ganz allmählich ansteigt und dann mit mächtigen Plateaus sich höher und höher zur Sierra Caaguazú erhebt. Während aber jenes gesegnete Bergland einen äußerst fruchtbaren Boden und herrlichen Waldbestand besitzt, in dem unter anderen der Teebaum (Ilex paraguayensis) gewaltige Flächen bedeckt, wird hier südlich von Yuti der Baumwuchs schon niedriger, und die Beschaffenheit des Bodens zu beiden Seiten des Tibicuarý deutet auf eine geringere natürliche Fruchtbarkeit hin. Ringsherum Sand und wieder Sand, der im grellen Sonnenschein das Auge blendet, und wie gewaltige, vom Sturm aufgetürmte Dünen ziehen sich die hohen Flußufer hin, bis sie fern in einem Gewirre von Schilf, Gras, Taquará und niedrigem Gestrüpp verschwinden. Hieran schließen sich dann sumpfige Stellen und Buschbestand.

Es war gegen drei Uhr nachmittags, als wir den Fluß

passierten; eine wackelige Fähre hatte den Wagen und die Reisenden — außer mir noch drei andere, die in Yuti hinzugekommen waren — ans jenseitige Ufer befördert; die Pferde wurden schwimmend hinübergetrieben. Und wieder begann ein wildes, sinnloses Jagen über das Land. Ob der Pfad innegehalten wurde, ob es querfeldein ging, das erschien ganz gleichgültig. Nur rechtzeitig mit geübtem Späherblick die passierbarsten Stellen aussuchen und dort mit einem wunderbaren Geschick Tiere und Fahrzeug hinlenken, mit Blitzesschnelle einem Hindernis ausweichen — das war die Hauptsache, und darin, das muß ich anerkennen, waren die beiden Indianer auf dem Vordergespann Meister. Hui, das sauste und rauschte nur so voran. Die schäumenden, schweißbedeckten Pferde keuchten, die Galeere krachte und knarrte in allen Fugen; Staub und Sand wirbelte in dichten Wolken umher. Im Innern des Marterkastens aber saßen die bedauernswerten Reisenden, hin und her geschleudert durch die unberechenbaren Stoßbewegungen des Gefährts und sich krampfhaft an den Sitzen und Seitenwänden festklammernd, um zerschlagene Schädel und zerbrochene Rippen zu vermeiden.

Um fünf Uhr passierten wir den kleinen Flecken San Pedro del Paraná, wo der letzte Pferdewechsel vorgenommen wurde, und erreichten abends um 10 Uhr das Dorf Cangó oder Bobi.

Trübes Wetter war nach Sonnenuntergang eingetreten, und die Nacht hatte das sonst so klare Himmelsgewölbe mit ihrem dunklen Wolkenmantel behängt. Unheimliche Finsternis infolgedessen überall, auch in dem Dörfchen Cangó, das seine Straßen nicht mit Gas oder Elektrizität zu erhellen pflegt, sondern noch zähe an dem alten billigen System der Mondbeleuchtung festhält. Ein Gasthof war nicht vorhanden, in dem ich während der Nacht hätte Unterkunft finden können; ich selbst, als Fremder, war hier völlig unbekannt; dazu die vorgerückte Stunde und die dunkle Nacht. Indessen was half's!

Ich mußte, so unbequem es auch war, mich auf die Wohnungssuche begeben. Das war eine sehr mißliche Sache. Vergebens pochte ich von Haus zu Haus, bis es mir endlich unter Beihilfe eines der Mitreisenden, eines Estanzieros, gelang, in einem kleinen Häuschen ein Unterkommen zu finden. Zwar knurrte der Inhaber, ein alter brauner Guaraní mit ergrautem Bart, ob der Ruhestörung, blickte mich scheel von der Seite an und eröffnete mir auch sofort, zu essen und zu trinken habe er nichts für mich, rein gar nichts, sondern nur einen Platz, wo ich schlafen könne. Das erstere aber kümmerte mich vorderhand sehr wenig. Ich war todmüde und froh, einen Unterschlupf gefunden zu haben, da mittlerweile ein starker Regen eingesetzt hatte und ein kalter Wind draußen durch die Dorfstraße heulte. Bald waren auf dem festgestampften Lehmboden des einzigen Gemachs im Häuschen einige Decken und Felle ausgebreitet, und ich streckte und reckte dort meinen zerschundenen Leichnam zu erquickendem Schlaf.

Frisch und munter begrüßte ich am folgenden Morgen meinen Hauswirt, der inmitten eines halben Dutzend ungewaschener, ungekämmter Kinder an einem grobgezimmerten Tische saß und seinen Maté schlürfte, das Volksgetränk hierzulande und gleichzeitig auch als Begrüßungstrunk gang und gäbe. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da nahte sich mir auf das Geheiß des Vaters eine der kleinen braunhäutigen, schmutzigen Rangen, halb nackt, nur mit dem Rest eines einstmaligen Hemdes bekleidet, dagegen mit dem obligaten Rotznäschen im ängstlichen Kindergesicht, und hielt mir scheu die mit dem herben Paraguaytee gefüllte Cuya mit der Bombilla entgegen. Dankend nahm ich an; ein Ablehnen würde einer Beleidigung gleichkommen. Und während ich das heiße Getränk behaglich einsog, kam nach dem üblichen „Woher“ und „Wohin“ langsam eine Unterhaltung zwischen mir und dem Hausherrn in Gang, in welcher der knurrige Alte vom gestrigen Abend immer freundlicher wurde und mir sehr bereit-

willig über die hiesige Gegend, die Wege usw. Auskunft erteilte.

Erläuternd will ich hinzufügen, daß Maté oder Yerba Maté ein Getränk ist, das aus den Blättern und feineren Zweigen des Teebaumes (Ilex paraguayensis) gewonnen wird. Die getrockneten Blätter werden ähnlich wie die Teeblätter in die Schale einer getrockneten Frucht, meistens einer kleinen Kürbisart, von eiförmiger Gestalt, Cuya genannt, getan; dann wird heißes Wasser aufgegossen und dieses mittels einer Silberröhre, der Bombilla, die am unteren Ende siebartig ausläuft, durch die Matéfüllung hindurchgesogen. Der Geschmack ist etwas rauchig, herb, aber angenehm und vor allen Dingen erfrischend, namentlich auf Märschen, Ritten und bei sonstigen körperlichen Anstrengungen.*)

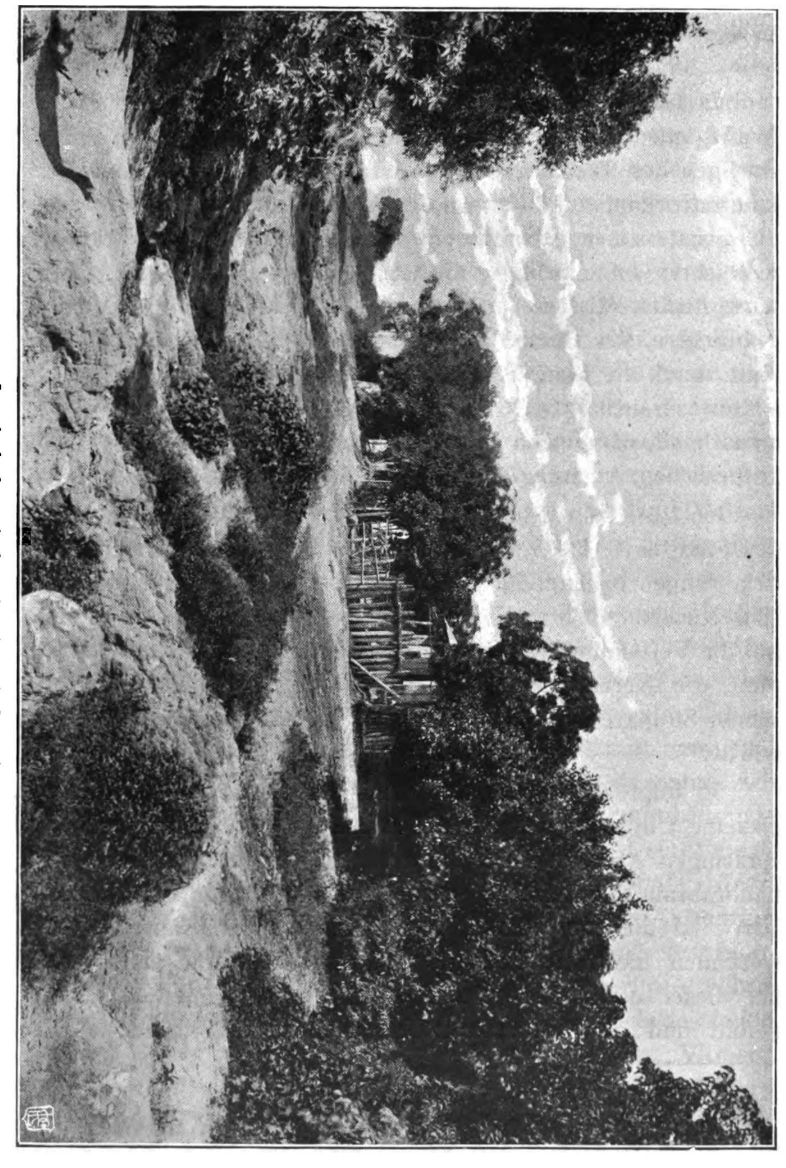
Ich habe selbst bei verschiedenen Gelegenheiten den Wert des Paraguaytees kennen gelernt und darf wohl nach eigenen Erfahrungen behaupten, daß ohne diesen Maté, den man sonst achselzuckend zu belächeln pflegt, dessen Genuß aber fördernd auf die Verdauung, belebend auf den ganzen Organismus wirkt, ohne die Nerven anzugreifen, das harte Kampleben mit all seinen Strapazen und Entbehrungen gar nicht zu ertragen sein würde.**) — —

So folgte dann ein Maté dem anderen, das heißt immer dieselbe Cuya mit derselben Bombilla, die zwischen dem gesprächigen Alten und mir hin und her wanderte, wie das der Landesbrauch erheischt. Auch bei einer größeren Gesellschaft ist dies so Sitte. Da trinken oder schlürfen die Anwesenden nicht gleichzeitig, sondern immer nur einer, und hat dieser den Maté geleert, dann wird dieselbe Cuya neu gefüllt und wandert zum nächsten Gast und macht so im

---

*) Vergl. S. 241 ff.

**) Vergl. Dr. W. Vallentin: „Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien).“ Berlin 1906. H. Paetel, S. 6.



Landschaft zwischen Yuti und Cangó.

wahren Sinne des Wortes die Runde. Appetitlich kann das unter gewissen Umständen nicht immer genannt werden. Aber es ist so mal der Brauch, dem man sich nolens volens fügt; ein Verstoß dagegen wird als schwere Kränkung empfunden.

„Muchas gracias, Don Manuel," rief ich meinem Wirt zu nachdem ich den neunten Maté hinuntergeschlürft hatte.

Ich reichte das leere Gefäß dankend zurück. Mein Magen war ganz wässerig geworden, und ich verspürte Appetit nach etwas soliderer Nahrung. „Sagt mal, Don Manuel, kann man hier im Ort nichts zu essen bekommen? etwas Brot oder Fleisch?"

Don Manuel blickte nachdenklich vor sich hin, faltete traurig die Hände und rollte die Daumen umeinander. Nach langem Besinnen kamen die inhaltsschweren Worte von seinen Lippen:

„No, Señor!" Dabei schüttelte der Mann so energisch sein Haupt, als ob das Geschick einer Welt davon abhinge.

„Aber sicher doch ein paar Eier? Denn Hühner muß es doch auf dem Lande geben!"

„No, Señor!" Noch abweisender als vorher klang die Antwort.

„Gibt es denn gar nichts hier zum essen? Das ist doch merkwürdig. — Die Leute, die hier wohnen, müssen doch auch essen, so wie ich."

Wiederum erfolgte ein kalt verneinender Bescheid. Ich sah, dem Manne wurde die Situation peinlich.

„Seht mal, Don Manuel, ich will doch weiter nach dem Paraná, und da bin ich gewohnt, dort, wo ich gerade die letzte Rast gemacht habe, etwas Festes zu mir zu nehmen, mit anderen Worten, die Gelegenheit zu benutzen, um mich etwas mit Speise und Trank zu versehen, da ich nicht weiß, ob ich später auf dem langen Wege etwas antreffe. Und da wollte ich nur fragen, ob hier denn gar nichts zu haben ist, und wenn es ein altes hartes Stück Brot sein sollte; immer besser als

nichts. Ich verlange es auch nicht umsonst, sondern bezahle bar."

„Eßt Ihr Bananen, Herr?" fragte plötzlich Don Manuel, bei meinen letzten Worten aufhorchend.

„Ei natürlich! Auch die stopfen ein Loch zu!"

Verschmitzt lächelnd erhob sich der Alte, ging langsam hinaus und erschien nach wenigen Minuten wieder mit einem Korb voll Bananen. Ich langte kräftig zu.

„Ihr seid mit der Galeere gekommen, Herr?" fragte Don Manuel und schob dabei eine der gelben wurstförmigen Früchte in seinen Mund.

„Ja, leider, Señor. Wenn ich hier aber Reitpferde bekommen kann, ist es meine Absicht, die Reise im Sattel fortzusetzen. Denn von jenem Marterkasten habe ich genug."

„Kann es mir denken. Aber auch Pferde sind hier selten, Herr," fuhr mein Gastwirt mit betrübtem Gesicht fort, und dabei schoß ein lauernder Blick aus seinen halb zusammengekniffenen schwarzen Augen zu mir herüber. . . „Und dann sind sie sehr teuer, Herr!" Und wieder schaute der Mann mit erwartungsvoller Miene, halb scheu, halb verlegen nach mir.

„Hm — — dann nicht! Dann muß ich wohl mit der Diligencia weiterfahren. Es muß dann eben auch so gehen." Ich stand auf und wollte mich verabschieden.

„Ihr wollt wirklich mit der Diligencia reisen?"

„Jawohl."

„Aber das ist doch so unbequem, und dann bedenkt die Schüttelei und die Stöße und Püffe, und den Schmutz, den Staub! Das ist doch alles lästig, so sehr lästig."

Ich zuckte die Achseln, ohne etwas zu erwidern. Ein Schweigen folgte.

„Aber seht, ich habe ja selbst zwei Pferde, die will ich Euch ganz gern leihen, sie sind nicht teuer."

„Haha," dachte ich, „dort hinaus willst du!"

Mich ärgerte plötzlich das lauernde, habsüchtige Galgen-

gesicht, und ich dachte an das Manöver in betreff des Essens, wodurch der Mann mich in meiner Notlage nur pressen wollte, ihm seine Bananen abzukaufen. Jetzt kam ein zweiter Versuch, um von ihm Reittiere zu mieten oder zu kaufen.

„Nein, ich reise mit der Galeere," erwiderte ich kurz und bestimmt.

„Señor, überlegt Euch die Sache. Seid so gut und kommt mit mir! Hier auf dem Hofe stehen die Pferde. Ihr könnt sie Euch ansehen." Und damit eilte der edle Don Manuel hinaus und winkte mir, ihm zu folgen.

Ich tat ihm den Gefallen.

„Nun, sind die Pferde nicht gut?"

Die beiden Pferde waren kräftig gebaut und gar nicht von üblem Aussehen. Doch aus reinem Widerspruchsgeist schüttelte ich mit dem Kopf und sagte dem Besitzer glatt heraus, daß sie mir gar nicht gefielen.

„Und dabei nicht teuer," redet Don Manuel zu. „Nur 120 Pesos."

„Aber, Don Manuel, ich will sie ja nicht kaufen."

„Nein, nein, Señor, das ist der Preis für die Miete bis nach Encarnacion am Paraná."

„Mann, Ihr seid wohl des Teufels! 120 Pesos! Donnerwetter! Dafür kaufe ich ja drei solcher Gäule wie die hier, mit Sattel und Zaumzeug, und kriege dazu noch einen Peon (Diener), der gleichzeitig als Vaqueano (Führer) mitreitet! — Nein, auf keinen Fall. Ich reise mit der Galeere. — — A Dios, Don Manuel! Was habe ich Euch noch für Nachtlager und Maté und Bananen zu zahlen?"

Bestürzt guckte mich der Alte an und machte eine abwehrende Handbewegung. Er wußte offenbar nicht, was er sagen sollte.

„Seht, Herr, ich werde Euch die beiden Pferde für 60 Pesos überlassen. Wollt Ihr?"

„Nein, ich reise mit der Galeere."

„Nun, 40 Pesos sind doch nicht zu viel,“ drängte Don Manuel, der etwas unruhig zu werden schien. — „Und dann gebe ich noch einen Verwandten von mir mit, der die Tiere wieder heimbringt. Er hat so wie so noch einige Besorgungen in Encarnacion zu machen; das läßt sich gut vereinbaren.“

Noch immer blieb ich stumm, und Don Manuel, der da fürchtete, ein gutes Geschäft aus den Händen zu verlieren, fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Vierzig Pesos für alles; für das Leihen der beiden Pferde mit Sattel und Zaumzeug und Peon, für das Nachtlager und die Bananen! Wollt Ihr, Herr?“

Pfiffig fügte er hinzu: „Der Maté kostet ja auch nichts.“

Mich belustigte das Feilschen des braunhäutigen Mannes. Anstatt 120 Pesos nur 40 zu zahlen für alles, was drum und dran hängt, war sicher annehmbar. Ich schlug daher ein; der Handel war abgeschlossen.

„Und nun kommt, Herr! In einer Stunde ist alles bereit, da könnt Ihr abreiten. Inzwischen aber seid mein Gast. Ich habe im Hause einen feinen Caña (Zuckerrohrschnaps), und dann werdet Ihr Euch mit einem warmen Imbiß für die Reise stärken. Der Puchero (gekochtes Rindfleisch mit Kohl und Bohnen) wird bald fertig sein.“

Ich traute meinen Ohren kaum ob der in Aussicht gestellten Genüsse und der Sinnesänderung bei einem Manne, der noch vor kaum 20 Minuten mit der traurigsten Miene von der Welt vorgab, nichts, rein gar nichts Eß- und Trinkbares zu besitzen. Ja, das Geld, das leidige Geld vermag doch vieles, wenn nicht alles! —

In einer Stunde etwa konnte ich mich von meinem sehr liebenswürdig gewordenen Wirt dankend verabschieden und trabte von dannen, froh, dem fürchterlichen Sträflingsinstrument, der Galeere, entronnen zu sein.

VI.

Nach El Carmen. Tabakskultur.

Durch ebenes Gelände führt der Weg. Eine Schar Kiebitze flattert laut schreiend von einem schwärzlichen Morast in die Höhe. Zornig kreischen sie, und einige von ihnen fliegen schimpfend und scheltend in weitem Bogen um uns herum und verfolgen uns, bis wir hinter niedrigem Gestrüpp in einer Bodensenkung verschwinden. Noch lange gellt das schrille „Quero-Quero“ der erzürnten Vögel durch die stille Luft.

Bebautes Land ist verhältnismäßig wenig vorhanden, und auch nur ganz vereinzelt stehen hier kleine Gehöfte, Hütten oder sonstige menschliche Behausungen. Meistens sind diese recht einfachen Wohnungen aus Lehmwänden erbaut, die mit Stroh oder Schilf eingedeckt sind zum Schutze gegen Regen. Aber auch diesen, ihren einzigen Zweck — denn Kälte gibt es hier ja nicht — können jene Dächer ihres verwahrlosten Zustandes wegen kaum erfüllen. Das Landvolk indessen ist genügsam und geduldig und wird lieber zehnmal pudelnaß, als daß es sich einmal die Mühe nimmt, ein altes Dach zu flicken. Der Boden einer solchen Wohnung besteht aus der festgestampften gewachsenen Erde. Die einzige Öffnung ist fast ausnahmslos die Tür mit klobigem, aus Holz gefertigtem Schieberiegel. Fenster nach unseren Begriffen sind selten vorhanden; höchstens besitzen die Lehmwände einige viereckige Öffnungen, die mit einfachen Holzläden verschließ-

bar sind. Die innere Einrichtung sowie das Hausgerät ist sehr primitiv. Das Hauptmobiliar besteht aus dem schweren, roh zusammengezimmerten Tisch und einigen ebensolchen Bänken und Schemeln. Stühle, Bänke und Bettstelle — wenn vorhanden — haben mich oft an Transvaal gemahnt. Genau wie dort im einstigen freien Burenlande sind auch hier diese Gegenstände von dem Eigentümer selbst aus einfachen Holzrahmen gefertigt und mit einem Flechtwerk aus schmalen Lederstreifen überspannt, an Stelle des bei uns gebräuchlichen Rohrgeflechtes. Auch die Hängematten fand ich hier häufig aus dünnen Lederstreifen geflochten. An einer Seite des Hauses angebaut befindet sich der Kochherd aus Lehm mit gemauertem Schornstein oder einfacher Abzugöffnung für den Rauch. Häufig steht dieser Herd in Form eines bienenkorbförmigen Backofens abseits des Gebäudes zwischen hohem Gebüsch oder unter schattenspendenden Bäumen, die dann gleichzeitig zum Aufhängen des Kochgeschirres dienen. Einige kleinere, schuppenartige Gebäude, in den meisten Fällen nur aus einer Lehmwand, die den Abschluß nach außen bildet, und mehreren Holzpfosten bestehend, auf denen das Dach ruht, vervollständigen ein solches Gehöft. Um dieses herum liegen dann die bearbeiteten Flächen Landes, die Mais- und Tabakfelder, die Gemüsegärten, einige Obstanpflanzungen und dergleichen. Dunkellaubige, schattige Orangenbäume mit ihren goldgelben Früchten umgeben fast immer die kleine idyllische Wohnstätte. —

Die Dämmerung ist hereingebrochen; vom goldigen Sonnenschein umsäumt stehen die Wolken am farbensprühenden Himmel, und eine erhabene Feierlichkeit zieht über die weite einsame Heidelandschaft dahin. Wie ein Flüstern und Sehnen verklingt das ernsthafte Rauschen des Abendwindes, wie weicher Harfenton, der sich klagend entfernt und erst in dem nebelhaften Dunstgewebe des Horizontes zur Ruhe geht.

Schweigsam reiten wir unseres Weges. Aus ihren er-

habenen Höhen schauen die klaren Sterne herab auf die müde Erde, und bald zittert im Nebelglanz der erste Strahl des bleichen Mondes hernieder, und wie ein schmerzliches Zucken, ein mitleidiges Lächeln huscht es über das wehmütig fromme Antlitz der Nacht, die auf weichen Fittichen leise, ganz leise heranschwebt. Die große märchenhafte Stille eines Zauberlandes erfaßt wunderbar die träumende Seele. Im fernen Halbdunkel erglüht ein Lichtschein; allmählich kann ich auch etwas Schwarzes auf dem matt bestrahlten Grunde unterscheiden. Es sind Bäume und die Schattenrisse einer Hütte. Verworrene Musik tönt herüber.

„Dort sind Menschen, Don Pedro. Wer wohnt da?“ frage ich meinen Führer.

„Ein Verwandter von mir besitzt in jener Gegend eine Chacra; wir können bei ihm über Nacht bleiben.“

„Gut; reiten wir dort hin. Vámos!“

Im Trab erreichen wir das Gehöft. Eine Schar kläffender Hunde fliegt uns entgegen. In der offenen Haustür erscheint eine männliche Gestalt, silhouettenartig von dem hell erleuchteten Innern sich abhebend; schattenhaft huschen einige Figuren vorbei; ein dunkler Frauenkopf beugt sich hinter dem Türpfosten heraus und späht neugierig zu uns her.

„Buenas noches, Señores!“ ruft mit lauter Stimme der Mann vor der Hütte uns zu.

„Buenas noches“ entgegnen wir.

Dann kommt er sporenklirrenden Schrittes näher, nötigt uns höflich zum Absteigen und zum Eintreten und führt mich in das Innere seines Ranchos, während mein Führer sich mit den Pferden zu schaffen macht.

Eine Anzahl Männer und Frauen befinden sich in dem kleinen Raum, der von einer qualmenden, trübe brennenden Lampe spärlich erleuchtet wird und mit seinen düsteren Wänden wenig einladend aussieht. Nach der üblichen Begrüßung tritt der unvermeidliche Maté in seine Rechte; die Zungen lösen

sich, und der dumpfen scheuen Zurückhaltung folgt eine lebhafte Gesprächigkeit. Draußen aber ertönen Gitarrespiel und Gesang. Die lauten Worte um mich her verstummen und sinken herab zu einem Flüstern, während eine weiche Frauen- und eine volltönende Männerstimme zur Gitarrebegleitung ein Lied singen. Ich lausche aufmerksam. Wohl verstehe ich die Worte nicht, aber die schwermütige Weise ergreift mich um so mehr. Tieftraurig wandelt der blasse Seelenschmerz in stummer Klage vorüber, in Sehnsucht nach erlösender Ruhe, nach der Ruhe im kühlen Grabe, über dem der Hauch des Vergebens und Vergessens betäubend dahinwebt. Wie ersterbend in Verzweiflung klingt der Sang des Mannes. Und dann kommt es leise und lieblich gezogen, aus weiter Ferne, wie aus lichten Höhen herab, verheißend, mahnend, bittend; eine weiche Mädchenstimme von unsagbarem Schmelz, so rein und klar wie Himmelstau und voll und voller klingend. Die schimmernde Hoffnung neigt sich bittend, barmherzig nieder und schwingt sich dann in strahlendem Lichtgewande, jubelnd vor Freude, jauchzend vor Siegesbewußtsein zum Sternenäther empor. Und der bleiche Schmerz atmet auf und ringt sich los von den beklemmenden Erdentiefen und eilt stolz der winkenden Hoffnung nach und erhebt sich über Berge und Felsen und Flüsse und Meere hinauf zu den leuchtenden Wolken, von wo jetzt die süßen Töne vereint auf den Silberstrahlen des Mondes herniedersteigen und im gequälten Menschenherzen erklingen wie ein Widerhall von stillem Glück und Seelenfrieden.

Behutsam war ich aufgestanden und an die Tür getreten, die nach dem hinter der Hütte belegenen Hofraum führt. Dort auf dem freien Platz unter einem mächtigen Baume brannte ein Feuer, und um dasselbe herum standen und saßen mehrere junge Leute. Malerisch übergoß die Feuersglut die geschmeidigen braunen Gestalten mit rotem Schein, und neckisch spielend hüpften die goldenen Lichter auf den weißen Hemden der Männer, auf den hellfarbigen Gewändern und bunten

Tüchern der Mädchen und sprangen übermütig von dort zu den dunklen, schmachtenden Gesichtern über, flackerten in den großen Augen und blitzten auf den schwellenden Lippen. Und als bald darauf einzelne Paare sich zum Tanz anschickten und unter Händeklatschen und Zurufen den Reigen begannen, da entfaltete sich ein wildromantisches Bild in schwüler, mondlichtbefluteter Tropennacht, bei flackerndem Feuerschein auf weltabgeschiedener, weiter Heidefläche. Glückliches Volk in einem glücklich schönen Lande! Du kennst die unheimliche graue Frau Sorge noch nicht, die sich mit Kultur und Zivilisation im alten Europa eingenistet hat und jede Lebensfreude verbittert.

Mitternacht war längst vorüber; da rüstete sich das Völkchen zum Aufbruch; Tanz, Gesang und Gitarrespiel hörten auf. Man begab sich zur Ruhe. Auch ich streckte mich auf mein Lager, das aus Decken und Fellen in einer Ecke des Hofes seitwärts von dem Feuer hergerichtet war, wickelte mich in meinen Poncho und schob den Sattel, der mir als Kissen dienen mußte, unter den Kopf. Lange noch blickte ich in den blauen sternenbesäten Himmel hinein, an dem silberne Wölkchen dahinzogen; neben mir knisterte das verglimmende Feuer. Der Schrei eines Raubvogels klang von fernher durch die Nacht. Dann umfing mich tiefer Schlaf. — —

Gegen Mittag des nächsten Tages erreichten wir einen Nebenfluß des Rio Paraná, den Arroyo Taquarý. Lieblich prangt die Uferumgebung im heiteren Grün des hohen Schilfes, und dichtbelaubte Bäume spenden kühlenden Schatten vor dem herabsengenden Tagesgestirn. Der Boden besteht zumeist aus dunkler, schwärzlichgrauer, tiefgründiger Erde, die teilweise viele Moraststellen aufweist, teilweise von hellfarbigen sandigen Strecken durchzogen ist; erst später tritt der rote Boden zutage.

Weiter nach Süden wird das Gelände mehr hügelig, der Baumbestand nimmt zu, die Farbe der Grasflächen schimmert frischer und saftiger. Weidende Kühe blicken neugierig zu

uns herüber; ein Reiter jagt über das Feld. Und dort vor uns werden Häuser sichtbar; wie Goldflitter spielt die untergehende Sonne auf den Dächern, und blaue Rauchwolken ziehen zum Abendrot hinüber. Wir reiten in eine kleine Ortschaft ein, El Carmen del Paraná, die alt und gebrochen auf dem sanft geneigten Abhange und dem Rücken eines Hügels liegt. Eigentlich verdient El Carmen gar nicht den Namen einer Ortschaft, da es nur aus einigen wenigen Hütten und Baracken besteht, die notdürftig zu menschlichen Behausungen gemacht worden sind. Trotzdem es jüngeren Ursprungs ist — es wurde von Lopez dem Älteren 1843 gegründet — zeigt es schon durchgehends Spuren des Verfalls. Es ist ein Nest im Sinne des Wortes, das eine schmutzige Gastwirtschaft besitzt, in deren Schenke sich das eintönige, schläfrige Leben der wenigen Bewohner — 824 an der Zahl — abzuspielen scheint.

Ich war leider genötigt, einige Tage in diesem verlorenen Erdenwinkel zuzubringen; aber während dieser ganzen Zeit habe ich keinen Menschen daselbst arbeiten sehen. Alles trinkt seinen „Caña", den Zuckerrohrschnaps, oder spielt stumpfsinnig Karten oder schläft. El Carmen ist außerdem Haltestelle der Diligencia und nutzt nun den Verkehr in wenig erfreulicher Weise aus. Der Fremde ist ja gezwungen, in jener einzigen, etwas fraglichen Wirtschaft zu übernachten, und da wird er denn nach allen Regeln der Kunst gerupft. Und das geschieht mit einer Unverfrorenheit und Insolenz, wie ich sie selten gesehen habe.

Im großen Gegensatz zu diesem schmutzigen Raubnest steht die Umgegend, die innerhalb der Grenzen des zu El Carmen gehörigen Departements etwa 4000 Einwohner zählt. Eine Anzahl netter Gehöfte liegt hier verstreut im ebenen, wasserreichen Gelände. Wie dunkle Flecke heben sich die vielen Orangenhaine von dem hellen Grase der Weidefläche ab. Dazwischen stehen Maispflanzungen, Tabaksfelder, Äcker mit Mandioka und Zuckerrohr. Glatte Rinderherden weiden

in der Niederung eines Baches, und arbeitende Menschengestalten leuchten in ihrer hellen Kleidung aus diesem reizenden, farbenfrischen Landschaftsbilde heraus. Und wie die liebe Sonne am stahlblauen Himmel lacht, so lachen auch hier die Menschenkinder bei ihrer Arbeit. Und nicht nur hier, sondern in ganz Paraguay. Das Leben ist ihnen ja so leicht; die Natur gibt alles, was sie brauchen, ohne große Mühe. Zu was da ernst sein! Heiter und leicht wird das Leben aufgefaßt, und die Bedürfnisse des Paraguayers sind ja so gering. Die zwingende Notwendigkeit, zu arbeiten, ist eben nicht vorhanden; daher die vielen Klagen über Arbeitermangel, über Arbeitsunlust und Faulheit der Bevölkerung. Ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt sein.

Auf einem Ritt, den ich durch jene Gegenden machte, ist dieses mein früheres Vorurteil etwas modifiziert worden. Um die Sache kennen zu lernen, besuchte ich damals an einem Tage zwölf solcher „Chacras“ oder kleinen Gehöfte. Überall aber traf ich die Leute bei der Arbeit, allerdings nach ihrer Art. Auf einem Gehöft brachten die Frauen gerade die gepflückten Tabaksblätter in großen Körben, die auf dem Kopf getragen wurden, ins Haus. Hübsche, kräftige Gestalten und frische Gesichter habe ich da gesehen; dunkle, blitzende Augen und unter lachenden Lippen weiße Zähne. Dazu der Kontrast der hellen Kleidung — meistens weiße, herabwallende Tücher oder rosafarbige Röcke — zu der braungelben Hautfarbe; Arme und Hals, dieser oft bis hinunter zum vollen Busen, entblößt; die wohlgeformten Füße nackt.

Unter Lachen und Kichern wurden die Körbe im Vorraum ihres Inhaltes entleert, und dann kam jedes dieser weiblichen Wesen unbefangen zu mir, dem fremden Mann, und reichte mir mit freundlichem Gruß die Hand.

In einer anderen Chacra war die ganze Familie, Mann, Frau und Kinder, damit beschäftigt, die gepflückten Tabaksblätter zu Bündeln zusammenzubinden. Noch auf einem anderen

Gehöft wickelte der Eigentümer den schweren Rollentabak, den sogenannten „Tabaco negro“. Die Frau stampfte Maismehl, und eine Tochter röstete Maiskolben am offenen Feuer vor der Hütte. Und ähnlich war es überall. Nur zur Zeit der großen Mittagsglut, wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen scheitelrecht hernieder sendet, so daß Mensch und Tier vor Hitze keuchen und die Erde zu glühen scheint, nur dann pflegt der Paraguayer der Ruhe; er hält „Siesta“, wie es in jedem tropischen und subtropischen Lande Gebrauch ist. Sonst aber scheint es doch, als ob er fleißiger ist, als man denkt. Die Leute arbeiten eben für sich und nach ihrer Manier. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie mit wenigem zufrieden sind und gar nicht die Absicht haben, große Reichtümer zu erwerben?

Merkwürdig, wie häufig sich doch im menschlichen Leben die Dinge widersprechen: im alten Europa wird mit aller Kunst Zufriedenheit dem Volk gepredigt, und in den neueren Ländern verlangt man das Gegenteil! Bedürfnislosigkeit, Einfachheit und Einfalt werden dort der großen Masse — aber auch nur dieser — von Kanzel und Katheder herab als edle und erstrebenswerte Ziele geschildert. „Seid anspruchslos wie eure Voreltern, als sie noch im Urwald herumliefen und Eicheln fraßen und wie halbwilde Tiere lebten! Entbehrt in diesem irdischen Jammertal; im Jenseits werdet ihr dafür tausendfach entschädigt werden! Seid zufrieden und strebet nicht nach den Gütern der Reichen!“ So hallt und schallt es laut und eindringlich durch Europas Lande, und das Echo klingt durch Germaniens Wälder, und oft ist es, als ob von dort ein spöttisches Kichern dazwischen töne, wie das hämische, widerliche Lachen eines Teufelchens aus dunkler Felsenspalte.

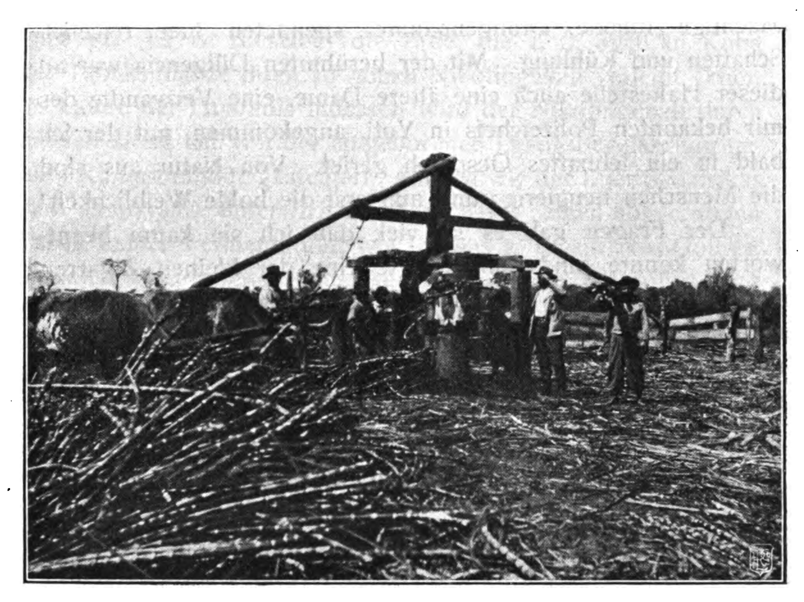
Und was geschieht in den neuen Ländern, in Amerika, Afrika und anderen? Da wird die Bevölkerung, die bisher einfach, zufrieden und glücklich gelebt hat, mit allen Mitteln zur Begehrlichkeit verleitet und von Staat und Kirche des

weißen Mannes künstlich zu anspruchsvollen, bedürfnisreichen Individuen herangezüchtet. Nur dann blüht das Geschäft und

„wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt.“

Das ist Europas übertünchte Frömmigkeit und Höflichkeit!

Es ist natürlich, daß bei einem Volk auf der Bildungsstufe



Zuckerrohrpresse.

der Guaranís in Paraguay und von der einfachen Lebensweise dieser Landbewohner der europäische Maßstab keine Anwendung finden kann. Daß es dort bei den recht primitiven Verhältnissen im Haus- und Wirtschaftsleben nicht immer nach heimischem Muster zugeht, daß man zur Abwechslung mal im Backofen anstatt einer Schüssel das „Geschirr der Nacht“ erblickt, oder daß auf einem alten wackeligen Tisch Trinkwasser und zerrissene Schuhe und schmutzige Lappen und

Kamm und sonst noch was ein göttliches Durcheinander bilden: das ist freilich eine andere Sache. Ordnung — das ist's was fehlt, sowohl hier im einzelnen wie auch — soweit ich die Sachlage zu beurteilen vermag — allgemein im ganzen Land. —

Auf dem Wege von El Carmen nach Encarnacion war es, wo ich wegen der drückenden Mittagshitze in einem kleinen Wirtshause, einer sogenannten „Boliche", Rast gemacht hatte. Mächtige dunkle Orangenbäume spendeten hier reichlich Schatten und Kühlung. Mit der berühmten Diligencia war an dieser Haltestelle auch eine ältere Dame, eine Verwandte des mir bekannten Polizeichefs in Yuti, angekommen, mit der ich bald in ein lebhaftes Gespräch geriet. Von Natur aus sind die Menschen neugierig; und nun erst die holde Weiblichkeit!

Der Fragen gab es so viel, daß ich sie kaum beantworten konnte, und dabei folgte eine der kleinen Zigarren der anderen. Wie alle Frauen in Paraguay, so rauchte natürlich diese Dame auch, und zwar kräftig und stark und mehr als ich. Und dabei fabrizierte sie sich ihre Zigarren mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit selber. Die braunen Tabaksblätter holte sie aus dem Busen ihres losen, farbigen Gewandes heraus, breitete sie ohne viele Umstände auf ihren Knien aus, und — im Nu war die Giftnudel fertig. Wie mir das häufig passiert, so war mir im Laufe des Gespräches meine Zigarre ausgegangen, und da die Dame meine Streichhölzer hatte, bat ich sie um Feuer. Freundlich lächelnd nahm Donna Isidora — so hieß sie — mir die Zigarre aus der Hand, nickte mir zustimmend zu und — wer beschreibt mein Entsetzen — steckte sie in ihren Mund und rauchte sie an. Ich war einfach sprachlos. Und als die edle Donna mir dann mit ebenso liebenswürdigem Lächeln das brennende Kraut zurückreichte, konnte ich nur ein verlegenes „gracias" (danke) hervorstottern. Um nicht zu kränken, mußte ich nun gar weiter rauchen.

Das ist eben Paraguay mit seiner natürlichen Heiterkeit und ungezwungenen Höflichkeit, die doch so sehr verschieden

ist von dem Bestreben vieler unserer Landsleute hierselbst, sich natürlich und ungezwungen zu geben, die dabei aber häufig in rohe Formlosigkeit verfallen. Gott sei Dank sind die in der Minderheit, die sich da vollends gehen lassen, und die in einer gewissen Zügellosigkeit etwas zu suchen wähnen.

In dieser ganzen Gegend wird die Tabakskultur durch die natürliche Beschaffenheit des roten Bodens äußerst begünstigt. Es ist dieselbe rote Erde, die z. B. auch in Kuba der Tabakspflanze ihren so hohen Nikotingehalt verleiht. Hier, im Lande der Guaranís indessen wird der Nikotingehalt durch die seit alters her von der eingeborenen Landesbevölkerung geübte Kulturmethode gesteigert. Ähnlich wie der Buer Südafrikas bzw. Transvaals, unterwirft der Paraguayer seinen abgeernteten Tabak keiner Fermentation, wie ich das z. B. auf Neu-Guinea, Sumatra usw. gesehen habe, sondern trocknet ihn sofort, und zwar meistens ohne große Sorgfalt, ohne Trockenschuppen oder andere Vorrichtungen. Die Menge des Nikotins, die sonst in den Fermentierungshäusern verschwindet, bleibt hier also in den Blättern erhalten. Außerdem ist es Gebrauch, den Tabak nach dem Abpflücken der ersten Blätter noch vier bis sechs Monate auf dem Felde stehen zu lassen, um mehrere Male die neuen, nachwachsenden Blätter abzuernten. Auf diese Weise wird es erreicht, daß die nächstfolgenden Blätter einen höheren Nikotingehalt besitzen als die vorhergehenden, und daß z. B. die letzten Blätter oft mehr als 6% Nikotin enthalten. Das entspricht nun zwar dem Geschmack der dortigen einheimischen Bevölkerung, wirkt aber ungünstig auf die europäische Nachfrage nach Paraguaytabak. Daher kommt es denn auch, daß der Export paraguayischen Tabaks nach Europa sich in recht minimalen Grenzen bewegt, und daß er auf diesem Standpunkt stehen bleiben wird, bis man mal dem alten überlieferten System energisch zu Leibe rückt. In den letzten Jahren erst scheint hierin eine Wendung zum Besseren eingetreten zu sein, und zwar auf Treiben der Regierung im

Verein mit der Landwirtschaftlichen Bank, so daß Tabakskultur und Tabakausfuhr schon eine erfreuliche Steigerung aufweisen.

Während z. B. 1901 nur für 879 187 Mark Tabak aus dem Lande exportiert wurde, betrug der Wert des ausgeführten Tabaks 1903 bereits 1 320 000 Mark.

Einer rationellen Entwicklung der Tabakskultur bereiten aber auch die schlechten Absatz- und Verkehrsverhältnisse des Landes enorme Schwierigkeiten. Infolge seiner geographischen Lage ist Paraguay ringsum von Ländern umgeben, die ebenfalls Tabak produzieren, zum Teil unter nicht so günstigen Umständen, und die daher zum bekannten Mittel der Schutzzölle greifen, um die eigenen Produzenten, Händler usw. vor der Konkurrenz aus dem fremden Lande zu sichern. Insbesondere hat seinerzeit Argentinien durch Verschließung des paraguayschen Exportes mittels Schutzzölle die gesamte Tabakskultur erheblich geschädigt, derart, daß die Preise des Tabaks großen Schwankungen unterworfen waren und mehr und mehr zurückgingen. Nun hat ja Paraguay selbst in seiner eigenen Bevölkerung einen sehr aufnahmefähigen Markt. Denn dort raucht ja alles, Männer und Weiber, Greise und Kinder, mit unermüdlicher Ausdauer. Immerhin aber sind die Preise für alle Tabaksprodukte so lächerlich gering, daß man auf den ersten Blick staunen muß. Erst wenn man die Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit der einheimischen Bevölkerung kennen gelernt hat, findet man eine Erklärung.

VII.

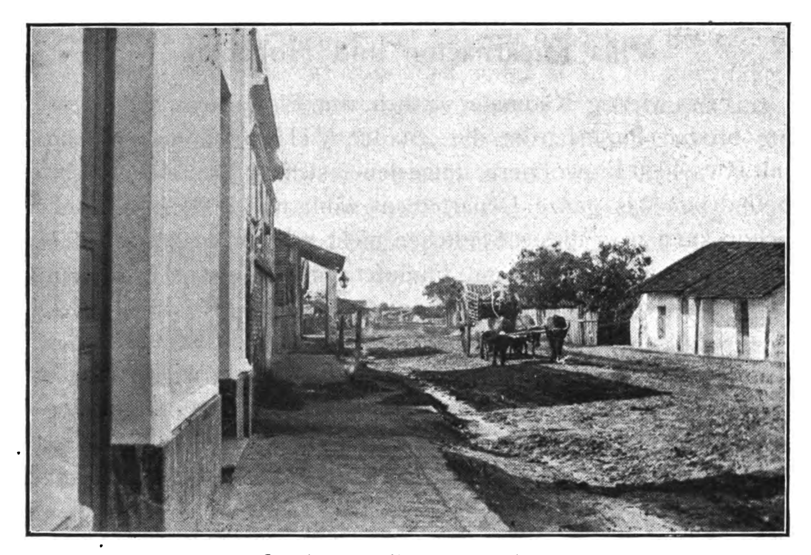
Villa Encarnacion und Hohenau.

Etwa vierzig Kilometer östlich von El Carmen liegt dicht am breiten Paranástrom die „Stadt“ Villa Encarnacion mit etwa 4000 Einwohnern, unter denen sich ca. 30—35 Deutsche befinden. Das ganze Departement zählt nur 8000 Bewohner. Schön kann man dieses Städtchen nicht nennen, trotzdem seine Lage auf einem Hügel am Flußufer inmitten einer herrlichen Landschaft reizend ist.

Sorglos träumend, unbekümmert um verfallene Häuser und holprige, ungepflasterte Straßen, liegt Encarnacion da in einem weiten Kreis von blühenden Feldern und Wäldern, und schaut mit großen Augen hinab auf den glitzernden Strom und hinüber auf das hastende Geschäftsleben am anderen Ufer.

Es ist auf den Resten einer früheren Ansiedelung, die in den Wirren der Zeiten zerstört worden ist, erbaut, in der Nähe eines Wallfahrtsortes Itapuá. Hier hatte spanische Priesterweisheit bereits 1614 Reliquien der heiligen Jungfrau in einem Felsen entdeckt, und seit jener Zeit strömt die gläubige Menge dorthin und hat damit von selbst die Bewohnerschaft von Villa Encarnacion geliefert. Letzteres ist vor allem Handels- und Hafenplatz für das betreffende Hinterland, das fast zum größten Teil seine Produkte hierher zum Versand abgibt. Denn ein reger Schiffahrtsverkehr auf dem Paraná vermittelt die Verbindung mit dem Auslande, namentlich mit Argentinien, das ja als Grenznachbar zunächst in Betracht kommt.

Handelsprodukte sind hauptsächlich Vieh und Yerba Maté, die in vorzüglicher Beschaffenheit aus den Yerbales, den Teewäldern des östlichen Paraguay, gewonnen wird; ferner Tabak, Hölzer und Häute. Aus den Holzfällereien und Teewäldern auf der paraguayischen Seite des Paraná werden jährlich Zedernstämme und Yerba Maté im Werte von 4—5 Millionen Pesos verfrachtet.



Straße in Villa Encarnacion.

Trotz dieses lebhaften Verkehrs und der günstigen Lage am Rio Paraná, trotz des reichen und fruchtbaren Hinterlandes ist von einem Fortschritt in der wirtschaftlichen Entwicklung Encarnacions wenig zu spüren. Überall drängt sich das noch Unfertige neben dem schon Verfallenen hartnäckig in den Vordergrund, und das Bild der Vergänglichkeit starrt hier den Wanderer von allen Seiten an, ganz im Gegensatz zu der gegenüberliegenden Stadt Posadas, wo das Leben schneller zu pulsieren scheint, wo Handel und Wandel dem

Ort und der Bevölkerung bereits ein modernes Gepräge gegeben haben. —

Einige Tage später befand ich mich auf dem Wege, der von Villa Encarnacion in nordöstlicher Richtung in das wunderbare Berg- und Waldland Paraguays führt. Durch Vermittlung des liebenswürdigen Polizeichefs und auf die mir vom Staatspräsidenten mitgegebenen Empfehlungen hin hatte ich mir frisches Pferdematerial besorgen können; als Führer war mir, der Sicherheit wegen, ein zuverlässiger Polizeisoldat des in Encarnacion stationierten Wachkommandos mitgegeben worden.

Mehr und mehr tritt in der Terraingestaltung der hügelige Charakter hervor mit flachen, breit gestreckten Erhebungen und großen Muldenbildungen. Der Boden zeigt das Verwitterungsprodukt der hier vielfach zutage tretenden Sandsteinmassen, die bekannte rote Erde, die durchsetzt ist von dunkelfarbigen, schwärzlichen Stellen, namentlich in den Talsenkungen und Niederungen, und überlagert wird von einer äußerst lockeren, fruchtbaren Humusschicht oft von beträchtlicher Mächtigkeit. In den Talmulden, namentlich nach dem Rio Paraná zu, treten Sumpfbildungen und kleine Lagunen auf, die zwar für den Verkehr sich oft hinderlich erweisen, der Viehzucht indessen große Vorteile gewähren. Grasflächen und Waldinseln wechseln zunächst noch ab. Je weiter ich mich aber von Encarnacion entferne, desto reichlicher wird der Waldbestand, desto kräftiger und höher der Baumwuchs. Hauptbeschäftigung der wenigen hier lebenden Bewohner ist die Viehzucht. Ackerbau wird, wie überhaupt am ganzen sogenannten Alto-Paraná, d. h. dem oberen Paranástrom, kaum getrieben.

Um so sicherer muß aus diesem Grunde das Bestehen bzw. die lebensfähige Entwicklung der d e u t s c h e n K o l o n i e H o h e n a u gewährleistet sein. Einmal werden hier alle in Südbrasilien vorkommenden Kulturpflanzen angebaut, und zweitens sind nicht nur die Bewohner von Encarnacion, sondern

auch alle die Leute, die in den benachbarten Holzfällereien und in den auf mehrere hundert von Kilometern sich erstreckenden Yerbawäldern beschäftigt sind, mit ihrem Konsum auf die Kolonie angewiesen.

Durch Gesetz vom 12. September 1898 stellte die Paraguayregierung hier am Alto-Paraná 300 qkm Land den beiden deutschen Herren Reverchon und Cloß kostenfrei zur Verfügung behufs Besiedelung mit deutschen Elementen. Die beiden Unternehmer hatten nur die Verpflichtung der Wegeanlagen, der Schaffung eines Stadtplatzes für Schulen und öffentliche Gebäude und der Vermessung. Im Jahre 1901 indessen konnte erst mit der Besiedelung begonnen werden; und wenn heute die Wegeverhältnisse, die Verbindungen zu Lande, Brückenbauten usw. noch nicht so sind, wie sie sein sollten, so ist dies eben der kurzen Zeit des Bestehens der Kolonie zuzuschreiben. Mit einem Streiche fällt keine Eiche!

Hohenau liegt etwa 35 km nordöstlich von Villa Encarnacion, hat dort sowohl wie in den Yerbawäldern seinen Absatzmarkt und verdankt sein Emporblühen in erster Linie der Lage am schiffbaren Paraná, durch die es ermöglicht wird, wenn dereinst über den Selbstbedarf hinaus produziert wird, die Erzeugnisse für den Export abzusetzen. Angebaut werden in Hohenau hauptsächlich Mais und weiße Bohnen, die schon jetzt einen guten Absatzartikel bilden. Tabak und Mandioka gedeihen gut, ebenso Zuckerrohr, Bataten, Bananen. Die Kolonie besitzt den fruchtbaren Boden des Waldlandes, und die Bedingungen für die gute Entwicklung des Ackerbaues sind daher günstig, vorausgesetzt, daß die Kolonisten und besonders die Leitung selbst die Sache richtig anfassen. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren 44 Familien mit zusammen 173 Köpfen — 86 Erwachsene und 87 Minderjährige — angesiedelt, fast ausschließlich Deutsch-Brasilianer aus dem Staat Rio Grande do Sul. Und da dies selbst alte Kolonisten oder Söhne von solchen waren, die mit den Arbeiten und Verhältnissen eines

Ansiedlers vertraut sind, so ist eine weitere Grundbedingung für das allmähliche Gedeihen geschaffen. 1905 wohnten in der Kolonie bereits 258 Personen, darunter 40 Deutsche.

Jedes Kolonielos umfaßt 40 ha = 200 m breit und 2000 m lang, und stößt mit seiner Schmalseite an die Hauptstraße, die Doppelpikade, die in einer Breite von 20 m vom Fluß aus das Kolonieland durchzieht. Zum größten Teil ist dieses Land von wellenförmiger Oberfläche und mit Urwald bewachsen; die rotbraune humusreiche Erde ist hier vorhanden. Die Wasserverhältnisse sind gut. Die Preise eines Kolonieloses werden je nach Lage und Bodenbeschaffenheit von der Direktion festgesetzt — ca. 500—800 Mark — und sind von den Ansiedlern innerhalb von sechs Monaten zu bezahlen. In demselben Zeitraume muß der Käufer selbst oder ein Vertreter das erworbene Stück Land bewohnen und bewirtschaften. Er ist verpflichtet, innerhalb von zwei Jahren dort ein Wohnhaus zu errichten, 3 ha Land unter Kultur zu bringen und eine bestimmte Anzahl von Vieh zu halten. Bemerkenswert ist der Erlaß der Paraguayregierung, der da bestimmt, daß selbst dann, wenn aus irgend welchem Grunde die Konzession zur Anlegung der Kolonie erlöschen sollte, daß selbst dann die von der Direktion, also von den Konzessionären, ausgestellten Eigentumstitel für die Kolonisten als vollkommen rechtskräftig angesehen werden.

Das ist ein Beweis von dem großen Entgegenkommen der Staatsregierung, die von den besten Absichten erfüllt ist. Ich selbst habe das im Laufe meiner mehrfachen Unterredungen mit dem Staatspräsidenten und dem Minister des Auswärtigen empfunden, nicht ein Mal, nein, zu wiederholten Malen, und habe das gleiche bestätigt gefunden von den maßgebenden Personen, wie zum Beispiel Dr. Kemmerich, Konsul Mangels, H. Kraus, A. Böttner; alles deutsche Männer, die seit Jahrzehnten im Lande angesessen sind und die einschlägigen Verhältnisse kennen. Noch ist es Zeit für deutsches Kapital, für

deutsche Arbeit und deutschen Unternehmungsgeist, ihren Einzug in Paraguay zu halten und hier in den verschiedenen wirtschaftlichen Gebieten eine erfolgreiche und lohnende Tätigkeit zu entfalten. Wenn einst alles weggegeben sein wird, wenn andere Nationen große Ländereien, die Industrie, die Verkehrsverhältnisse usw. in Händen haben, dann ist es für Deutschland natürlich wieder zu spät, und der deutsche Michel kommt dann griesgrämig nachgehinkt und betrachtet sich erstaunt den Rest, womöglich noch mit dankbaren Gefühlen gegenüber seinem schlaueren Vetter, der ihm das übrig gelassen hat.

Hinsichtlich der günstigen Verbindung zu Wasser und der Verkehrsgelegenheit auf dem Paraná sei noch erwähnt, daß die Dampfer, die nach Corrientes und Buenos Aires fahren, in dem Anlegeplatz bei Hohenau gut vor Anker gehen können, da die etwa hundert Meter hohe Uferumgebung steil zum Wasser abfällt. Von Villa Encarnacion gehen zehnmal monatlich Dampfer von 50—60 Tonnen Gehalt nach Corrientes und zweimal direkt nach Buenos Aires. Etwa fünf- bis sechsmal im Monat fahren Dampfer flußaufwärts nach Tacurú-pucú und darüber hinaus, um die Verbindung mit den nördlich von Hohenau gelegenen Yerbahäfen und Holzschlägereien herzustellen.

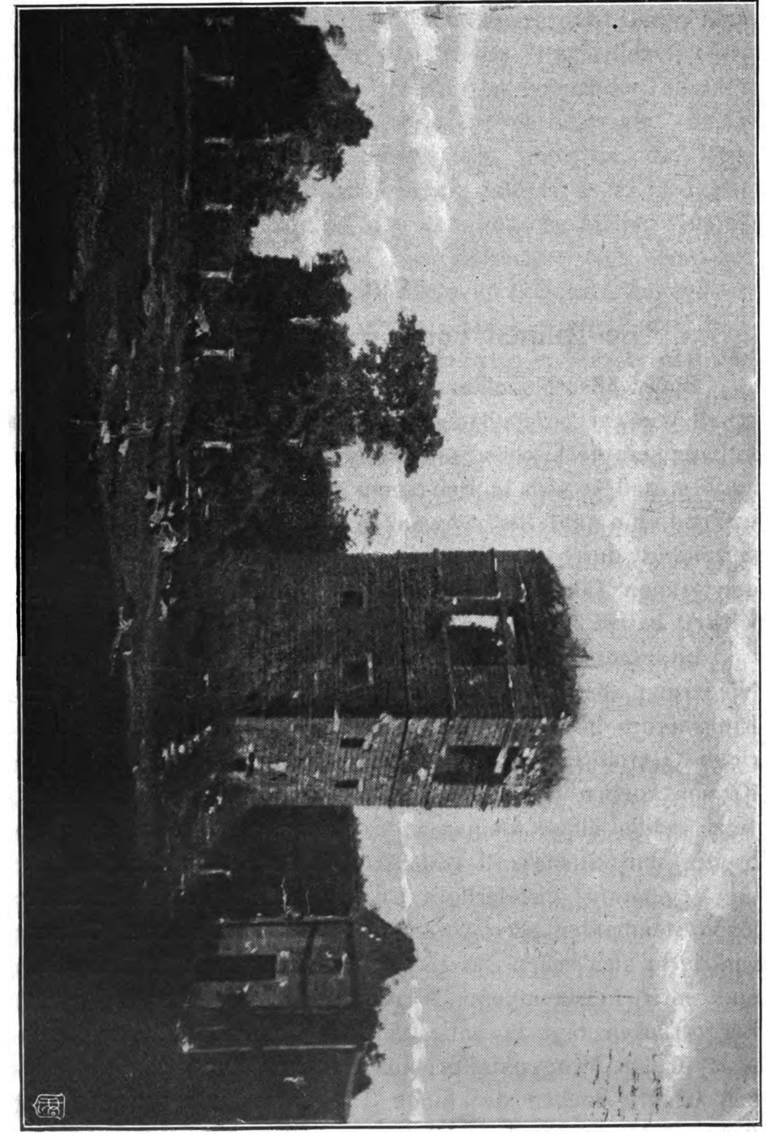
So ist denn für die junge deutsche Kolonie gerade jene Vorbedingung von selbst geschaffen, die für das Gedeihen und Emporblühen jedes Gemeinwesens am meisten ins Gewicht fällt, nämlich die gute Verbindung mit dem Absatzmarkt. Auch das Klima Hohenaus und seiner Umgebung ist erträglicher, als das anderer Teile Paraguays. Die jährliche Durchschnittstemperatur beträgt 21° Celsius; indessen zeigt im Hochsommer das Thermometer oftmals 40° Celsius. Die Nächte sind kühl und angenehm und wohl geeignet, den durch die Tageshitze erschlafften Körper zu erfrischen. Leichte Nachtfröste gehören nicht zu den Seltenheiten.

VIII.

Die Ruinen von Trinidad und Jesús.

Blauweißer Nebeldunst lag eines Morgens auf der Landschaft wie ein zarter Zauberschleier, mit dem der erfrischende Luftzug sein neckisches Spiel zu treiben suchte und ihn lachend anblies, daß er sich in Bewegung setzte, leicht auf und nieder wallend, hin und her schwankend, aber am Emporschweben verhindert durch die langen grauen Schleppen, die sich in den grünen Tälern des Capiváry und Arroyo Santa Maria verwickelt hatten.

Im munteren Galopp fegten wir über eine weitgedehnte Niederung, die von sanft ansteigenden Hügeln umgrenzt war. Ringsherum hohes Büschelgras und dunkles Laubwerk niedrigen Gesträuchs; dahinter hochragende Bäume, zu deren Kronen soeben der erste Sonnenstrahl freudig hinüberzittert. Jetzt geht's einen kleinen Hang hinauf und dann über ein breites, mit Steingeröll bedecktes Plateau. Spärlich ist hier die Vegetation; distelartiges Unkraut schaut verstohlen hinter losen Steinhaufen hervor, und zwischen den taunassen Gräsern verkriecht sich scheu das niedrige Blättergerank in Erdspalten und unter Felsklumpen. Weit am Horizont aber auf jenem Bergesrücken ragt in unbestimmten Umrissen düstrer Hochwald in den Morgenhimmel hinein. Und dort ist im strahlenden Glanze soeben der junge Tag emporgestiegen und hält lächelnd Umschau über die Lande und zieht sacht die duftig



Ruinen von Trinidad.

zarten Nebelhüllen von der schlummernden Erde hinweg, um ihr mit liebenden Blicken in das sanfte Antlitz zu schauen. Und ihre Wangen röten sich, und er beugt sich zur herrlichen Maid hernieder und küßt sie wach. Da schlägt sie die großen Augen auf und lächelt verträumt hinauf zu dem schönen leuchtenden Gott, der sie aus dunklem Schlaf zu neuem Leben erweckt hat.

Links von mir, in nördlicher Richtung erstreckt sich ein flacher Höhenrücken, der Urusabocay genannt, der mit dichtem Gebüsch bestanden ist.

„Dort drüben liegen die Ruinen einer alten Kirche," ruft mir mein Führer Claudio zu und zeigt nach jener Richtung.

„Was für Ruinen?"

Ich schaute den jungen Menschen, der da in blauer Uniform und rotem Käppi mit Karabiner und krummem Säbel neben mir reitet, verwundert an.

„Nun, Ruinen einer alten, sehr alten Kirche und eines Klosters, in dem vor mehr als hundert Jahren die Jesuiten lebten, als es in dieser Gegend noch viele Menschen gab."

„Wann war denn das?" fragte ich neugierig.

„Das weiß der Herr nicht? — Das alles ist hier doch das alte Missionsgebiet, das einst den frommen Padres gehört hat, und in dem sie unser Volk großgezogen haben und uns das Lesen und Schreiben lehrten. Und weil sie uns klug machten und die Guaranís auch noch in anderen Sachen unterrichteten, wurden sie aus dem Lande vertrieben, und jene alten Bauten sind vernichtet worden."

Ich staunte ob der Wissenschaft dieses einfachen, unseren Begriffen nach halb wilden Mannes im bunten Rock.

„Kannst du denn auch lesen und schreiben, Claudio?"

„Jawohl, Herr, etwas; ich habe aber schon viel vergessen. Ich habe es in meinem Dorf bei dem Cura (Pfarrer) gelernt, als ich noch klein war."

„Ach so," dachte ich, „daher also die zurechtgestutzte

Weisheit über die frommen Jesuitenväter vergangener Tage!“ Ich gab dem Manne eine der kleinen, schwarzbraunen Charutos, die man hierzulande raucht.

Bescheiden, höflich dankte Claudio und begann dann wieder von den alten Ruinen zu erzählen, die überall im ganzen Lande und weit über die Grenzen hinaus und noch jenseits des Paranástromes zu finden seien.

„Das alles hat den frommen Vätern gehört,“ fuhr er fort und blies nachdenklich den blauen Zigarrendampf vor sich hin; „aber sie werden wiederkommen, und dann werden wir es alle sehr gut haben.“

Claudio guckte mich fragend mit blitzenden Augen an und schien eine Entgegnung oder so etwas wie eine Bestätigung zu erwarten. Indessen ich erwiderte nichts.

„Anders als sonst in Menschenköpfen
Malt sich in diesem Kopf die Welt.“

Sinnend ritt ich weiter. Nur flüchtig schaute ich nach dem Bergrücken hin, auf dem inmitten einer Baumgruppe drei dunkle Pfeiler sich grell von der hellen flimmernden Luft abhoben; dann verschwanden sie aus dem Gesichtskreis. Eine feuchte Talmulde durchritten wir darauf, und mir war es, als ob von fernher dumpfes Grabgeläut dahergezogen käme und ein schauriger Modergeruch aus unzähligen Totengrüften hervorströme. Finsterblickende Priester mit bleichen Gesichtern wandelten in hohen Säulengängen, und das Meßglöcklein klingelte, und weiße Chorknaben schwangen das Weihrauchgefäß, dessen betäubender Qualm alles mit einem spukhaften Grau umhüllte.

Da stolperte mein Pferd; ich sah wieder die Wirklichkeit, die sonnbestrahlte grüne Erde, die zum blauen Himmel lächelnd emporträumte. Und dort vor mir tauchte es auf, alt, verfallen, Trümmer aus vergangener Zeit. Es sind die Ruinen eines früheren Klosters; verwittertes Mauerwerk, einige hohe Fenster-

bogen und Pfeiler, an deren oberen Enden noch so etwas von Gesims und Ornamenten sichtbar ist. Ein Felsblock erhebt sich in der Nähe, und an seiner Seite reckt sich eine schlanke Palme majestätisch in die klare, feuchtwarme Luft und schaut wehmütig und doch höhnisch herab auf die Reste einer einst mächtigen Hochburg. Was ist Menschenmachwerk? was ist Menschendünkel und Menschenwitz? — Schutt und Trümmer, umsponnen von wildem Gerank und Schlinggewächs, umwuchert von immergrünem Gestrüpp, ist alles, was aus großer Zeit übrig geblieben ist.

Unleugbar hat seinerzeit der Jesuitenorden hierzulande viel Gutes gestiftet; aber sein Totenglöcklein wurde ihm geläutet, als er hier wie auch anderswo das erste Gebot seines Schutzherrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" übertrat und sich in weltliche Sachen hineinmischte.*)

Greller Sonnenschein lag rings auf dem Gefilde; der wolkenlose Himmel flimmerte vor Glut und Hitze; hier und da blitzte das Wasser eines Baches am dunkelgrünen Waldesrand. Farbenprächtig in berauschender Schönheit breitet sich vor mir das hügelige Gelände aus. Zwischen Orangenbäumen wird das braune Dach einer Hütte sichtbar, umgeben von einem eingezäunten Garten. Am Saume jener Waldinsel zur Rechten des Pfades liegt ein kleines Gehöft; in seiner Nähe weiden Kühe, und dahinter steht ein gelbes Maisfeld. Weiter auf einer Erhebung, zu deren Füßen eine Lagune ruht und träumerisch dem Klageliede lauscht, das der Wind leise im Schilfrohr singt, ist eine andere Niederlassung angelegt. Die Gegend, durch die der Weg führt, ist verhältnismäßig gut bewohnt. Gegen 1 Uhr mittags, wo die Hitze schier unerträglich ist, kehre ich in einem solchen kleinen Bauernhofe ein und bitte um etwas Trinkwasser. Der Besitzer, ein braunhäutiger Mann, mit tiefschwarzem, straffem Haar, im Gesicht

*) Vergl. S. 93 ff.

den echten Indianertypus, nötigt mich zum Eintritt. Bald sitze ich unter dem schattigen, mit Gras gedeckten Vordach und labe mich an frischer Milch und gerösteten Maiskolben. Ich labe mich im Sinne des Wortes; denn selten hat mir das einfachste Essen so vortrefflich gemundet, wie bei den körperlichen Strapazen hier draußen. Dann aber auch muß man ja zufrieden sein, selbst wenn es nichts gibt, wie mir das nur zu häufig passiert ist. — —

„Und wenn Ihr nach Trinidad wollt, Herr," so belehrte mich mein freundlicher Wirt, „dann reitet nur immer in dieser Richtung. Vor Sonnenuntergang könnt Ihr es noch bequem erreichen."

Er gab mir die Hand und ich trabte von dannen, Claudio mißmutig hinterdrein, mißmutig, weil er um seine Siesta, die süßgewohnte Mittagsruhe, gekommen war. Das täte hier im ganzen Land kein Mensch, aber auch keiner, während der Mittagszeit zu reiten und Pferde und Menschen so unnötig anzustrengen; das sei sündhaft; und er hätte so etwas noch nicht gesehen und erlebt usw. So und ähnlich brummte im gekränkten Selbstgefühl der wackere Landesverteidiger und beklagte sein Los, daß er so einen Weißen, der seinen Leuten keine Ruhe gönne, begleiten müsse; hätte er das gewußt, dann wäre er gar nicht mitgekommen.

Geduldig hörte ich diesen tiefsinnigen Betrachtungen zu. Als das Gejammer und Gebrumme aber kein Ende nehmen wollte, parierte ich mit kurzem Ruck mein Roß und hielt dicht vor dem renitenten Burschen, der erschreckt zusammenfuhr.

„Wenn du deine Siesta halten willst, Claudio, dann kehre sofort um und reite zurück. Ich will dich nicht länger bei mir behalten."

„Und das Packpferd, Herr?" wandte der Mann mit ganz verdutztem Gesicht ein.

„Das führe ich selbst! Vorwärts, marsch und schere dich

zum Teufel!“ donnerte ich ihm zu. Dann wandte ich mein Roß, gab dem Packtier einen derben Schlag mit der Reitpeitsche und sauste davon, den bestürzten Menschen, der so etwas nicht erwartet hatte, wie zu einer Bildsäule erstarrt zurücklassend. Bei einer Biegung des Pfades sah ich ihn noch regungslos auf derselben Stelle halten. So muß wohl Lots Weib ausgesehen haben, wenn sie zu Pferde gesessen hätte, als sie zur Salzsäule erstarrte.

„Wo ist Trinidad?“ so fragte ich, als ich nach langem Ritt bei einem gewaltigen Trümmerhaufen von Mauerwerk einen Eingeborenen traf.

„Hier,“ war die bestimmte Antwort.

„Ja, wo denn? ich sehe doch nichts!“

„Hier selbst, wo wir stehen,“ wiederholte der Mann und deutete mit dem Finger senkrecht zu Boden.

„Nun, ist das alles? ist das Trinidad?“ fragte ich wieder.

„Gewiß, nur dieses, und dort die Ruinen auf jenem Hügel; den braucht Ihr nur hinaufzureiten, dann seid Ihr an Ort und Stelle.“

Meine Vorstellung, in Trinidad eine Ortschaft vorzufinden, war also verkehrt. Trinidad besteht nur aus und in Ruinen, in denen sich die Wohnung des Polizeichefs und Friedensrichters befindet. Auch ein Deutscher, Schmidt geheißen, hat hier in einem halb verfallenen Bau seine kümmerliche Behausung aufgeschlagen und einen kleinen Kramladen für die Bauern der umliegenden Gegend eingerichtet.

Etwa um 1680 ist diese Jesuitenniederlassung oder Reduktion entstanden und wie so viele andere im großen, einheitlichen Stile angelegt und gebaut. Nach alten Angaben zählte sie 1767 nahezu 3000 Bewohner. Und was ist heute von all diesen vormals so prächtigen Kirchen und Klöstern, von all jenen Schöpfungen einer einst so mächtigen Theokratenherrschaft übrig geblieben?

Ringsumher ist's öd und einsam.
Und ich starre trüben Auges
In ein graues Nebelmeer,
Leb- und lichtlos, nur ein „Nichts“.

Schlinggewächs und Strauchwerk wuchert heut überall in dem verfallenen Mauerwerk; mächtige Baumstämme haben in klaffenden Mauerrissen krallenartig Wurzel geschlagen. Hier und da ist noch etwas von der Ornamentik sichtbar; Reliefs in Sandstein gemeißelt, oft etwas steif und ungeschickt nach Eingeborenenart; Säulen mit eigenartig verziertem Kapitäl. Im hohen Gras, zwischen Schutt und Trümmern liegen Sandsteinfiguren, oft in Lebensgröße irgendeinen Heiligen vorstellend; früher sicherlich vollkommen, jetzt ohne Hände, Arme, ohne Nase, Ohren, häufig ohne Kopf, nur ein Torso. Von der alten Kirche sind nur noch einige Mauerreste vorhanden, ein paar auseinander geborstene Wände mit Sandsteinreliefs. Das mächtige Kuppelgewölbe ist eingestürzt und liegt zwischen undurchdringlichem Gestrüpp und mannshohem Unkraut begraben. Die Klosteranlagen in Trinidad müssen von gewaltigem Umfange gewesen sein; das zeigen die weit von der eigentlichen Kirche verstreut liegenden Trümmerhaufen, unter denen Grabsteine in beträchtlicher Zahl vorhanden sind. Eigenartig muß auch die Bildnerei auf letzteren gewesen sein. So fand ich z. B. zwischen Schutt, Gras und wildem Gerank eine ca. 2 m lange und 0,5 m dicke Sandsteinplatte, völlig verwittert, halb mit einer dünnen Moosschicht bewachsen. Im Hochrelief war auf dieser, unzweifelhaft einen Grabstein darstellenden Steinplatte die lebensgroße Figur eines Mannes gemeißelt, der seinen Kopf in den Armen hält. Am Fuße war eine Inschrift sichtbar, von der ich allerdings nur noch die lateinischen Buchstaben „O. R. O.“ erkennen konnte. Wahrscheinlich hatte das Ganze auf die Geschichte irgendeines Märtyrers oder Heiligen Bezug.

Die Ruinen jener anderen Kirche, die dem Ankommenden zuerst in die Augen fallen, stammen nicht aus der Jesuitenzeit, wie es heute fälschlich angenommen wird; sie sind neueren Datums.

Lopez hat diese Kirche, teilweise altes Mauerwerk benutzend, bauen lassen. Aber auch sie ist heute ebenso verfallen, wie alles andere, und zwischen den Säulengängen weiden jetzt Kühe, und die Räume, die einst frommen Zwecken dienten, sind zu einem Pferdestall gemacht worden. Von allen Seiten starrt mich aus hohlen leeren Augen das Bild der Vergänglichkeit an. Und dabei lacht die Sonne, als ob sie diese Trümmer liebkosen wolle, und fast herausfordernd spreizt sich vor mir die lichtumflutete Landschaft im Bewußtsein ihrer üppigen Schönheit, als ob sie sagen wolle: „Sieh', bin ich nicht schön, nicht verführerisch? Für mich ist es wert, zu sterben. Meine Schönheit hat sie alle zugrunde gerichtet.“

Weiße Wölkchen stehen am hohen Himmel, und dunkel heben sich im Nordosten bewaldete Kuppen und Rücken vom grellen Horizont ab. Gesang tönt zu mir herüber, eintönig und schwermütig, und ebenso schwermütig nickt die Palme, und traurig rauschen die Sträucher und Gräser. Ein unsagbarer Hauch von Melancholie schwebt über der Stätte einstiger Herrlichkeit, und ein heimliches Weh durchzittert diese großartige Einsamkeit. Macht und Glanz und Reichtum — sie sind verschollen, versunken.

Ein Weib mit zwei Kindern schreitet langsam durch die Reste des alten Säulenganges. Dann vernehme ich das zufriedene Brüllen einer Kuh; Kinderstimmen werden hörbar, und ein Lachen dringt zu mir, das froh und zuversichtlich an die glückliche Zukunft glaubt.

Gegen Abend fand sich reumütig mein Claudio ein, etwas bekniffen und beschämt. Ich tat, als ob ich ihn gar nicht beachtete und vor allen Dingen nicht nötig hätte. Endlich, nach vielem Bitten nahm ich ihn wieder in Gnaden auf, nicht

ohne ihm klar gemacht zu haben, daß ich auch ohne ihn den Weg wisse und seine Begleitung gar nicht gebrauche, und daß es hier so viele Männer gäbe, die mir gern dienstbar sein wollten, daß ich bei dem geringsten Vorkommnis ihn sofort davonjagen würde.

Das fruchtete, und Don Claudio wurde von da ab sehr bescheiden und diensteifrig.

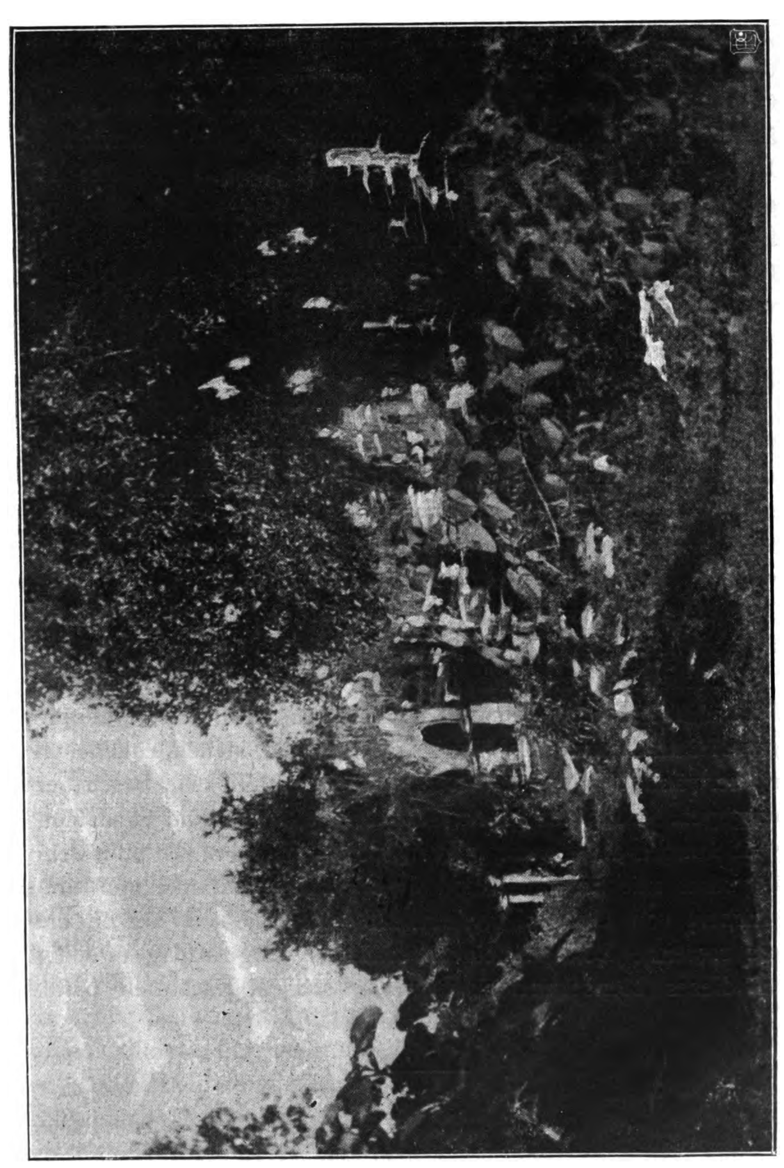
Es war dunkel geworden. Im bleichen Mondlicht dämmerten die zerbrochenen Mauern, die alten, grauen Pfeiler, die morschen Bogen, und andächtig schauten die Sterne herab auf dies stille Trümmerfeld, den stummen und doch so beredten Zeugen aus einer vergangenen, großen Zeit.

Auf den Steinfliesen eines niedriggewölbten Raumes, der noch so erhalten war, daß er vor etwaigem Regen Schutz gewähren konnte, hatte ich mein einfaches Lager für die Nacht aufgeschlagen.

Gespensterhaft kroch das Mondlicht durch eine Maueröffnung, und mit ihm zog ein Heer von Spukgestalten durch die Luft. Ringsumher wurde es lebendig. Die verwitterten Steine erzählten furchtbar blutige Geschichten, und die Bildsäulen alter Priester lösten sich von den Wänden und flüsterten geheimnisvoll mit hastigen Gebärden; und von den Grabsteinen erhoben sich die Männer und schlichen in ihren langen Gewändern unheimlich heran. Und zuletzt erschien der Heilige, der seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen trug. Und als er eintrat, wurde es mit einem Male still; und dann tönte ein entsetzlicher Schrei aus der Mitte der Priester, deren Mienen nun wieder zu Stein erstarrten.

Ich erwachte; ein Raubvogel, vielleicht eine Eule, rief ängstlich in nächster Nähe irgendwo im alten Gemäuer.

Bald schlief ich wieder ein, und ich schlief so fest, daß mich die spukenden Geister in Mönchskutten und flatternden, weißen Totenhemden nicht wecken konnten. Zur mitternächtigen Stunde soll es nämlich in diesen verwitterten Ruinen



Ruinen von Trinidad.

„umgehen". Die Grabsteine schieben sich beiseite und aus den Grüften und fernsten unterirdischen Gängen steigen die Geister der sündhaften Priester hervor und halten einen Umzug bis zur alten Kirche, wo sie in einer tiefen Gruft verschwinden. Einen Teil dieser Gruft habe ich dort gesehen, da ihr Deckengewölbe eingestürzt ist. Sie hat etwa $1\frac{1}{2}$—2 m Breite und besitzt links und rechts in ihren Wänden kastenartige Vertiefungen, die anscheinend zum Einmauern von Toten benutzt worden sind. Man hat hier also so etwas wie Katakomben vor sich. Wie ich erfuhr, soll dieser unterirdische Katakombengang sich bis nach Jesús hinziehen. Aber — Quien sabe? —

Munter trabte in aller Morgenfrühe mein Rößlein über welliges Grasland und durch niedriges Buschwerk nordwärts, und nach zweieinhalbstündigem Ritt gelangte ich nach Jesús, einer anderen alten Jesuitenniederlassung, die 1685 gegründet worden ist und nachweislich im Jahre 1767 etwa 2500 Bewohner und großen Viehreichtum (51 000 Rinder, 1127 Pferde, 310 Maultiere und Esel) besessen hat. Auch hier alles Trümmer, Ruinen, Denkmäler einer früheren Zeit.

Bemerkenswert sind die Überreste der großen Kirche. Wie um Erbarmen flehend, ragen die vierzehn Säulenstümpfe gen Himmel, und hohläugig gähnen die stehengebliebenen Mauerwände mit den halb verfallenen Fenstern dem Beschauer entgegen. Über den geschweiften Portalbogen sind Sandsteinverzierungen angebracht, gekrönt von Bischofsmützen oder dem Papsthut mit Schlüssel und Stab. Alles umrankt und umwuchert von Unkraut, versunken und vergessen, als ob die nie rastende Zeit mit einem kräftigen Flügelschlag unwillig all dieses Menschenmachwerk von sich abgeschüttelt hätte.

IX.

Die alten Jesuitenniederlassungen; die Missiones.

Geheimnisvolles Schweigen herrschte vor Jahrtausenden in den Urwäldern des südamerikanischen Kontinents, dort wo sich später das gewaltige Gebiet der sogenannten „Missiones“ erstreckte. Allmählich wurde die grausig schöne Wildnis mit ihrer großartigen, üppig wuchernden Vegetation von einer Tierwelt belebt, die in ihrer Mannigfaltigkeit und verschiedenartigen Gestaltung nicht ihresgleichen fand. Wenn dann in diesem feuchtwarmen Waldesdämmer der Jaguar beutegierig im Dickicht lauerte, das Krokodil am sumpfigen Rande eines Flusses ruhte, der buntschillernde Papagei sich in schwankender Baumkrone wiegte, heulte von Zeit zu Zeit der Sturm durch die Wälder und zerbrach mit elementarer Gewalt die Urwaldriesen. Und nicht zufrieden mit diesem Vernichtungswerk führte er mit sich den furchtbaren Wolkenbruch. Schrecklich dröhnten die Donnerschläge, und feurig zuckten die Blitze aus schwarzem Himmel hernieder in die Finsternis des zornig durcheinander geschüttelten Urwaldes. Dann war es wieder still; tiefe Ruhe ringsumher, die Ruhe des Todes. Später wurde das große Schweigen unterbrochen vom Kriegsgeschrei wilder Indianerstämme, der Guaranís, Tupís und anderer. Dann kam der weiße Mann; und noch heftiger hallte der Kriegsruf, noch grausamer war das Blutvergießen. Die bestialische Raubgier der fremden Eindringlinge vernichtete und zerstörte ohne

Gnade, ohne Barmherzigkeit, frevelnd an allem Göttlichen und Menschlichen. Die Streitaxt wurde nicht mehr begraben. In diese grause Wildnis, deren Boden vom Blut der Erschlagenen dampfte, deren Lagunen und Flüsse sich vom Blut der Gefallenen rot färbten, auf deren Grasebenen die Knochen der Ermordeten bleichten, drang erst später, viel später der Fuß des anderen weißen Mannes, der keine Waffen trug, sondern der anstatt der blutigen Streitaxt nur jene Axt mitbrachte, die als das Symbol friedlicher Arbeit weite, unbekannte Gebiete der Kultur zugänglich machen wollte.

Eine kleine Schar wehrloser Männer, das Zeichen des Kreuzes vorantragend, drang unerschrocken in jene finstere Barbarenwelt von entmenschten Christen und heidnischen Menschen hinein und triumphierte mit dem Worte Gottes, dem Wort der Liebe und Entsagung, das mahnend von ihren Lippen floß. Und die frommen weißen Männer des Christengottes brachten mit sich Klugheit und Weisheit und lehrten die braunen Naturkinder die Handhabung der Werkzeuge friedlicher und nutzbringender Arbeit, anstatt des Gebrauchs der zerstörenden Kriegswaffen. Und das alte Heidentum erbebte und krachte in seinen Grundfesten, und aus den wilden Heiden wurden arbeitsame Christen. Der alte, rauschende Urwald sank dahin, und an seiner Stelle entstanden blühende Gemeinwesen, lichte Stätten der Kultur und Zivilisation. Das war eine wilde, wüste Zeit damals im Reiche der spanischen „Conquistadores“. Grausame Kriege, beklagenswerte Aufstände, Intrigen, Verschwörungen und Verleumdungen; kurz, eine bluttriefende Gewalt- und Schreckensherrschaft, in der die Eifersucht der einzelnen und die fieberhafte Habgier aller nach Macht und nach Gold schamlos zum Ausdruck kamen. Die spanischen Vizekönige und Gouverneure, die Bischöfe, Soldaten, Priester und Abenteurer aller Art sind in diesem wahnsinnigen Tanz um das goldene Kalb, in ihrer brutalen Sucht, das Goldland „Charcas“ im späteren Peru zu besitzen, vor

keinem auch noch so nichtswürdigen Mittel zurückgeschreckt und haben die fluchwürdigsten Verbrechen begangen, zur Schmach und Schande der Menschheit. Es war ein erbarmungsloses Zerstören, Rauben, Morden „ad majorem dei gloriam".

Wie ein Lichtblick nach schwüler Gewitternacht erscheint da in der Reihe jener gewissenlosen Gewalthaber die Gestalt des Hernando Arias de Saavedra, des Gouverneurs der damaligen spanischen „Provinz" Paraguay. Als Sohn eines spanischen Kapitäns in Asuncion geboren, also ein Kind des Landes selbst, bekleidete er 1591 das Amt eines Gouverneurs zum erstenmal. Streng gegen sich selbst, nachsichtig gegen andere, von scharfem Verstande und unbeugsamem Willen, hat gerade dieser Mann durch seine Taten bewiesen, was ein edler Geist und starker Wille inmitten einer verrohten Welt der Genußsucht und Willkür zu leisten vermögen. Sein Leben ist eine Reihe leuchtender Beispiele von Tapferkeit, Entsagung und Patriotismus. Im Jahre 1601 wurde Saavedra vom Madrider Hofe zum zweiten Male als Gouverneur bestätigt und unternahm nun einen Feldzug von erstaunlicher Kühnheit mitten durch den Kontinent bis zur Magelhaensstraße, führte hierauf ein kriegerisches Unternehmen gegen die aufständischen Indianerstämme im Chaco erfolgreich durch und brachte später die Guaicurúindianer zur Unterwerfung.

In richtiger Würdigung der Verhältnisse erkannte Saavedra nur zu bald, daß brutale Gewalt, Mord und Verbrechen nur wieder ihresgleichen erzeugen müssen, und daß nur durch Milde, durch Erziehung zu einer gewissen Kultur wirkliche Ruhe im Lande geschaffen werden könne. Die großen Erfolge des Schwertes wollte er durch segensreiche Friedenstätigkeit befestigen. Saavedra war es denn, der, um diese großen Pläne durchzuführen, im Jahre 1609 die ersten Jesuiten ins Land kommen ließ mit dem Zweck, dort inmitten der Eingeborenenbevölkerung Niederlassungen zu gründen, die Indianer

zum Christentum zu bekehren und zu einem arbeitsamen Volk zu erziehen. Es entstanden die sogenannten „Jesuiten-Reduktionen“, die Niederlassungen in einem gewaltigen Gebiet, das später allgemein mit dem Namen „Missiones“ belegt wurde. Zum dritten Male wurde Saavedra Gouverneur im Jahre 1615. In dieser Zeit veranlaßte er die Abschaffung des Sklavendienstes und gab den Indianern die Rechte freier Menschen. Auf sein Betreiben wurde die Provinz Paraguay in zwei voneinander unabhängige Gouvernements geteilt, das von Paraguay und das von Rio de la Plata, deren Gouverneure von Spanien unmittelbar ernannt wurden, die aber beide dem spanischen Vizekönig in Peru unterstehen sollten. Wegen der großen Entfernung zwischen Asuncion und Buenos Aires erwies sich diese Trennung als erforderlich. Sie war aber auch aus anderen Gründen notwendig. Denn schon kaum innerhalb eines Jahrzehntes hatte die Jesuitenmacht in Paraguay drohend ihr Haupt erhoben; sie begann nur zu bald ihren zersetzenden Einfluß auszuüben und gab dadurch Veranlassung zu ununterbrochenen Zwistigkeiten.

Ungeheuer ist die Bedeutung, die von dieser Zeit ab der theokratische Staat der Jesuiten mit seinen „Reduktiones“ und „Missiones“ auf die ganze Entwicklung Paraguays gehabt hat. Die Jünger Loyolas verstanden es im Gegensatz zur barbarischen Grausamkeit der Konquistadoren, die nur zerstörten und vernichteten und nur Blut und Tränen säten, sich durch Güte Vertrauen zu erwerben, durch Milde aufzurichten, was zerbrochen war. Sie verstanden es, die wilden Indianer zu einer gewissen Kultur heranzubilden, sie zur Viehzucht, zum Ackerbau, zum Gewerbe zu erziehen, mit ihnen das Urwaldland zu blühenden Äckern und Feldern umzugestalten und so allmählich, ganz allmählich, einen Staat im Staate zu schaffen, der die Basis für ein großes Jesuitenreich in Südamerika abgeben sollte. An sich ist ja diese Kultivierung des Landes recht erfreulich gewesen. Betrachtet man aber die Sache näher,

so hatte die Bevölkerung herzlich wenig davon, da sie nur für ihre Herren, die Padres, arbeiten mußte, deren strenge Despotie ihr schließlich einen blinden Gehorsam, eine sklavische Unterwürfigkeit eingeimpft und alles selbständige Denken genommen hatte. Nur so konnte es später dem Tyrannen Francia und den beiden Lopez gelingen, unter dem Deckmantel der Republik und unter dem Banner der Freiheit einen Despotenstaat jahrelang aufrecht zu erhalten.

Im Laufe der Zeit erstreckte sich das Gebiet der Missiones über den westlichen Teil der heutigen brasilianischen Staaten São Paulo und Paraná, über die heutige argentinische Provinz Corrientes, über den ganzen Osten und Süden Paraguays und weiter nach Westen über einen Teil des Chaco und die bolivianische Grenze hinaus bis nach den Kordilleren. Paraguay bildete das Zentrum dieser gewaltigen, immer stärker und immer unabhängiger werdenden Priesterherrschaft, die von hier aus mit bewundernswerter Zähigkeit und Überlegung immer weitere Kreise in ihren Machtbereich zu ziehen bestrebt war. Damals schon waren die Missiones mit 280 000 zum Christentum bekehrten Indianern besiedelt, die infolge der ihnen zuteil gewordenen Erziehung und Belehrung nur den Priestern ergeben waren und nur diesen bedingungslos gehorchten. Wie man erzählt, erblickten diese Naturkinder in ihren Bekehrern die Vertreter einer höheren, aus dem göttlichen Reiche kommenden Menschenrasse im Gegensatz zu den übrigen Weißen, den gewöhnlichen Spaniern.

Wie selbständig die Jesuiten sich fühlten, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß sie es durchzusetzen vermochten, allen Spaniern das Betreten und den Aufenthalt in den Missiones zu verbieten. Sie untersagten ferner den Gebrauch der spanischen Sprache, und innerhalb ihres Missionsgebietes durfte nur Guaraní gesprochen werden. Das waren zwei durchgreifende Maßregeln, die nur zu geeignet waren, die eigene Herrschaft zu befestigen und ein Hineinmengen anderer ein-

für allemal zu verhindern. Indessen mit dem Machtbewußtsein kam von selbst der Mißbrauch der Gewalt. Die Eingeborenen wurden zum Waffendienst herangebildet, um die erlangte Unabhängigkeit des Theokratenstaates im „Notfall“ zu schützen. Nach und nach wurden Befestigungen angelegt. Die einzelnen Niederlassungen erhielten gewaltige Gräben und Palisaden, Mauern und Wälle. Das alles mußte natürlich den Argwohn der spanischen Regierung wachrufen. Schon 1657, also kaum 50 Jahre nach dem ersten Auftreten des Jesuitenordens in Paraguay, sah sich der König von Spanien genötigt, den damaligen Gouverneur Juan Velasquez de Balverde mit einer eingehenden Inspizierung sämtlicher Missiones zu beauftragen. Der hiernach erstattete Bericht aber lautete sehr günstig für die frommen Väter, so daß die Dinge ungehindert ihren weiteren Fortgang nehmen konnten.

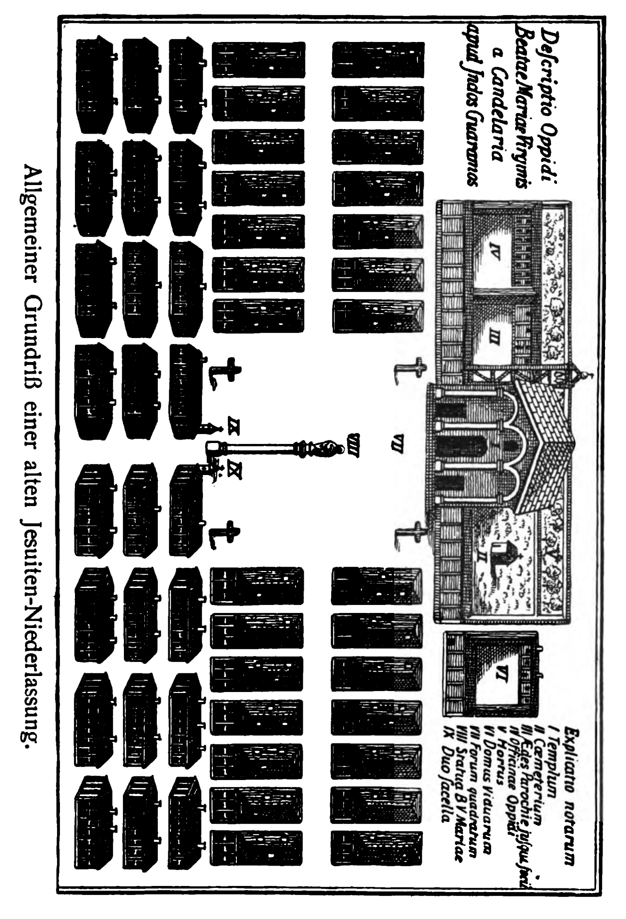
Verordnungen der Staatsregierung wurden nun gar nicht mehr beachtet; die Herrscher in den „Missiones“ schalteten und walteten nach ihrem Gutdünken völlig wie souveräne Fürsten und Herren aus eigener Machtvollkommenheit, und die weltlichen Gelüste der Padres von der Gesellschaft Jesu, ihr Streben nach weltlichem Besitz, nach irdischer Macht, traten nun ganz offen zum Vorschein. Freilich muß rückhaltlos anerkannt werden, daß dieses Regierungssystem der Söhne Loyolas turmhoch dasjenige der spanischen Gouverneure und Beamten überragte. Dort einheitliche, straffe Zucht und Ordnung, Vertrauen und die Hingabe an eine große unvergängliche Idee; hier Zersplitterung und Argwohn, brutale niedrige Habsucht und Genießen des vergänglichen Augenblicks. Mag immerhin das, was die Jesuiten geleistet haben, einem Motive entsprungen sein, das sich nicht ganz mit den Lehren Christi und seinem Ausspruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, vereinbart, so muß doch zweifellos zugegeben werden, daß ihre Arbeit erstaunenerregend gewesen ist. Aus einem Nichts haben sie ein Stück Kulturwelt geschaffen.

Unter strenger Aufsicht wurden die braunen Kinder der Guaranís auf den einzelnen Niederlassungen gehalten und dort gemeinsam im Lesen und Schreiben und im Gottesdienst unterrichtet. Gleichsam ohne Not und Sorgen, in Sicherheit vor den Gefahren des Urwaldes und vor den Verfolgungen menschlicher Feinde, führten sie dort ein angenehmeres Dasein als ihre Stammesbrüder in der unwirtlichen Wildnis. In den Missiones wurden sie zu allen Handwerkszweigen ausgebildet, als Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen, Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, als Weber und Metallgießer, namentlich aber in der Landwirtschaft, in Viehzucht und Ackerbau, im Kriegsdienst, ja einzelne sogar in den Kunstgewerben des Kirchenkultus, in der Malerei, Skulptur und Musik. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß schon in kurzer Zeit die Reduktionen sich zu produktionsreichen, wohlhabenden Besitzungen gestalteten.

„Die hohe Achtung, welche sich die Jesuiten durch ihre glanzvolle, mildtätige, aber zugleich strenge Behandlung unter den Indianern zu verschaffen wußten und wobei ihnen das rauhe Wesen der spanischen Konquistadores und die unheilvollen Indianerverfolgungen der portugiesischen Sklavenjagden von seiten der brasilianischen Paulistas oder „Mamelucos“ zugunsten kamen, war für die Erhaltung der Indianer, für ihre Bekehrung zum Christentum und für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes von wohltuenden Resultaten begleitet.*) Die Padres verstanden es, Wissen und weltliche Erfahrung zu vereinen. Ihr Wirken war ein so überraschend erfolgreiches, daß sie schon 50 Jahre nach ihrer ersten Landung an der brasilianischen Küste nicht nur in fast allen hauptsächlichsten Städten Südamerikas Kollegien und massiv gebaute Wohnhäuser errichtet hatten, sondern der Jesuitenorden besaß auch sehr bald an den Ufern des Paraná und Uruguay zahlreiche

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay. Seite 51 ff.

Niederlassungen mit Hunderttausenden indianischen Bewohnern, von wo aus sie dann ihren Einfluß in immer weiterem Radius ausstrahlten.“



Allgemeiner Grundriß einer alten Jesuiten-Niederlassung.

Die Niederlassungen selbst waren mit nur geringerer Abweichung alle nach demselben System angelegt. Das Hauptgebäude, die Kirche, erhob sich an einer Seite eines großen viereckigen Platzes, die Front diesem zugewandt. Links von

diesem Bauwerk lag der Kirchhof mit Kapelle, während auf der rechten Seite die Wohnungen der Priester und die ausgedehnten Werkstätten sich befanden. Hinter dem zusammenhängenden Gebäudekomplex waren die Gemüse- und Obstgärten sowie sonstige Anpflanzungen angelegt. Das Ganze war mit einer Mauer umgeben. Links von dem so umgrenzten Hauptteil der Reduktion, aber getrennt davon, stand ein Gebäude mit abgeschlossenem Hofraum, das als Zufluchtsort für die Kranken und Alten oder die von auswärts kommenden hilflosen Indianer benutzt wurde. Unmittelbar vor der Kirche dehnte sich die „Plaza Publica", der Marktplatz aus, der heute noch bei allen aus jenen Jesuitenniederlassungen entstandenen Dörfern ein in die Augen fallendes Merkmal bildet. Dem Hauptportal des Gotteshauses gegenüber auf der Mitte der gegenüberliegenden Parallelseite des Platzes war gewöhnlich die aus Stein gemeißelte, mit Gold geschmückte Bildsäule der Mutter Gottes aufgerichtet, während jede der vier äußersten Ecken ein mächtiges Holz- oder Steinkreuz trug. Die drei übrigen großen Seiten des Marktplatzes wurden von den Unterkunftsräumen für die Indianer umgrenzt. Je nach Erfordernis gestaltete sich die Anzahl dieser Wohngebäude, die in regelmäßigen Abständen, hinter- und nebeneinander Straßen und Gassen bildend, angelegt waren und das sogenannte „Pueblo", die Ortschaft, ausmachten. Jedes der langgestreckten, schuppenartigen Häuser, deren Dächer mit Rundziegeln in zweifacher Lage eingedeckt waren und die einen breiten, herumlaufenden, mit Vordach versehenen Gang besaßen, enthielt 6—10 Räume. Durchweg bestand der Boden aller Gebäude und Wohnungen aus Steinfliesen.

Im Vergleich zu dem nur dürftig schützenden Blätterdach oder dem flüchtig aufgeschlagenen Rancho im Urwald boten diese bequemen, kühlen, festen Bauten der Missiones eine solche Menge von Annehmlichkeiten, daß sie den braunen Kindern der Wildnis wie etwas Überirdisches vorkommen mußten.

Mit welcher Umsicht die Padres bei all den einzelnen Einrichtungen gearbeitet haben, ist ebenso bewundernswert, wie ihre Überlegung und ihr Scharfblick bei Auswahl des Ortes für eine solche Anlage. Die beherrschende Lage auf einem Hügel oder Bergrücken, die Nähe von fließendem Wasser, von Busch und Wald, von ausgedehnter Weidefläche, fruchtbarem Ackerboden und dergleichen, kurz, nichts ist da außer acht gelassen worden.

Das größte Gewicht legten die Padres auf die Erziehung der Guaranís zur Arbeit und nutzbringenden Tätigkeit. Auch hierbei trafen die klugen Männer ihre Wahl je nach der körperlichen und geistigen Befähigung des einzelnen. Alles war bis ins kleinste geregelt; sogar die Kleidung der in den Niederlassungen lebenden Indianer war vorgeschrieben. Die Männer trugen Hemd, Hose, Poncho und eine flache runde Mütze. Die Weiber kleideten sich in jene geschmackvolle malerische Tracht, die heute noch bei den Frauen und Mädchen Paraguays vorherrschend ist: ein langes faltenreiches hemdartiges Gewand ohne Ärmel, das oberhalb der Hüften mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Alle jene Kleidungsstücke waren aus grobem, starkem Gewebe hergestellt, und zwar in den eigenen Werkstätten. Dort mußten die Eingeborenen aus der teilweise wild wachsenden, teilweise von den Jesuiten angepflanzten Baumwolle selbst jene Stoffe weben.

Die Zeit, die die schon erwähnten mannigfachen täglichen Arbeiten übrig ließen, wurde dem Gottesdienst und religiösen Festen gewidmet, die oft großen Schaugeprängen glichen. Denn die Padres wollten hierdurch auf die Phantasie ihrer Schutzbefohlenen einwirken, insbesondere aber eine gewisse Anziehungskraft auf die großen Kinder der Natur ausüben, die sich ja nur zu leicht durch die Entfaltung von äußerer Pracht blenden lassen. Bei diesen Festen schmückten die Indianer die Kirche, den Platz und die Straßen, errichteten Altäre und Triumphbogen. Alles wurde reichlich umkränzt,

und die Verschiedenartigkeit des üppigen Blumen- und Blätterschmuckes wurde noch erhöht durch angebrachte Verzierungen aus den bunten Federn der Vögel, aus den farbenfrischen Früchten des Waldes, aus den schillernden Schuppen der Fische. Es liegt auf der Hand, daß solche Feierlichkeiten, bei denen inmitten einer fremdartigen, geheimnisvollen Umgebung von Prunk und Gepränge die Standarten wehten und die Banner unter den rauschenden Akkorden einer nie geahnten Musik langsam umhergetragen wurden, wo der Weihrauchduft sich mit betäubenden Blumen- und Blütengerüchen vereinte und der Choral der Priester über die staunende Menge dahinbrauste, wo außerdem für leibliche Genüsse, für Speise und Trank in hinreichendem Maße gesorgt war; daß solche Feierlichkeiten in dem Gemüt des Naturmenschen einen unverwischbaren Eindruck hinterlassen und auf jene, die nur gewohnt waren, im schweigsamen Urwald umherzustreifen, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben mußten. Damit war aber die Sehnsucht nach dem Aufenthalt, nach dem Leben in den Missiones wachgerufen; scharenweise strömten die Eingeborenen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, herbei.

Im übrigen war die Behandlung der Indianer in den Reduktionen eine strenge und gerechte, ohne jede Bevorzugung. Alle waren dort gleich, vom größten Häuptling bis zum niedrigsten Guaraní, vom alten Aufseher bis zum jüngsten Arbeiter; ein jeder hatte an dem großen Werk nach Kräften beizutragen, je nach Fähigkeit, Stärke und Intelligenz, nur bedacht auf das Wohl des Ganzen, auf das Wachsen und Gedeihen der Gesellschaft Jesu.

Eins aber darf hierbei nicht vergessen werden, und das ist die Tatsache, daß die Väter „für alle dachten". Sie waren — um die Worte eines Argentiners zu gebrauchen — das Gehirn; sie bildeten gleichsam den Kopf jenes großen Körpers, während die Indianer nur die ausführenden Glieder waren. In väterlicher Weise leiteten die Priester die Nieder-

lassungen und ihre Bevölkerung und nahmen letzterer die Arbeit des selbständigen Denkens vollständig ab („relevando asi al indio del trabajo de pensar“). Wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit hatte, kamen die Folgen dieses unheilvollen Bevormundungssystems noch nach Jahrhunderten zum Austrag, und Land und Volk von Paraguay kranken heute noch daran.

Daß unter einem solchen, wohl durchdachten, bis in die kleinsten Einzelheiten geregelten Herrschafts- und Verwaltungssystem die Missiones vorzüglich gedeihen und bei der obwaltenden Umsicht in den einzelnen wirtschaftlichen Betrieben, wie Viehzucht, Ackerbau, Handel, Gewerbe, gewaltige Erträge erzielen mußten, war selbstverständlich.

„Die Söhne Loyolas betrieben einen bedeutenden Handel zwischen Buenos Aires, Asuncion, Corrientes und selbst mit Europa, und während sie ihren Indianern die Lehre der Gütergemeinschaft und Gleichheit, der Arbeitspflicht predigten und ihre Untergebenen in der Landwirtschaft, den mechanischen Handwerken und in der militärischen Taktik ausbildeten, waren jene doch nichts mehr als ebenso viele Sklaven, die für ihre Herren zu arbeiten gezwungen waren. Denn während die Kirchen wertvolle Schätze beherbergten, und die Padres von Bequemlichkeiten umringt waren, die ihnen die Indianer bereiteten, so besaßen diese kaum einen Stuhl oder Tisch, selten ein Bett zum schlafen, und der einzige Gebrauchsgegenstand der Hüttenbewohner bestand aus einem grobwollenen Poncho. Dabei exportierten die Missiones jährlich große Mengen Zucker, Paraguaytee, Zigarren, eingemachte Früchte und Mais; aber die Indianer erhielten selten eine Ration Salz, noch seltener Fleisch und niemals Lohn. Sie wurden aus den Produkten gemeinsamer Arbeit ernährt und bekleidet, gemeinsam erzogen und belustigt, doch betrugen diese Gaben nicht den zehnten Teil des Wertes der von den Indianern geleisteten Arbeit, so daß zumeist die Padres ihren Vorteil aus jener Arbeit zogen,

und zwar zugunsten der Vergrößerung des geistlichen Ordens der Gesellschaft Jesu.

Nirgends herrschte darüber ein Zweifel, daß die Jesuiten die aus ihrer angeborenen Barbarei entrissenen Indianer auf eine höhere soziale Stufe stellten, wo ihnen reichliche Nahrung, Arbeit, profane und religiöse Festlichkeiten nicht fehlten, wohl aber geistige Nahrung und kulturelle Fortbildung. Es war eine Erziehung, bei welcher sich der Indianer in niedrigem Materialismus und blindem Gehorsam glücklich fühlte, die aber jede intellektuelle und moralische Entfaltung unterdrückte und daher auch nichts zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und zum Fortschritt der Zivilisation beitrug."*)

Bis zum Ende ihrer Herrschaft im Jahre 1767 hatten die Jesuiten innerhalb des Missionsgebietes 33 Niederlassungen gegründet, davon 30 an den Ufern des Paraná und Uruguay, und zwar:

San Ignacio Guazú, Santa Maria de Fé, Santa Rosa de Lima, Santiago, San Cosme y Damian, Corpus Jesus, Ytapuá, Candelaria, Santa Ana, Loreto, San Ignacio Mini, Trinidad, San José, San Carlos, Apóstoles, Concepcion, Santa Maria Mayor, San Francisco Javier, Santos Martéres, San Nicolas, San Luis, San Lorenzo, San Miguél, San Juan Bautista, San Angel, Santo Tomas, San Francisco Borgia, Santa Cruz und Japeyú.

Außerdem hatten sie zwei Niederlassungen, San Joaquin und San Estanislao, in den Wäldern von Tarumá und eine, Belén, am Ufer des Paraguay angelegt.

Der Wert jener vorgenannten 30 Reduktionen wurde nach Vertreibung der Padres (1767) auf 112 824 000 Mark geschätzt. So betrug z. B. der Wert der Reduktion San Ignacio Mini 3 760 800 Mark, und zwar:

---

*) R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay, S. 51.

35 000	Indianer, von denen ein jeder einen durchschnittlichen Reingewinn von mindestens 80 Mark darstellte	2 800 000	Mark
5 000	Stück Rinder à 8 Mark	40 000	„
1 600	Pferde à 4 „	6 400	„
2 000	Stuten à 2 „	4 000	„
700	Maulesel à 8 „	5 600	„
500	Esel à 4 „	2 000	„
5 000	Schafe à 2 „	10 000	„
	Gebäude inkl. Kirche und Missionsgebäude	400 000	„
	Grundbesitz, 16 □ Leguas (= 400 □ km) à 800 Mark =	12 800	„
	Kirchen-Ornamente und -Geräte	480 000	„
	Gesamtwert	3 760 800	Mark

Der Viehstand der Reduktion belief sich nahezu auf einundeinehalbe Million Stück, und zwar waren damals nach dem offiziellen Inventarbericht vorhanden:

787 722 Rinder inklusive Zugochsen,
31 603 Pferde,
64 352 Stuten,
3 256 Fohlen,
12 705 Maultiere,
7 469 Esel,
225 486 Schafe,

außerdem eine große Anzahl Ziegen, Schweine und Federvieh.

Zu diesem Reichtum kam dann noch der erheblich bedeutendere Wert von zahlreichen prunkenden Kirchen, von massiven Gebäuden der Pfründen, welche der Orden außerhalb der Reduktionen an vielen Orten des Landes errichtet hatte; ferner die Anlagen von Wegen, Straßen und Kanälen, die nach den Flußhäfen führten, um von dort die Landesprodukte nach Argentinien und Europa zu verschiffen.

Für ein fast unbekanntes, verhältnismäßig armes und unentwickeltes Land, wie es doch Paraguay damals war, bedeuteten jene Missionsbesitzungen und Anlagen einen wirtschaftlichen

Wert von ganz enormer Höhe, abgesehen von dem hohen Wert des Geldes überhaupt in damaliger Zeit.

Im Lande selbst indessen herrschten geradezu trostlose Zustände infolge der Mißwirtschaft der spanischen Gouverneure und Beamten. Blutige Vernichtungskriege wechselten ab mit räuberischen Einfällen der Eingeborenen, der Guaicurús, Payaguás und Abipóns. Bittere Feindschaft zwischen den Jesuiten und den weltlichen Machthabern führte zu Revolten und inneren Unruhen; überall Zank und Streit und gehässige Kämpfe. Dazu kamen unzählige Grenzstreitigkeiten mit dem benachbarten portugiesischen Brasilien.

Wie weit an dieser inneren Zerrissenheit und äußeren Bedrängnis die frommen Padres der Gesellschaft Jesu beteiligt waren, läßt sich schwer ermessen. Daß es ihnen aber daran gelegen war, überall zu verhetzen und Zwietracht zu stiften, um aus einer Schwächung der einzelnen Regierungsgewalten desto größere und sichere Vorteile zu ziehen, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Auffallend ist es, daß in jener Zeit der Verwirrung und des Verfalls ringsumher die Missiones mehr und mehr Gewicht auf die Ausbildung im Kriegsdienst und Waffenhandwerk legten und Waffen und Munition in großen Mengen einführten. Verleitet durch die überraschenden Erfolge nahm die Sucht nach weltlicher Macht immer bestimmtere Formen an, und schließlich stieg dies bei den Jesuiten so weit, daß sie sich offen nicht nur den Verfügungen der katholischen Kirche, sondern auch denen der Gouverneure widersetzten und es wagten, den Anordnungen der letzteren sowie selbst den Befehlen des Königs bewaffneten Widerstand entgegen zu stellen.

Um den Zwistigkeiten zwischen Spanien und Portugal wegen der Grenze der südamerikanischen Besitzungen ein Ende zu machen, schlossen die beiden Könige im Jahre 1750 einen Vertrag, nach welchem das Gebiet auf dem linken Ufer des Uruguay von Spanien an Portugal gegen Überlassung der

Kolonie Sacramento abgetreten wurde. Auf Anstiften der Jesuiten weigerten sich die Indianer, die Bestimmungen dieses Vertrages auszuführen, und es kam zu dem sogenannten Jesuitenkrieg oder dem Guaraníaufstand in der Zeit von 1754 bis 1758. Erst neun Jahre später machte der König von Spanien, Karl III., den immer größeren Umfang annehmenden Verwirrungen ein für allemal ein Ende. Durch Dekret vom 27. Februar 1767 wurde die Vertreibung der staatsgefährlichen Gesellschaft Jesu aus allen spanischen Kolonien anbefohlen! Bereits im Juni desselben Jahres kam dieser königliche Befehl zur Ausführung. Innerhalb einiger Wochen waren schon 500 Padres gefangen genommen, die über eine Entfernung von mehr als 3000 km zerstreut wohnten. In Abteilungen von 50 bis 100 wurden sie in Schiffe verladen und über Buenos Aires „als Geschenk für den Papst Clemens XII." nach Italien geschickt. Damit war die theokratische Herrschaft der Jesuiten in Paraguay jäh gebrochen; ein gewaltig sich entwickelndes, reiches und machtvolles Staatswesen innerhalb eines anderen, aber schwachen und verrotteten Staates fiel in Trümmer. Und nur dem priesterlichen Einfluß, der nach politischer Macht und irdischem Besitz strebte, ist dieser fürchterliche Zusammenbruch zuzuschreiben, der für die ganze Fortentwicklung des südamerikanischen Landes und seiner Eingeborenenbevölkerung, für das wirtschaftliche Gedeihen und die Kultivierung jener Gegenden als sehr bedauerlich betrachtet werden muß. Denn daß das von den Jesuiten begonnene Werk den Charakter des Imposanten, des wahrhaft Großen an sich trug, darüber dürfte heute nirgends mehr Zweifel herrschen. Im Grunde genommen bleibt es wohl gleichgültig, wer einen Despotismus ausübt, eine weltliche oder eine geistliche Gewalt. Welches System aber verdient den Vorzug, die vernichtende bluttriefende Raubherrschaft der brutalen spanischen Regierungsleute, oder das milde, auf einem Nichts aufbauende, Kultur schaffende, weise Regiment der Gesellschaft Jesu? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten.

Solange sich die Padres mit der Bekehrung und Erziehung der Indianer begnügten und in politischer Hinsicht ihren Einfluß nicht geltend machten, waren ihre Mühen von Erfolg gekrönt. „Sobald sie aber ihre Herde und Hirten zu Instrumenten der Habsucht und Geldgier umformten und sich von Jahr zu Jahr mehr von den regierenden Bischöfen, von den Vizekönigen und Statthaltern unabhängig machten, da nahmen sie die unzulässige Stellung eines Staates im Staate ein und bahnten somit den Weg zu ihrem eigenen Untergang. — Das Jesuitensystem war ausgezeichnet, um seine streberischen Ziele zu befriedigen; für die seelische Entwicklung der Indianer war es aber verderblich."

Nur eins ist sicher, und darüber sind Freund und Feind sich einig: die Padres standen in der rationellen Verwaltung ihrer Kolonien hoch über den spanischen Beamten. Und nun erst gar das folgende, die Jesuitenherrschaft ersetzende System der Gouverneure und Geistlichen! Es wurde verderblich für die Weißen selbst, es war abscheulich und vernichtend für die Eingeborenen. Nach und nach zogen sich die zum Christentum bekehrten Indianer wieder in die Wildnis zurück und nahmen die alten heidnischen Gewohnheiten an. Die einst so bevölkerten Missiones zählten im Jahre 1809 nur noch 45 639 Seelen. Schon vier Jahre nach Vertreibung der Jesuiten, also 1772, unter weltlicher Macht hatte sich der früher so zahlreiche Viehbestand um mehr als die Hälfte vermindert.

Nach dem damaligen Inventarbericht waren 1772 vorhanden:

184 192	Rinder inklusive Zugochsen	anstatt	787 722	i. J. 1768
18 149	Pferde	„	31 603	„
34 605	Stuten	„	64 352	„
8 145	Maultiere	„	12 705	„
5 192	Esel	„	7 469	„
93 793	Schafe	„	225 486	„

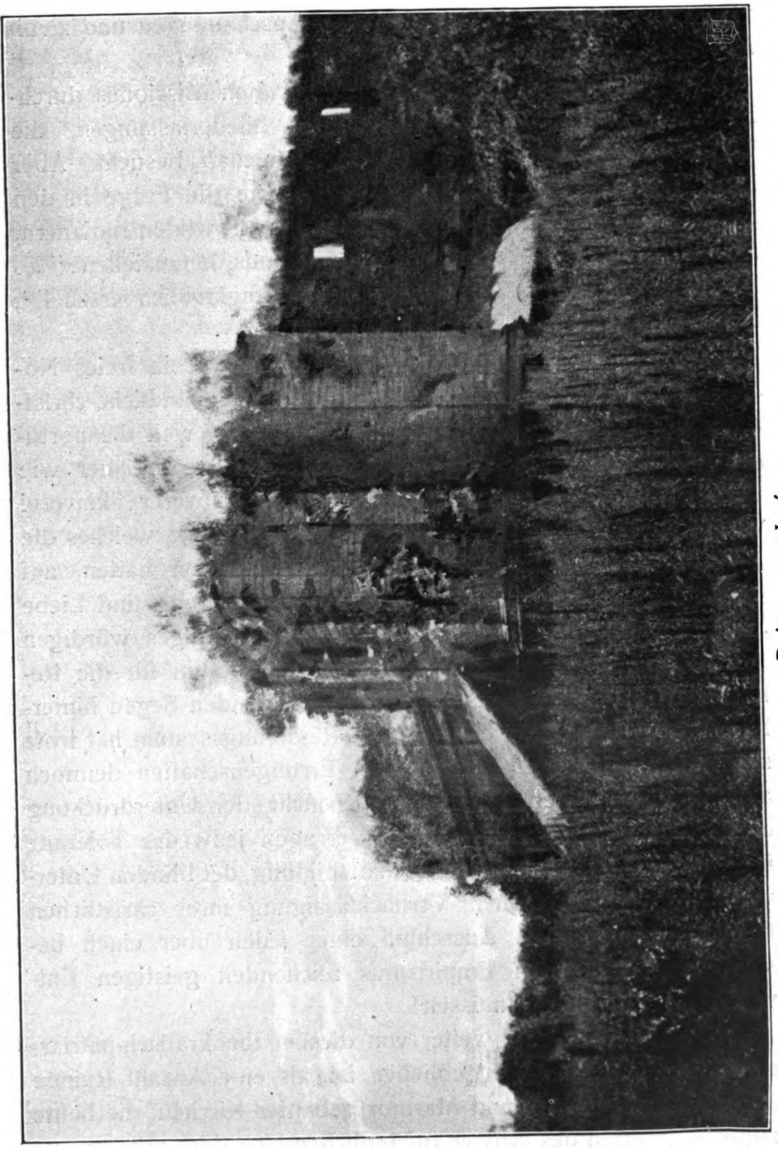
Nur die Zahl der Fohlen war von 3256 im Jahre 1768 auf 4619 im Jahre 1772 gestiegen.

Ein zügelloses Raubsystem hatte begonnen. Die von den Padres so sorgsam gehegten und gepflegten Niederlassungen gelangten in die Hände von unfähigen, habgierigen Beamten und Geistlichen, die nun jene blühenden Besitzungen unbarmherzig ausplünderten, so daß sie nur zu schnell in Verfall gerieten.

Geld und Kirchenschätze, Waren und Gerätschaften, Kunst- und Schmucksachen, „kurz alles verschwand unter den ersten Nachfolgern der Jesuiten in unglaublich kurzer Zeit und mit dem augenscheinlichen Bestreben, für das nachfolgende Beamtentum nichts übrig zu lassen.“

Die spanische Kolonialverwaltung hatte es tatsächlich innerhalb von 20 Jahren fertig gebracht, daß die noch vor kurzem als reichstes Kolonialgebiet geltenden „Missiones“ nunmehr zu den ärmsten und verlassensten Teilen des Landes zählten. Der allgemeine Haß gegen die Jesuiten übertrug sich auf die jetzt schutzlos dastehenden Indianer. Und Gouverneure, Beamte und Geistliche fügten zu ihrer offenkundigen Habsucht, Unwissenheit und ihrem grimmigen Rachegefühl nun noch brutale Grausamkeit und Herabwürdigung der Rasse hinzu. Sie fingen an, die Eingeborenen zu vertilgen. Zahllos sind die Verbrechen, die hier die losgelassene intelligente Bestie im weißen Manne gegen die armen braunen Kinder der Wildnis begangen hat — im Namen der Kultur und Zivilisation.

„Aber auch ausgedehnte Provinzen, wie die des Chaco zwischen dem Paraguayfluß und Bolivien, ferner der Osten des heutigen brasilianischen Staates Paraná am Alto Paraná, welche im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert den spanischen Befehlshabern und paraguayer Statthaltern bereits als Heeresstraßen dienten und zahlreiche christliche Niederlassungen besaßen, wurden gänzlich verlassen und verfielen wieder in tiefe Barbarei. Heute noch warten jene einstmals blühenden Länder auf eine neue Ära kultureller Ent-



Ruinen von Jesús.

wicklung auf Grundlage humanitärer Anschauungen und zivilisatorischer Einrichtungen.“ — — —

Im Sattel habe ich das Gebiet der alten Missiones durchstreift und dabei die Ruinen jener Niederlassungen, die Trümmer einer mächtigen Theokratenherrschaft, besucht. Aber überall kam mir immer wieder von neuem die Frage in den Sinn: „Wie war es nur möglich, all dieses mit wilden Indianern, mit den Kindern des Urwaldes, den Guaranís, herzustellen?“ Es ist dies alles so großartig, daß es fast unglaublich erscheint, und doch ist es so.

„Woher kam es, daß der wilde Indianer sein freies Nomadenleben aufgab, um das für ihn ganz unverständliche christliche Dogma entgegenzunehmen? Nur daher, weil die portugiesischen und spanischen Konquistadores den Indianer wie ein Wild im Walde hetzten oder ihn in schwerer Sklaverei vernichteten, während das eigenartige große Werk, welches die „Padres de la Compania de Jesus“ geschaffen hatten, auf Gehorsam und einen gewissen Grad von Achtung und Liebe begründet war. Alle jene, eines besseren Erfolges würdigen Mühen sind aber wieder verschollen, ohne kaum für die Religion, noch für die Menschheit einen bleibenden Segen hinterlassen zu haben. Das theokratische Regierungssystem hat trotz seiner staunenswerten anfänglichen Errungenschaften dennoch an den eigenen Fehlern der Herrschsucht, der Unterdrückung des Wissens und Denkens, dem Versagen jedweder Toleranz in Religionsübung und Gemeinschaftsbildung, der blinden Unterwürfigkeit und ethischen Vernachlässigung ihrer christlichen Herden und an dem Ausschluß einer jeden über einen beschränkten Grad von Empirismus reichenden geistigen Entwicklung unterliegen müssen!

Wenn auch nichts weiter von diesem theokratisch-patriarchalischen Systeme übriggeblieben ist, als eine Anzahl Ruinen aus Sandstein, Granit und Marmor gebauter Kirchen, die heute zumeist inmitten des schwer zugänglichen Urwaldes mit üppiger

Tropenvegetation überwuchert sind, so hat die Geschichte doch auch hier gelehrt, daß Paraguay in wirtschaftlicher Beziehung schon damals eine bedeutendere Produktionskraft als seine Nachbarländer besaß, denn nicht nur reiche Zerealien, sondern auch bare Königstribute, Zehnte für die römische Kirche sowie erhebliche Summen für die Gesellschaft des Jesuitenordens wurden durch die eigene Landesproduktion geschaffen. Ein wahres Eden, reich an Naturschönheiten und jungfräulich fruchtbarem Boden, dem die weißen Padres nicht ohne Vorbewußtsein in ihrer Wahl den Vorrang gaben, und von wo aus sie nicht nur bare Schätze, sondern auch tropische und subtropische Produkte, ja selbst Getreide und Wein nach Europa sandten."*)

*) R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay a. a. O., S. 57 ff.

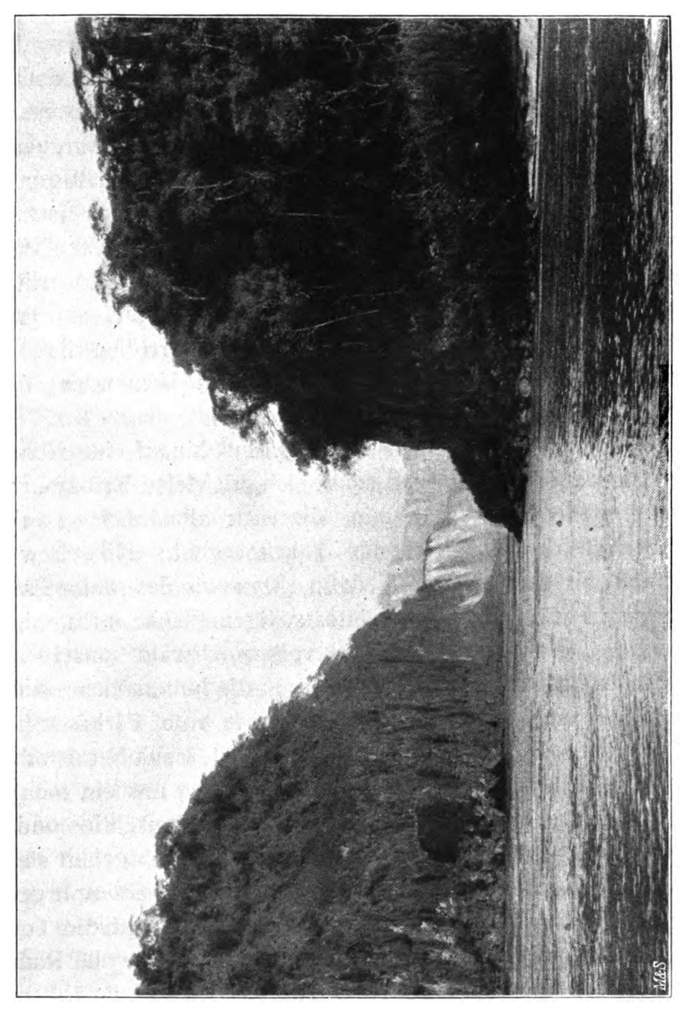
X.

Im Urwald am Yocaý. Die Iguazú-Fälle am Alto Paraná.

Brausend schäumt der Arroyo Yocaý-Guazú aus den Yerbales des malerischen Berglandes hervor. Wie in ausgelassener Freude stürzen sich seine kühlen Fluten über verwittertes Gestein hinab zur grünen Ebene und eilen jubelnd weiter in die Arme des Paraná, der sie, die lang erwarteten, lachend empfängt. Und nun geht's an ein Erzählen und ein Plaudern; und geheimnisvoll flüstern die lustigen Wellen von dem, was sie oben in den schattigen Bergen gesehen, von den Arbeitern in den Teewäldern, von den Yerbateros, die da zu Tausenden kümmerlich in Ranchos leben, die Blätter des Teebaumes pflücken und räuchern und dann in großen Ballen auf Ochsenkarren laden und hinuntersenden zu den Handelshäusern und Mühlen. Und von den Holzarbeitern im Walde, die da die mächtigen Urwaldbäume fällen, um aus den Stämmen Nutzholz und Brennholz herzustellen für Land- und Stadtbewohner und für die Dampfschiffe, die ihre Kessel ja nur mit Holzfeuerung heizen.

Dabei murmelte der Paraná einige unverständliche Worte und schüttelte unwillig sein schilfbekränztes Haupt und seinen grünweißen Bart. Es klang wie tiefer Groll und Unzufriedenheit mit dem jetzigen Menschengeschlecht, das im Gegensatz zu vergangenen Zeiten, als noch die frommen weißen Väter

hier überall ihre Kirchen und Niederlassungen angelegt hatten, jetzt eine Art gewissenlosen Raubbaues treibt, der dem Lande



Wasserfälle von Guairá.

nicht zum Vorteil gereichen kann. Und dann erzählte er von den Trümmern des alten Guairá, einer der ersten Gründungen

der Padres, von den Riesenwasserfällen daselbst, von seinem unzugänglichen Schloß, das, umgeben von ragenden Felsen- und Wassermauern, inmitten von Donnergetöse und Wogenprall uneinnehmbar sei für die winzigen und doch so habgierigen, schlauen Menschlein; und von den Ruinen der Reduktion Santa Maria, dort wo die Wasser des starken Rio Iguazú durch schroffe Felswände sich Bahn brechen müssen, ehe sie zu ihm gelangen können; von der mächtigen Burg, die sein Sohn Iguazú in jener Gegend aus glitzernden feuchten Wänden aufgerichtet habe. Dort in dem märchenhaften Palast verweile er gern und ruhe aus von der langen beschwerlichen Reise. — Stolz schäumte darauf der Paraná auf; ein lautes vielstimmiges Getöse wie ein fernes Donnerrollen ließ sich vernehmen; dann rauschte er mit seinem lärmenden, übermütigen Gefolge davon. —

An diesem Tage zogen wir den Fluß hinauf eine ziemlich lange Strecke hin. Der Pfad senkt sich mit vielen Krümmungen in eine steile Schlucht hinein, die sich allmählich erweitert und schließlich in ein ebenes Tal übergeht. Hier bewerkstelligten wir den Übergang, dann ritten wir das andere steile Ufer hinauf zu einer weiten plateauartigen Fläche mit üppigem Graswuchs, die rings von prachtvollem Urwald umschlossen ist. Sandstein tritt hier vielfach zutage; die humusreiche, fruchtbare Erde zeigt durchweg die bekannte rote Färbung auch in den vielen Talsenkungen und Mulden. Bewohnt ist diese Gegend äußerst spärlich; nur selten begegnet uns ein menschliches Wesen in der großartigen Waldeinsamkeit; hier und da ein Indianer oder ein Arbeiter. Scheuen Blickes gehen sie an uns vorüber, lautlos, stumm, ohne Gruß, wie abgestumpft gegen die ganze Umgebung. Etwas Beängstigendes trägt die Totenstille an sich, und auch das andauernde geheimnisvolle Raunen und Flüstern der Laubkronen über mir scheint allmählich zu ersterben. Nur die lästigen Moskitos schwirren unablässig in dicken Schwärmen umher, und unzählige große Stechfliegen

kleben saugend an den Pferden und peinigen die armen Tiere bis aufs Blut. Dazu eine schier unerträgliche Schwüle, die sich beklemmend auf die Brust legt und den Atem raubt. Mein Thermometer zeigt 38,0° C. Kein Luftzug, keine Kühlung. Wie in einem erhitzten Ofen reiten wir in diesem dichten, grünen, so großartig weiten und dabei doch so engen Waldesraum dahin, in dem Licht und Luft und Freiheit zu fehlen scheinen. Feucht ist der weiche Boden, auf den kein Sonnenstrahl fällt; feucht und naß sind Gräser und Schlinggewächs und das großblättrige Unkraut. Ein giftig warmer Brodem weht aus dem unentwirrbaren Gestrüpp des Unterholzes, aus dem dunklen Dickicht seitwärts des schmalen Pfades und lagert sich auf sumpfigen Stellen, Unheil und Verwesung brütend.

Nach stundenlangem Ritte durch dieses feuchtschwüle Gefängnis erreichen wir endlich eine Lichtung. Blauer Himmel und Sonnenschein lachen uns entgegen; über die freie Grasebene streicht von Osten her ein kühler, erfrischender Windzug. Eine kurze Rast ist für die über und über mit Schaum bedeckten Tiere notwendig. Es wird abgesattelt. Bald brennt knisternd ein kleines Feuer, und über ihm kocht im kleinen Kessel das Wasser für den Maté. Mit Behagen schlürfe ich das heiße Getränk hinein, kaue dazu einige Stücke Hartbrot (Calletas) und lasse eine Pfeife Tabak als Nachtisch zu diesem opulenten Mahle folgen. Das wirkt stärkend für Nerven und Magen.

Nach einer Stunde etwa sitzen wir wieder im Sattel. Der Weg führt durch offenes, ebenes Gelände bis zum vorgeschobenen Fuß einer steinigen Erhebung, und während er unten um diese herumläuft, zweigt sich ein Seitenpfad ab, der zu dem Bergrücken hinaufleitet und über denselben hinweggeht.

Um einen Ausblick und einigermaßen auch einen Überblick über die Gegend zu bekommen, wählte ich den oberen Seitenpfad und schickte meinen Führer mit den Packtieren

auf dem bequemeren unteren Weg weiter, der sich in der Tiefebene am Fuß des Berges entlang zieht. Vielleicht eine halbe Stunde mochte ich einsam geritten sein dort oben auf der plateauartigen Erhebung, wo Gras- und Waldland in idyllischer Schönheit abwechseln und an Stelle der dunklen dumpfigen Waldesnacht der milde Sommertag im schillernden Gewande mit goldenen Locken und dem heiteren Sonnenlächeln einherwandelt. Da plötzlich taucht vor mir bei einer kleinen Biegung ein Reiter auf, näherte sich mir im Galopp und sauste nach flüchtigem Gruß an mir vorbei. Vertrauen erweckend sah der Mann nicht aus. Ein großer, zerknitterter Hut beschattete ein dunkelbraunes, von schwarzem, struppigem Bart umrahmtes Gesicht, aus dem zwei Augen unheimlich und scharf wie zwei Messerspitzen hervorblitzten; ein alter zerrissener Poncho bedeckte den Körper und ließ nur die großen Radsporen an den nackten Füßen frei, die in mächtigen, schuhartigen Steigbügeln steckten. Ebenso alt, zerfetzt und schmutzig wie der Kerl sah auch der stichelhaarige Klepper mit dem geflickten Zaum- und Sattelzeug aus.

Ich dachte noch über diese so unerwartet gekommene und wieder verschwundene Erscheinung des finsteren Gesellen nach, der sich hier in der Wildnis umhertrieb. Irgendeinen Zweck mußte er doch wohl haben; vielleicht war er ein berittener Bote von einer der Holzfällereien oder ein Yerbatero; vielleicht ein Peon von irgendeiner Besitzung. Und immer wieder mußte ich an die stechenden Augen denken, und während ich so nachsinne, höre ich hinter mir Hufschlag. Ich drehe mich um. Richtig, da kommt die fragwürdige Existenz wieder zurückgeritten. Langsam trabt der Mensch an meiner rechten Seite vorbei und mustert mich von oben bis unten und wieder von unten bis oben. Was mag der Kerl wohl suchen? Gepäck habe ich nicht bei mir; wertvolle Sachen auch nicht, wenigstens ist nichts sichtbar. Mein Dolchmesser mit silbernem Griff steckt im Gürtel, ebenso mein Revolver;

beide sind von der Reitjoppe verdeckt. Ich bin hier völlig allein, ein Fremder, der nach der Meinung der Leute Geld haben muß. Und mit einem Male kommt es wie eine Offenbarung über mich: der Mann dort hat sich nur überzeugen wollen, ob ich Waffen bei mir führe! Das alles schießt mir wie ein Blitz durchs Gehirn. Und schon halte ich den Revolver in der Faust und lege ihn für alle Fälle schußbereit auf den Oberschenkel. Im Schritt reite ich dann weiter. Und dort drüben — ich traue meinen Augen kaum — da trabt auch schon wieder der rätselhafte schwarzbraune Mensch heran, und je näher er kommt, desto langsamer reitet er, bis er sein Pferd in Schritt fallen läßt und fast still zu halten scheint. Ich sehe deutlich dies zerfurchte, wilde Gesicht vor mir, den unheimlichen, stechenden Blick, der mich wie mit unsichtbaren Spinnenfangarmen zu umfassen sucht und drohend flackernd wie glühendes Eisen sich in mich hineinbohrt. Ich sehe die Mordgier, die kalte, grausame Habsucht auf dem Antlitz. Ich sehe eine verdächtige Bewegung des Armes unter dem Poncho. Unwillkürlich, einer inneren Eingebung folgend, hebe ich in diesem Moment den Revolver hoch bis zum Kopf meines Pferdes. Und wie ein Ruck des Schreckens geht es plötzlich durch die zerlumpte Gestalt da vor mir; der Gaul setzt sich auf die Hinterbeine, so wird er herumgerissen; mit einer jähen Wendung macht er Kehrt, und der feige Halunke, tief auf den Hals seines Pferdes gebeugt, jagt mit allen Zeichen des Entsetzens in rasender Flucht davon. Nur zu bald verschwand er meinen Blicken hinter dem dichten Gebüsch. Erleichtert atmete ich auf.

Wenn auch nicht furchtsam, so bin ich doch mit klopfendem Herzen weitergeritten, da die Gefahr überall verborgen auf mich lauern konnte. „Latet anguis in herba."

Nach Verlauf einer Stunde ungefähr traf ich mit meinem Führer zusammen.

„Hast du hier einen Reiter gesehen," fragte ich.

„Nein, Herr. Aber unten am Wege lag ein Mann im Grase, der recht verdächtig aussah. Ich fragte ihn, was er hier tue, worauf er mir kurz zur Antwort gab, er erwarte seinen Gefährten. Darauf stand er auf, drehte mir den Rücken zu und ging nach jener Richtung hin, von der wir gekommen waren. Ich ritt dann weiter, da ich sah, daß der Mann nichts mit mir zu schaffen haben wollte.“

Ich erzählte darauf meine Begegnung dort auf dem Bergrücken. Mein Begleiter sah mich erstaunt mit dem Ausdruck der Bestürzung an und schlug ein Kreuz und murmelte so etwas wie ein Stoßgebet. Er muß wohl fromm gewesen sein. Erst nach längerem Schweigen brachte er die Worte heraus:

„Ja, Patron, das habe ich gewußt, daß uns heut so etwas passieren würde. Denn heut morgen, gleich nach Sonnenaufgang, ist mir eine grünschillernde Schlange über den Weg gekrochen, und zu gleicher Zeit senkte sich eine große Spinne von dem Ast eines Baumes herab gerade auf meine Hand. Und das bedeutet immer ein Unglück.“

„Aber, Mensch, nun ist ja gar kein Unglück passiert,“ rief ich lachend.

„Ja, das ist es eben. Die Spinne hat die Gefahr herbeigezogen, an ihren Fäden aus dem finsteren Walde, wo böse Geister hausen. Aber die Schlange hat das Unglück abgewandt, und zwar nach dorthin, wohin sie sich geschlängelt hat.“ Dabei zeigte er mit ausgestrecktem Arm die Richtung an.

„Nach dorthin sind auch die Banditen geflohen. Wir können jetzt außer Sorge sein. — Aber, Herr,“ fügte er wie beteuernd hinzu, „hätte ich heute früh die Schlange nicht gesehen, dann würde ich Sie nicht haben allein reiten lassen.“

Ich verstand diese schlaue Andeutung nur zu gut und reichte dem braven Guaraní drei von den kleinen schwarzen Zigarren (Charutos), die er zufrieden lächelnd einsteckte.

Gegen Abend erreichten wir einen einsam gelegenen Rancho, in dem wir die Nacht verbrachten. —

Nordöstlich von hier, in einer Entfernung von etwa 40 km, fließt der Rio Mondaý von der Cordillera Caa-Guazú kommend in den Paraná. Schräg gegenüber mündet auf der östlichen — also brasilianischen bzw. argentinischen — Seite des letzteren der Rio Iguazú, das heißt das „große Wasser". Er bildet hier die Grenze zwischen Argentinien und Brasilien.

Ein wildes, zerrissenes und zerklüftetes Bergland ist es, durch das sich der Rio Iguazú hindurchwinden muß, eingezwängt im Süden von den steilwandigen Ausläufern der Sierra de la Victoria, im Norden von den gewaltigen Felsen der Sierra das Antas. Mit elementarer Gewalt haben sich die Wellen durch diese Steinmassen Bahn gebrochen und hier in jahrtausendlanger Arbeit ihr Bett hineingenagt. Dichter Urwald mit einer üppigen Tropenvegetation bedeckt beide Ufer bis zum Rio Paraná hin. Ungefähr 15 km von letzterem entfernt fällt das Bergland jäh zur Tiefebene ab, so daß mächtige Steilabstürze entstanden sind, über die der Fluß seine Wassermassen hinabrollt. Der Iguazú bildet hier den größten Wasserfall der Erde.

Schon von fern ist das dumpfe Brausen hörbar. Wie das Grollen eines schweren Gewitters schlägt es ans Ohr und geht allmählich über in ein lautes Donnergetöse, sobald man aus der Waldregion heraustritt. Das ist ein betäubendes Krachen und Rollen, ein heftiges Knallen und Brüllen und unablässiges Rauschen, als ob dämonische Gewalten in mörderischem Kampf gegeneinander losgelassen seien.

Der Boden zittert wie bei einem Vulkan, und in weißen Wolken, sprühend und glitzernd im Sonnenschein, werden Gischt und Schaum und Wasserstaub Hunderte von Fuß hoch in die Luft geschleudert, während es tief unten brodelt und wallt und gurgelt und schäumt. Ein Ächzen und grauenhaftes Stöhnen erfüllt die Luft. Unbarmherzig mit Riesenkraft schleudert der Iguazú seine Flutenkinder hinab in die Tiefe, wo sie im Todeskampfe ringen und würgen, brüllend vor Wut, heulend vor

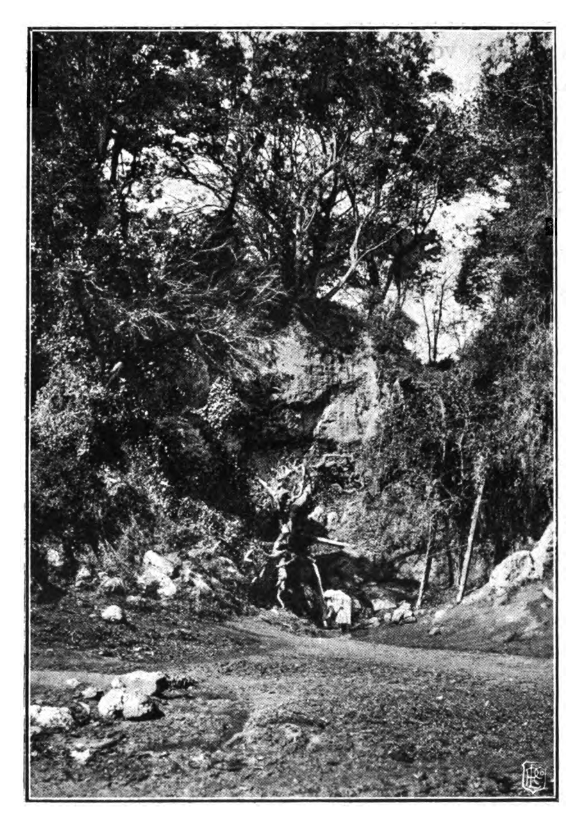
Schmerz. Fürwahr, ein überwältigendes Naturschauspiel! Erhabene Schauer ergreifen das Menschenherz beim Anblick dieses schönen, grausig wilden Werkes der urgewaltigen Schöpferhand.

Der Katarakt besteht in Wirklichkeit aus zwei Hauptwasserfällen, einem östlichen, größeren und einem westlichen, kleineren. Bei dem ersteren, der auf der brasilianischen Seite gelegen ist, hemmen groteske Felsbildungen mit senkrechten Wänden den Lauf des Flusses, dessen Wasser hier aus einer Höhe von ca. 65 m hinabstürzen und nach Bildung eines großen Strudels unten in einem länglichen Bogen nach Westen weiterfließen, gleichsam einen besonderen Arm des Iguazú bildend, während dieser selbst hoch oben auf der Felsenmauer seinen Lauf fortsetzt und dabei unzählige, dicht nebeneinander liegende, nur durch einzelne Blöcke und Klötze getrennte Fälle bildet, die wie ein einziger Riesenkatarakt in majestätischer Breite hinabrauschen.

Etwa 2000 m beträgt die Länge dieses oberen Flußarmes, der in einem flachen, nach Norden offnen Bogen sich westwärts zieht, bis wiederum aufgetürmte Gesteinsmassen mit Steilwänden — und nun auf der argentinischen Seite — den zweiten Hauptwasserfall verursachen. In zwei, stellenweise in drei großen Absätzen stürzen hier die Fluten aus einer Höhe von ca. 50—55 m in den Abgrund, vereinigen sich dort, nach Bildung eines fürchterlichen, etwa 100 m breiten Strudels, mit dem unteren Flußarm und ergießen sich gemeinsam in den Paraná. Auf diese Weise ist ähnlich wie bei den Niagara- und auch bei den Victoriafällen des Zambesi eine Insel zwischen und vor den Fällen des Iguazú gebildet, die indessen während der regenreichen Jahreszeiten unter Wasser gesetzt wird. Dann verschwinden auch die kleineren Inselbildungen, die einzelnen Felsen im Fluß, und das Ganze gewährt den Anblick einer einzigen, ungeheueren, donnernden und zischenden Wasserwand.

Die ganze Breite dieser Iguazúfälle beträgt gegen 3900 bis 4000 m = 13 123 Fuß, von der äußersten Ostecke bis zur

äußersten Westecke gemessen. Die Niagarafälle sind nur 5249, die Victoriafälle 5580 Fuß breit. Der Abgrund, über den der Iguazú stürzt, ist 196—210 Fuß hoch, während der des Niagara nur 150—164, dagegen der des Victoriafalles 310—360 Fuß mißt.



Szenerie im östlichen Paraguay.

Schätzungsweise hat man berechnet, daß sowohl über die Niagara- wie über die Victoriafälle je 18 Millionen Kubikfuß Wasser in der Minute dahinbrausen; bei den Iguazúfällen dagegen beträgt dieses Wasserquantum 28 Millionen Kubikfuß

und ist während der Regenzeit noch bedeutender. Dann steigt der Fluß oberhalb der Katarakte von 6 auf 10 Fuß über eine Breite von 10 000 Fuß.

Als der Jesuitenorden das Land zu beiden Seiten des Rio Paraná erschloß und Kultur in dieses unbekannte Chaos hineintrug, war es ihm vorbehalten, auch hier das Dunkel des wilden Urwaldes zu lichten und das gewaltige Naturwunder der Iguazúfälle zu entdecken. Schon um 1750 berichtete der Jesuitenpater Lozano darüber:

„Der Rio Iguazú fließt so außerordentlich schnell, daß er nicht befahren werden kann. In einer Entfernung von vier Leguas von seiner Mündung ist er durchsetzt von einem sehr hohen Steilabfall, über den die Wasser mit solchem Getöse hinabstürzen, daß man es drei Leguas weit hören kann. Außerdem bilden diese Felsen und Steilabstürze für die Indianer eine Zufluchtsstätte, wie eine natürliche Festung, so daß es den tapferen Spaniern niemals gelang, bis zu diesen Schlupfwinkeln vorzudringen. Ebensowenig aber hat auch jemals der Fuß eines Fremden dieses Land betreten, bis es für den Dienst Christi erobert wurde, durch die Waffen des Evangelisten und durch die unerschütterliche Beständigkeit unserer Missionsväter. So groß ist die Kraft der Wasserfälle, daß von jedem einzelnen Absatz eine herrliche Wolke emporsteigt, wie eine beständig leuchtende Krone, die sogar von den Ufern des Paraná sichtbar ist.“

Mit dem Zusammenbruch der Jesuitenherrschaft breitete sich wieder das Dunkel des Urwaldes über die Missionsgebiete aus, und in den nachfolgenden Zeiten gerieten auch die Iguazúfälle einigermaßen in Vergessenheit. Immerhin aber war es allgemein bekannt, daß sie existierten, und mit der zunehmenden Besiedelung jener ausgedehnten Nachbargebiete, mit dem Wachsen von Handel und Verkehr auf dem Paraná, der Ausbeutung der Yerbales und des Waldes mehrte sich auch wieder die Zahl derjenigen, die, namentlich von Asuncion aus, jenes

gewaltige Naturwunder besuchten und, seit fünf Jahrzehnten etwa, Kunde davon der südamerikanischen Welt überbrachten. Ausgebeutet, wie die Niagarafälle, sind die Iguazúfälle noch nicht. Erst wenn ihre gewaltigen Kräfte zu einer natürlichen, unversiegbaren Quelle wirtschaftlicher Entwicklung und wirtschaftlichen Wohlstandes umgestaltet werden, wird man ihre Bedeutung zu würdigen wissen.

XI.

San Cosme. Trümmer der früheren Reduktionen.

Und wiederum befand ich mich, nach mehreren Wochen, in dem alten schläfrigen El Carmen. Es ist noch immer dasselbe Nest wie früher. Noch immer sitzen dort die Ponchomänner in der Schenke und trinken ihren Caña oder spielen stumpfsinnig Karten. Noch immer funkelt die rote Nase des Friedensrichters; ja, mir will es fast vorkommen, als ob sie röter leuchtete und als ob die Augen noch verglaster geworden wären. Und dabei raucht die barfüßige Gesellschaft, die meistens nur mit Hose und Poncho, vielleicht auch Hemd, bekleidet ist, und spuckt um sich auf den ohnehin schon schmierigen Fußboden und lärmt und gestikuliert lebhaft und schreit und lacht durcheinander, daß man meinen sollte, man befände sich in einem Narrenhause.

Mir gefiel das Dorf gar nicht mehr, noch weniger als früher; am wenigsten aber behagten mir die Menschen selbst, denen man sofort gleichgültig wird, sobald man ihnen nichts zu verdienen gibt oder sie nicht zu einem Caña einladet.

Der alte Polizeichef, Señor Irrazabal, ein Mitkämpfer aus dem großen Kriege, den er als ganz junger Mensch in der Leibgarde des Lopez mitgemacht hatte, kam mit ernstem Gesicht zu mir.

„Doktor, hören Sie, die Leute hier sind gegen Sie sehr mißgestimmt.“

„Alle Wetter, was ist denn los?“ fragte ich erstaunt. „Ich habe doch nichts getan? Niemand etwas Leides zugefügt?“

„Ruhig, ruhig, hören Sie. Das ist's ja eben, weswegen ich zu Ihnen komme. Wissen Sie noch, als Sie das letztemal hier waren, haben Sie einige junge Mädchen photographiert. Nicht wahr?“

„Jawohl, ich weiß! Und was nun?“

„Ja, hören Sie! Nun sind gerade jene Mädchen bald darauf krank geworden, eine sogar sehr krank, und da heißt es denn, Sie seien schuld daran; Sie hätten das mit dem schwarzen Kasten getan, den Sie auf die Herzen der Mädchen gerichtet haben. Da sei ein böser Zauber auf die armen Geschöpfe übergegangen, und seit jener Zeit sind sie krank geworden.“

„So, das ist ja recht heiter! So dumm sind hier noch die Menschen! Na, ich danke!“

„Wenn es geht, halten Sie sich nicht zu lange hier im Pueblo auf; ich will Ihnen als guter Freund diesen Rat erteilen; und das beste ist, Sie kommen sofort mit mir nach meinem Hause, wo Sie über Nacht bleiben können.“

Ich dankte höflich, gab dem Diener die nötigen Anweisungen und begleitete den liebenswürdigen Alten nach seiner Wohnung. — — —

Noch ehe auf goldenen Strahlen und rot flatternden Morgenwolken der junge Tag emporgestiegen war, befanden wir uns bereits auf dem Wege, der westwärts nach San Cosme führt.

Eine reiche, üppige Landschaft, so weit das Auge blickt, von den Ufern des Rio Aguabey bis fern zum südwestlichen Horizont, wo die Wellen des Paraná wie sprühende Silberfunken durch den rosigen Morgendunst hindurchzittern. Der Boden ist fruchtbar; das zeigen die vielen, kleinen Gehöfte, die sich hier aneinanderreihen; das zeigen die bebauten Strecken Landes, die prächtigen Maisfelder, zwischen denen Mandioka ange-

pflanzt ist, die Tabak- und Zuckerrohrfelder. Auf einigen Chacras ranken sich herrliche Trauben an niedrigen Spalieren empor; auch eine wohlschmeckende Melonenart, die sogenannte Sandia, traf ich dort in großen Mengen an. Das ganze Niederungsgebiet ist ein äußerst ergiebiges Weideland. Der humusreiche Boden zeigt nur wenig Steine und Geröll und trägt die verschiedenartigsten Gräser. Außer dem groben hohen Büschelgras, den binsenartigen Gewächsen und dem niedrigen Schilf in den tiefer gelegenen Teilen oder in der Nähe der Flußläufe und Sumpfstellen, wachsen dort die zarten Rasengräser, die weichen, äußerst nahrhaften Grassorten, die für die vorteilhafte Entwicklung der Tiere von so großer Bedeutung sind. Dazu tritt Busch und Baumbestand, schattenspendend für das Vieh, nutzbringend für die Menschen.

Vorzeiten haben mächtige Waldungen diese ganze Gegend bedeckt; stolze Urwälder hüllten eine unbekannte Welt in geheimnisvolles Dunkel. Und heute? Ach, es sind nur spärliche Reste einer einst großartigen Waldvegetation geblieben. Rücksichtslos hat da der Mensch gewütet, und was die Axt verschonte, fiel dem verzehrenden Feuer anheim.

Man will heute schon bemerkt haben, daß seit etwa 30 Jahren das Klima in Paraguay eine allgemeine Änderung erfahren hat, und zwar sollen die Niederschläge geringer geworden sein. Man gibt die Schuld dem unverständigen Abholzen der Wälder und dem Abbrennen der weiten Grasflächen, wodurch der Baumwuchs zerstört und namentlich die herrlichen Palmen vernichtet worden sind. Der Bauer und Holzfäller, der Yerbatero und Kolonist, der Chacrero und Estanziero, der Eingeborene und der Fremde: sie alle haben sich an dem Vernichtungswerk beteiligt, ohne zu bedenken, welche Nachteile solches Raubsystem für die Zukunft des Landes im Gefolge haben muß.

Hoch auf einem Plateau, dicht an einem der vielen Seitenarme des Paranástromes, liegt San Cosme. Es ist bereits 1634 von den Jesuiten gegründet worden und besaß 1767 in

dem Pueblo, also der eigentlichen Niederlassung selbst, 2337 Bewohner, wobei natürlich die nach Tausenden zählenden Guaraníindianer der Umgegend nicht in Betracht kommen.

Seiner Lage nach beherrscht die alte Reduktion in weitem Umkreise die ganze Gegend. Denn wie überall, so haben auch hier die Padres nach jeder Richtung hin es verstanden, für sich die besten und günstigsten Punkte auszuwählen. Wie aus einem wilden Paradies so ragen hoch oben die Trümmer der Kirche aus schwermütigen Palmen und verwildertem Buschwerk heraus und schauen sehnsüchtig hinüber zu dem wunderbaren Strom, der seine Wogen hinabschickt zum weiten Ozean. Rauschend grüßen sie, die scheidenden. So rauschten sie schon damals, vor Jahrhunderten, als hier unter der Herrschaft der klugen weißen Väter ein Kulturstaat aus weltabgeschiedener Wildnis geschaffen wurde; als die erstaunten rotbraunen Söhne des Urwaldes sich vor dem milden Kreuz des Erlösers neigten und zu den Wohnungen der Männer vom Orden Jesu herbeiströmten, um dort Schutz zu finden vor der Mord- und Raubgier der grausamen Spanier.

Das heutige Cosme selbst ist eigentlich nur auf Ruinen aufgebaut, ist selbst ruinen- und greisenhaft. Man sieht es an den Häusern, die fast alle aus altem Mauerwerk hergestellt oder unter Benutzung der stehengebliebenen Trümmer aufgerichtet sind. Sie tragen daher durchgehends den Stempel des Verfalls an sich, trotzdem sie jüngeren Datums sind. Dunkelgrüne Orangenbäume und nickende Palmen verleihen dieser still schlummernden Ortschaft einen eigentümlichen Reiz, und über die feierlich erhabene Grabesruhe weht ein Hauch wie aus düfteschwerer Nacht. Auf dem mächtigen Grasplatz, dem früheren Hofe der Jesuitenniederlassung, ragt das halb eingefallene Portal des Hauptgebäudes mit dem großen Sandsteinornament. Ein Schild, in dessen Mitte die Buchstaben I. H. S. mit einem Kreuz und darunter mit einem flammenden Herzen angebracht sind, ist von zwei Engelsfiguren flankiert,

und oben drüber schwebt eine — Fledermaus. Jene Buchstaben („In hoc signo“) kommen hier häufiger vor, so zum Beispiel an einem Portal an der Ostseite; nur hat das Herz anstatt der Flamme drei Pfeile, die es kreuzweise durchbohren. Alles ist aus rotem Sandstein gebaut, der in dieser Gegend in Mengen vorkommt. Die Mauern, oft ein bis zwei Meter dick, sind aus Sandsteinquadern aufgeführt; der Fußboden, soweit er unversehrt ist, hat einen Belag von Sandsteinfliesen. Bewundernswert sind die Pfeiler und Säulen, die, meistens drei, andere fünf Meter hoch, aus demselben Material in einem einzigen Stück gehauen sind. Man denke, fünf Meter lange Sandsteinblöcke! Und das damals schon mit einfachen Mitteln und mit wilden Indianern! Hier und da ist noch altes, verziertes Gitterwerk aus Eisen an den Fenstern erhalten, die hohläugig wie ein steinerner Spuk ins Weite starren.

> Auf dunklen Fittichen rauschet die Zeit
> Hinab in das Meer der Ewigkeit.
> Vorbei! vorbei!

Die Reste eines großen Brunnenbeckens, aus Sandstein gemeißelt, das im Zusammenhang gestanden hat mit einer Art Wasserleitung — wenigstens sind noch die Durchbohrungen in der Steinplatte vorhanden, durch die das Wasser in jenes muschelförmige Becken abgeleitet wurde — liegen in einem Winkel und träumen inmitten von Spinnengeweben und Staub und Unkraut von einstigen Tagen, da noch die Kinder Guaranís in seinem kühlen, kristallklaren Naß unbefangen, fröhlich plätscherten, nicht wissend, daß sie Sklaven ihrer Erzieher und Herren waren.

In der Mitte eines inneren Hofes steht eine aus einem Sandsteinblock hergestellte Sonnenuhr, die noch gut erhalten ist. Das östliche Bauwerk dieses gewaltigen Gebäudekomplexes ist jüngeren Ursprungs. Eine dort eingemauerte Steinplatte trägt die Inschrift: „A 15 de Enero de 1763“. Als Balken-

und Trägermaterial ist hier das harte und ungemein dauerhafte Lapachoholz, auch Tapi genannt, verwandt worden, das noch kaum einige Spuren von Verwitterung zeigt. In einem kleinen Teil des Seitenflügels befindet sich die äußerlich recht schmucklose Kirche für die heutige Einwohnerschaft von San Cosme. Ein kleines schiefes Kreuz auf dem Dachgiebel und zwei an einem rohen Holzgestell hängende Glocken deuten auf die Bestimmung hin.

So unansehnlich das Äußere dieses Gotteshauses ist, so interessant ist sein Inneres. Da liegen aufgestapelt Holzschnitzereien, lebensgroße Heiligenbilder, Christusfiguren, Chorstühle, Altarflügel, und wer weiß, was sonst noch alles, in einem wirren Durcheinander. Staub und Moder, ängstlich stockender Tod. Und alles so verblichen, verwelkt, stumm wie ein Grab.

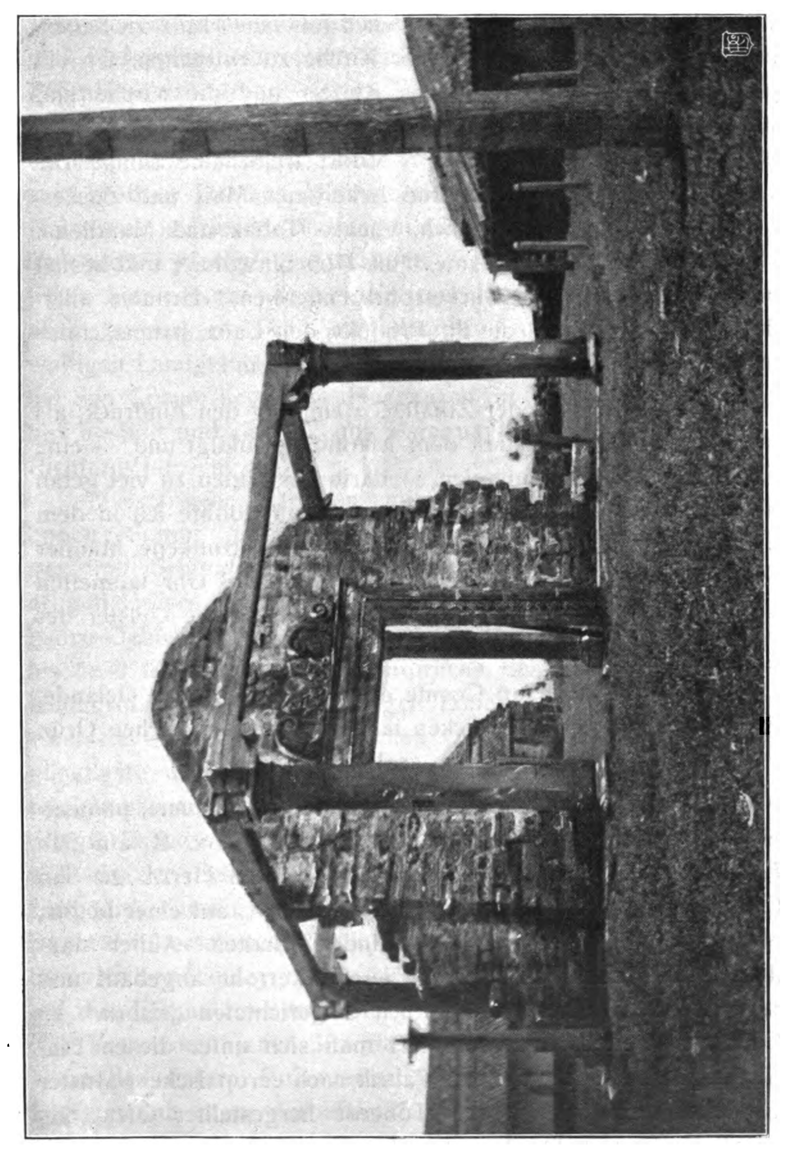
Ein Teil jener Holzbilder und Gerätschaften, und zwar nur ein geringer, ist heute noch im Gebrauch. Immerhin ist es genug. Betrachtet man diese ungeheure Menge der Holzfiguren, so fragt man sich unwillkürlich: In welch großartigem Maßstabe müssen zu damaliger Zeit die Andachtsübungen stattgefunden haben? Andrerseits aber leuchtet es ein, daß die Jesuiten nur auf diesem Wege ihre gewaltigen Erfolge erzielen konnten. Sie wirkten gleichsam imponierend und verblüffend auf den Natursinn der einfachen Indianer. So ist z. B. die ganze Leidensgeschichte Christi in lebensgroßen Holzfiguren nachgebildet; die Geißelung, Christus am Kreuz, die Kriegsknechte, der Hohepriester — kurz, alles ist vorhanden.. Ich war erstaunt, zu sehen, mit welcher Kunstfertigkeit diese Schnitzereien von den Eingeborenen ausgeführt worden sind. In dem Gesicht des einen römischen Kriegsknechts z. B., der heute beschmutzt und verstaubt mit melancholisch grauem Ausdruck in einer Ecke links vom Haupteingang lehnt und einen Arm eingebüßt hat, sind die Haare des Vollbarts mit einer Feinheit ausgearbeitet, die ihresgleichen suchen dürfte.

In dem aus quadratischen Steinplatten hergestellten Fußboden der Kirche sind mehrere große Grabsteine eingelassen, deren eingemeißelte Ornamente, Figuren und Inschriften leider völlig unleserlich geworden sind. Ähnlich steht es auf dem Kirchhofe. Auch hier zersprungene Platten, zerborstene Denkmäler in hohem Grase, umwuchert von Gestrüpp, umrankt von efeuartigem Schlinggewächs, als ob die Natur schamhaft und sorgsam das Zerstörungswerk verdecken und die abgestorbenen Steine mit neuem Leben erfrischen wolle.

Kühe und Ziegen weiden heute auf den Gräbern, und zwischen Säulen und Pfeilern tummeln sich lärmende Kinder des Dorfes, deren Jauchzen an den nackten Wänden widerhallt. Und die zerbrochenen Bildsäulen scheinen bei diesem Gejubel zu erwachen wie aus dunklem Traum; über ihre kalten weißen Gesichter zuckt ein wehmütiges Lächeln zur scheidenden Sonne hin, die das verwitterte Gemäuer, die zerborstenen Säulen und Grabsteine in eine Flut von tiefen, stimmungsvollen Farben taucht.

Auch die Reduktion San Cosme besitzt ein Gewölbe und einen langen unterirdischen Gang, der nach dem Paranástrome hinführt. Wie die alten Klöster in Deutschland, so waren auch diese Jesuitenniederlassungen gleichzeitig Burg und Festung. Das zeigen die Reste der mächtigen Mauerumwallungen, die verborgenen unterirdischen Gänge, die ganze Ausdehnung der Anlagen, die es ermöglichte, Menschen und Vieh im Falle der Not nicht nur unterzubringen, sondern auch für eine gewisse Zeit mit Nahrung zu versehen.

Wie hat sich das nun alles im Laufe der Jahrhunderte geändert! Der fruchtbare Boden, den einst die Padres für sich aussuchten, ist noch vorhanden. Aber sie selbst mit all ihrem Glanz und Tand sind hinweggeweht; ein neues Geschlecht hat sich gebildet und treibt ruhig und zufrieden auf derselben Stelle, wo einst strenge Kirchenherrschaft niemandem der Be-



Ruinen der Jesuiten-Niederlassung San Cosme.

wohner erlaubte, für sich selbst auch nur eine Hütte zu bauen, ohne einen gewissen Tribut der Kirche zu entrichten, wo ein jeder gezwungen war, für das Kloster und die Kirche und wieder nur für die Kirche zu arbeiten, wo brutale Strafmittel zu blindem Gehorsam zwangen, — dort treibt eine ruhige Bevölkerung heute Viehzucht und Ackerbau. Mais und Zuckerrohr gedeihen hier vorzüglich, ebenso Tabak und Mandioka. Das Departement San Cosme zählt 4760 Einwohner und besitzt nicht weniger als 25 Zuckerrohrbrennereien, darunter allerdings recht minimale, die ihr Produkt, den Caña, hauptsächlich nach Villa Encarnacion und José-mi absetzen.

Ist es Tatsache oder Zufall, ich empfing den Eindruck, als ob in dieser Gegend stark dem Alkohol gehuldigt und — eine Folge der vielen Brennereien — darin des Guten zu viel getan würde. Schon am Abend meiner Ankunft konnte ich in dem doch recht kleinen Dörfchen drei sinnlos betrunkene Männer sehen, und am folgenden Morgen noch vor 8 Uhr taumelten mir zwei Individuen entgegen, in deren Hirn die Geister des Cañabranntweins bereits eine tolle Orgie feierten.

Westwärts von San Cosme erstreckt sich ebenes Gelände, das, soweit es sich überblicken läßt, im saftigen frischen Grün unter den Strahlen der Sonne erglänzt.

Auffallend ist hier die Menge der Orangenbäume, namentlich in der Nähe einzelner Ansiedlungen, wie z. B. auf San Francisco, der Besitzung eines mir bekannten Herrn aus San Cosme. Der Hauptbetrieb ist dort Viehzucht; auf einer Legua, etwa 1875 ha, werden ca. 1500 Rinder gehalten. Außer Mandioka, Mais und Tabak wird viel Zuckerrohr angebaut und auch sofort in einer erst kürzlich eingerichteten „Fabrik“ zu Caña verarbeitet. Indessen darf man sich unter diesen Einrichtungen beileibe nicht eine Fabrik nach europäischem Muster vorstellen; ein primitiv aus Tonerde hergestellter Ofen, das ist alles. Der größte Teil des Zuckerrohrschnapses geht nach

José-mi, einem in südwestlicher Richtung gelegenen Handels- und Hafenplatz, der seine Entstehung am rechten Ufer des Paranástromes der rastlosen Tätigkeit der Jesuitenväter seit 1681 verdankt. Langsam fällt das Gelände bis dorthin ab und verflacht sich mehr und mehr zu einer breiten Tiefebene, die zum größten Teil aus Alluvialboden besteht, während es nach Norden zu in leichten Wellungen allmählich zu einem niedrigen, aber weiten Hochplateau ansteigt. Kristallinische Formationen treten hier zutage. Zwischen dieser Hochfläche und dem Paraná erstrecken sich ausgedehnte Sümpfe in dem gewaltigen Landgebiet, das in Form eines Dreiecks, dessen Spitze bei San Cosme liegt, fast den ganzen Südwestzipfel der Republik ausfüllt und sich bis zum Paraguayflusse in nordwestlicher Richtung hinzieht.

Wasserreiche Lagunen mit unergründlichem Schlammboden, Sumpf und Wälder und undurchdringliches Dorngestrüpp, Schlinggewächse aller Art sowie die langen, schilfartigen Gräser am Rande der morastigen Stellen machen das ganze Gebiet schwer zugänglich. In dem großen Kriege 1865 bis 1870 kam gerade diese natürliche Beschaffenheit des Geländes dem cäsarenwahnsinnigen Lopez sehr zustatten, da es einerseits für einen feindlichen Angriff das denkbar ungünstigste war und anderseits für ihn selbst das beste Verteidigungsmittel bot. In solchen unpassierbaren Gegenden pflegte Lopez mit Vorliebe seine Befestigungen anzulegen, wie z. B. in der Ecke zwischen Paraguay- und Paranástrom bei Curupaití, Curuzú, am nördlichen Rande des Estero Rojas, ferner die Verschanzungen in den weit ausgedehnten und tiefen Sümpfen des Piquizyry, etwa 30 Kilometer südlich von Asuncion, auf den Lomas Ita-Yvaté und Cumbaritý.

Von einem jener Sümpfe, Bañados genannt, der in der Nähe des Estero Rojas etwa 10 km nördlich vom Paraná liegt, erzählt man, daß das 25. Infanteriebataillon der Paraguayer bei einem Sturmangriff gegen die feindliche Stellung

auf Befehl des Lopez dort hineingejagt wurde und stecken blieb. Entsetzlich wütete das Feuer des Gegners in den Reihen der Guaranís, die hier bis auf den letzten Mann niedergeschossen wurden. Der Bañado lag nach Beendigung des Kampfes so voller Leichen, daß man trockenen Fußes über sie hinweg bis zur anderen Seite des Sumpfes gelangen konnte.

XII.

In den Sümpfen. Santiagos neugieriges Volk. Die Ruinen. Orangenpflanzungen.

Leise dämmerte der Abend hernieder, mit goldig rötlichem Schein die unabsehbaren Kampgefilde überflutend und eine wohltuende Ruhe auf die von der Tageshitze ermüdete Erde niedersenkend.

Keuchend vom langen Ritt trabte mein Schimmel einer nahen Besitzung, Estancia, zu. Vor dem einfachen, schmucklosen Wohnhause, zum größten Teil aus Bohlen und Brettern gebaut, machte ich Halt. Der Besitzer erschien und nötigte mich, einzutreten. Nach der ersten Begrüßung schnallte ich der Landessitte gemäß meinen Revolver ab und legte ihn auf den roh gezimmerten Holztisch, gleichsam um die Waffe dem Hausherrn in Verwahrung zu geben und dadurch mich selbst seinem Schutze unter seinem Dache anzuvertrauen. Der Mann stammte aus der argentinischen Nachbarprovinz Corrientes. Er zählte jetzt 50 Jahre, und doch war sein Haupt- und Barthaar noch wenig ergraut. Das ausdrucksvolle gebräunte Gesicht mit der kühn gebogenen Nase wurde durch zwei offen und frei blickende Augen belebt, in denen es oft wie ein Wetterleuchten aufblitzte. Der dunkle Vollbart harmonierte gut mit dem lose um den Hals geschlungenen Tuch und dem weißen Hemd, mit dem der Oberkörper bekleidet war. Die Beine steckten in weiten Bombachos und in hohen schweren Reit-

stiefeln mit klirrenden Sporen. Es war eine hohe, imponierende Gestalt, die sich mit Einfachheit und dabei doch mit einer gewissen natürlichen Vornehmheit umgab und zu geben verstand. In einem schuppenartigen Anbau brannte ein Holzfeuer. Ringsherum an den Wänden und an den Dachbalken hingen Gerätschaften, Sattelzeug, Geschirr, Matten und Felle; einige Holzschemel standen um das Feuer herum; in einer Ecke befand sich eine Art Pritsche, mit Wolldecken und Tierfellen belegt. Der Boden war aus festgestampfter Erde hergestellt. Hier in der Mitte des Raumes saßen oder standen um das Feuer herum die Männer des Hauses, die Söhne des Besitzers, die Aufseher, einige Bekannte, die von ihrem Gehöft von weither gekommen waren und für die Nacht ein Obdach für sich und ihr Pferd suchten. Den Maté schlürfend, schwatzten und plauderten sie und rauchten eine Zigarette nach der anderen. Und draußen am Firmament zogen langgestreckte rotblaue Wolken dahin wie die Fetzen vom Purpurmantel des Sonnenkönigs, der von seinem goldenen Thron in das finstere Schattenreich hinabgestiegen war; und in den herrlichen Abendhimmel hinein funkelten die silbernen Sterne. Von bleicher Mondsichel herab schaut neugierig die Nacht durch die offenen Stellen des aus Riedgras gefertigten Daches. Ein erfrischender Windzug fächelt über die weite Grassteppe wie das leise Aufatmen der großen Mutter Natur nach überstandener Tageshitze. Das Feuer knistert, die Männer unterhalten sich laut und rauchen und lassen die Cuya mit der silbernen Bombilla herumgehen, und von draußen her, aus der weiten Einsamkeit und den feierlichen Dämmerschatten der Nacht ertönt das helle Wiehern eines Pferdes, erst klar und scharf, dann leiser und leiser werdend wie ersterbend im leicht schwingenden Silberton einer heranrauschenden Sphärenmusik. Und mir ist's, als ob ich aus dem Singen und Klingen und Brausen und Plätschern bekannte Stimmen vernehme, flüsternd und rufend aus weiter Ferne, Klänge aus der alten,

nordischen Heimat, wo jetzt die kalten Winterstürme brausen, die Eisbalken donnernd krachen und die Erde sich mit dem weißen Winterpelz geschmückt hat. Und im wohldurchwärmten Zimmer sitzen dort beim Lampenschein die Mutter, die Geschwister, erzählend, plaudernd, und die Wanduhr tickt unermüdlich, als müßte sie mahnend dazwischen schwatzen. Und aus dem Dämmerschein löst sich ein blasses, edles Antlitz heraus mit großen, dunklen Märchenaugen, die mich fragend und innig anblicken, und wie ein webender Traum zieht es ahnend durch meine Seele. Ich sehne mich nach dem stummen Gegendruck jener weichen schwellenden Lippen und strecke die Arme aus nach der zarten Gestalt. Da fühle ich eine Hand auf meiner Schulter und — erwache. Von Müdigkeit übermannt, war ich für kurze Zeit eingenickt. Der Corrientiner stand lächelnd vor mir und nötigte mich zum Abendessen. Einfach war das Mahl, Bohnen, Reis und Rindfleisch, dazu ein Trunk kühlen Wassers. Nur die Männer nahmen an der Mahlzeit teil. Erst am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, die Hausfrau zu begrüßen. Bald nach dem Abendessen suchte ein jeder sein Lager auf. Mir wurde vom Wirt eine besondere Kammer zugewiesen, während die übrigen in dem schuppenartigen Anbau ihre Nachtruhe fanden. Gut geschlafen habe ich diese Nacht, geruht wie in Abrahams Schoß, und erwachte am andern Morgen frisch und gekräftigt. Schon um fünf Uhr, nach herzlichem Abschiede, trabte ich auf meinem Schimmel von dannen, hinaus in die reine, würzige Morgenluft des Hochfeldes.

Und immer weiter geht es nach Nordwesten zu, teilweise entlang dem mächtigen Paranástrome, der seine gewaltigen Wassermassen nach Vereinigung mit dem Rio Paraguay und dem Uruguay als Rio de la Plata in den Ozean ergießt.

Nördlich von San José-mi, auf dem linken Ufer des Arroyo San Antonio, etwa dort, wo dieser von Nord nach Süd fließende Bach sich jäh nach Osten wendet, liegt auf dem schon er-

wähnten Pläteau das alte Santiago. Hart am Südwestrand erhebt sich dort oben inmitten baufälliger Häuser die verwitterte Kirche und hält traumverloren in schweigender Größe Umschau über die schöne, schwermütige Landschaft, die sich zu ihren Füßen wie ein leuchtender Wiesenteppich ausbreitet. Tiefblauer Himmel spannt sich über die stille Fläche; schweigend steht ringsum niedriges Buschwerk; schweigend und heimlich glitzern die unzähligen Wasserpfützen, flimmern und zittern die Spiegel der schilfumkränzten Lagunen. Und überall dieses Licht, diese Farben, diese weiche Luft, die mit schmeichlerischem Kosen Gräser und Sträucher umgaukelt und mit ihrem Schleierdunst das Geheimnisvolle der Ferne dort vor mir erhöht.

Und doch ach, wie täuscht man sich! Was dort vor mir wie eine prangend grüne Ebene lacht und lockt, was wie ein lächelndes Märchen träumerisch herüberwinkt und verheißend flüstert — es ist nichts; es ist Sumpfland, tiefes Sumpf- und Moorland; keine glückverheißende Märchenfee, sondern ein gleisnerischer, lauernder Unhold, der Tod und Verderben bringt dem Menschenkinde, das sich ihm ahnungslos nähert.

Der Weg war schlecht und wurde, je weiter wir uns nordwestwärts wendeten, immer schlechter; die Sumpfbildungen mehrten sich und nahmen an Ausdehnung zu. Streckenweise, oft 300 m und mehr, wateten unsere Tiere bis zum Bauche im Wasser.

Wir waren genötigt, langsam und sehr vorsichtig zu reiten. Oftmals mußten große Umwege gemacht werden. Nur zu häufig waren wir gezwungen, ganz umzukehren, um tastend und suchend in diesem nachgiebigen, weichenden Erdreich festen Untergrund zu gewinnen. Die aus dichtem Gras und verfilztem Wurzelwerk bestehende Moordecke bog sich unter dem Gewicht von Roß und Reiter. Bald brach hier, bald dort ein Pferd durch und blieb im Sumpf stecken, und wenn hier der zitternde Boden, dieses Blendwerk des Teufels, auch noch hielt, dann lauerte

dort schon, nur wenige Schritte davon entfernt, die bodenlose Tiefe unter grünen Gräsern und frischen Blättern heimtückisch auf ihr Opfer. Etwa gegen 12 Uhr mittags erreichten wir eine auf einem langgestreckten Hügel gelegene Chacra, ein umzäuntes Gehöft, dessen knurriger Besitzer uns nur ungern das Tor öffnete, damit wir dort ein wenig rasten konnten.

Nachdem wir uns selbst mit dem üblichen Yerba Maté gestärkt hatten — etwas anderes hatte uns der verschlossene Wirt mit dem mürrischen Gesicht nicht angeboten — machten wir uns um 2 Uhr wieder auf den Weg. Waren wir schon am Vormittag wegen des Schlammbodens auf Hindernisse aller Art gestoßen, so erschien das als gering zu dem, was sich uns jetzt entgegenstellte. Dieser Ritt nach Santiago war einer der beschwerlichsten, die ich gemacht habe. Trotz des landeskundigen Führers, den mir der liebenswürdige Polizeichef in San Cosme mitgegeben hatte, war häufig der feste Weg nicht zu finden. Sumpf folgte auf Sumpf. Dann kamen ausgedehnte Wasserstellen, oft mehr als 400 m lang, die durchritten werden mußten und bei denen man niemals wußte, ob nicht im nächsten Augenblick das Reittier den Boden unter den Füßen verlieren und im schwarzen Morast versinken werde. Und überall das dichte mannshohe Schilf, das die Aussicht versperrt, das Gewirr der breitblätterigen Sumpf- und Wasserpflanzen, die den Huf der Pferde umklammern und dadurch die Tiere zum Stolpern bringen. Giftig blaue, fahlgelbe Blüten schwimmen auf den Wasserspiegeln, und wie ein Gifthauch wehen übelriechende, modrige Düfte über diesem schlammigen, dunkelgrünen Chaos. Und von oben herab sengt unbarmherzig die Sonne hernieder; eine schreckliche Hitze herrscht. Moskitoschwärme, Schmeiß- und Stechfliegen peinigen Roß und Reiter in fast unerträglicher Weise. Mühsam arbeiten wir uns weiter. Die Situation wird immer schwieriger, und ich zweifle gerade an der Richtigkeit des Pfades, wenn überhaupt von solchem die Rede sein konnte, als plötzlich mein Führer anhält und mich fragt, ob *ich* den

Weg wisse. Ich glaube, mich verhört zu haben, und platze mit einem scharfen Wort heraus.

„Kennt der Herr den Weg nach Santiago?“ wiederholt der Mann.

„Ich? — Ich bin doch fremd hier und unbekannt; aber du sollst doch den Weg kennen; dazu bist du mir doch mitgegeben worden; zum Teufel ja! Was ist denn jetzt? Weißt du den Weg oder nicht?“ herrsche ich den Kerl an.

Der zaudert.

„Nun, raus mit der Antwort! Wo sind wir hier? Oder . . .“

„Ich weiß es nicht. — Ich — — Ich habe den Weg verloren.“

„Das fehlt nun noch — Caramba! — Vorwärts!“

Bei dem klaren sonnigen Wetter ist der Kirchturm von Santiago schon längst sichtbar. Die Entfernung kann also nicht mehr so groß sein. Und doch welche Täuschung! Tiefer und tiefer geraten wir in dies Labyrinth von Morast und Wurzelwerk, von Wasserpfützen und schilfbedecktem Sumpfboden. Dann heißt es umkehren und eine andere Richtung einschlagen. Wiederholt sinken die bedauernswerten Tiere bis über den Sattelgurt in den Sumpf. Die Flanken meines Reitpferdes arbeiten, keuchend wendet es seinen Kopf. Ich verstehe den Wink, springe aus dem Sattel, wate bis an die Oberschenkel in Schlamm und Wasser und helfe dem treuen Roß, sich herausarbeiten. So geht es weiter, bis endlich eine einigermaßen feste Stelle erreicht ist. Dann von neuem das gleiche Manöver und wieder und wieder das gleiche Hasten und Mühen, bis die zitternden Pferde total erschöpft nicht mehr vom Fleck zu bringen waren. Ich konnte froh sein, wenn ich bei diesen unzähligen Luftsprüngen die Wurzeln des hohen, dichten Schilfes unter die Füße bekam, um nicht selbst bis über die Hüften im Morast zu versinken. Indessen, was half das alles; ich wollte und mußte vorwärts. Nur einmal erschien mir die

Sache sehr bedenklich, und für einen Augenblick überrieselte mich ein leichter Schauer, als ich mit Schmutz und Schweiß bedeckt tief im Morast neben meinem Pferde stand, das durch die trügerische Moorerde durchgebrochen und mit der ganzen Hinterhand bis zum Sattel hin versunken war. Fast flehend, seine hilflose Lage erkennend, schaute mich das Tier an, dessen Kräfte jetzt erlahmten. Und ringsherum, im weiten Umkreise keine Menschenseele, niemand, den ich hätte rufen können, niemand. Nur einige Geier zogen hoch über mir in der klaren, vor Hitze vibrierenden Luft ihre Kreise. Auf meinen Führer, der einige hundert Meter von mir ebenfalls so tief hineingeraten war, daß ich zwischen den Grasbüscheln nur seinen Kopf zu erblicken vermochte, konnte ich nicht rechnen. Der hatte mit sich selbst zu tun. Und auch nur bei dem Bewußtsein, auf so elende Weise hier umzukommen, überlief es mich fröstelnd, nicht bei dem Gedanken an den Tod selbst; diesem hatte ich ja oft genug in Afrika in sein grinsendes Antlitz geschaut. Und dann: Sterben muß ja alles auf unserer schönen Gotteswelt. —

Aber auch aus dieser äußerst schwierigen Situation kam ich endlich heraus. In der Morgenfrühe um 5 Uhr war ich abgeritten und erst am Abend gegen 7 Uhr langte ich, über und über mit Schlamm bedeckt, mit meinem keuchenden Roß an dem Bestimmungsort Santiago an. Das war ein Ritt, den ich nie vergessen werde!

Wie ich schon angedeutet habe, ist diese Gegend gar nicht oder doch nur sehr spärlich bewohnt, und die wenigen Hütten, die hier und da auf einer kleinen Erhöhung sichtbar sind, können auch nur auf großen Umwegen erreicht werden. Anstatt der Menschen aber beleben das Sumpfland Scharen von Reihern und Raubvögeln der verschiedensten Art. Wie eine rosenrote Wolke schwebt ein Zug Flamingos über der Niederung. Nach Beute spähend streicht der Buitre auf und nieder. Auch unseren alten Bekannten, den Storch, habe ich

hier in Mengen angetroffen. Einer dieser Langbeine war gar nicht scheu; er blieb, als ich vorbeiritt, ruhig sitzen und guckte mich neugierig und zugleich verwundert an. Vielleicht kennt er mich, kommt vielleicht aus meiner Heimat, wo er auf der alten Scheune meines Onkels im Nachbardorfe sein Nest hat, und wo es ihm jetzt während der Winterszeit zu kalt geworden ist. Ich hatte keine Zeit, ihn zu fragen, und ritt weiter, voll in Anspruch genommen von der Aufmerksamkeit, die ich den gefährlichen Stellen des unwegsamen Moorlandes und meinem Reittier zuwenden mußte.

Mit allen Zeichen des Schreckens und Erstaunens empfing mich der Polizeichef von Santiago, und bald war im Dorf die Mär verbreitet, ein fremder, weißer Mann sei um ein Haar im Sumpflande ertrunken und bitte jetzt bei dem Ortsgewaltigen um ein Nachtquartier und etwas Nahrung. Es dauerte auch gar nicht lange, da stand die Dorfjugend gaffend vor der Haustür, und neugierige Männer und Weiber strömten herbei, um sich dies schmutz- und schlammbedeckte Menschenexemplar anzuschauen. Salonfähig muß ich wohl nicht ausgesehen haben, vielmehr wüst und wild; denn als ich mich einmal zufällig der offenen Tür näherte, stob die dort gaffende Kinderschar ängstlich schreiend vor mir auseinander.

Nach einer schleunigen Reinigung meines äußeren Menschen wurde ich zum Abendessen geladen. In zuvorkommendster Weise hatten mein braver Hauswirt, Don Francisco Luiñonez und seine fleißige Ehegattin für mich gesorgt, und ich denke heute noch mit dankbarem Gefühl an diese einfachen, biederen Leute zurück, die mir in so selbstloser Weise damals entgegengekommen sind. Wir saßen im Wohnzimmer und aßen mit gutem Appetit und tranken dazu dunkelroten Wein, der in mächtiger Korbflasche auf dem Tische stand. Der Abend war hereingebrochen; graue Schatten umhüllten den weiten Marktplatz, die Häuser und Bäume. Da schmetterten Trompetentöne durch die laue Abendluft, und gleich darauf

rauschten die Klänge der Paraguayhymne über den freien Platz. In aller Stille hatte der Polizeichef des Ortes die Musikkapelle bestellt, die nun vor der Veranda des niedlichen Häuschens mir zu Ehren spielte. Nach und nach hatte sich dort das ganze Dorf versammelt, und als wir nach beendeter Mahlzeit uns auf die Veranda begaben, brach die Menge in brausende Jubelrufe aus. Ein gewisser Señor Paredes hielt dann eine lange Begrüßungsrede, die ich, so gut es ging, beantworten mußte. Ich glaube kaum, daß die guten Leute von dem, was ich sagte, viel verstanden haben; trotzdem folgte ein Bravo- und Hochrufen, das gar kein Ende nehmen wollte. Später begleitete mich die Volksmenge zum Schlafgemach, das der Polizeichef in dem Munizipalitätsgebäude für mich hatte herrichten lassen. Er selbst ließ es sich nicht nehmen, dort gleichsam zu meiner Sicherheit sein Nachtlager aufzuschlagen. Das war noch wirklich die alte, ehrliche Gastfreundschaft aus früheren Zeiten, die heute leider mehr und mehr im Schwinden begriffen ist. Daß ich diese Nacht nach den Strapazen des Tages ungewiegt geschlafen habe, brauche ich nicht zu versichern.

Kaum hatte ich am nächsten Morgen die Augen aufgeschlagen, da erschien bereits ein dienstbarer Geist in Gestalt eines hübschen braunen Guaranímädchens von etwa 13 Jahren, das mir, der Landessitte gemäß, den herben Paraguaytee kredenzte. Ich hatte das bekannte heiße Getränk ausgeschlürft, reichte das eiförmige Gefäß und die Bombilla zurück und begab mich an meine Morgentoilette.

Nichts ahnend hantiere ich, bis zu den Hüften entblößt, mit Wasser und Seife herum und überlasse mich schnaubend und prustend der wohltuenden Wirkung des kühlenden Naß. Da steht plötzlich wie aus dem Boden gewachsen die braune Jungfrau mit dem Maté vor mir. Ich winke ihr zu, hinauszugehen; ich mache ihr klar, daß ich jetzt nicht trinken will; sie soll mich allein lassen. Alles hilft nichts. Unerschütterlich bleibt die Kleine und schaut mich unverwandt aus ihren großen

Augen an und reicht mir mit ausgestrecktem Arm das Volksgetränk. Was bleibt mir übrig? ich nehme es an und trinke. Währenddessen haben sich zwei kleine Jungens, die Söhne meines Gastfreundes, hereingeschlichen und gesellen sich zu dem Mädchen, und alle drei betrachten mich verwundert und stieren sprachlos zu mir herüber. Dann gebe ich die leere Cuya zurück; die drei verschwinden und ich setze meine Morgenwäsche fort.

Heiliger Himmel, kaum habe ich mit dem Abtrocknen begonnen, da taucht schon wieder das hübsche Guaranímädel vor mir auf, und hinter ihm schieben sich die hoffnungsvollen Bengels des Don Francisco ins Zimmer hinein, und diesen folgen andere Kinder des Dorfes. Dann erscheint der Herr Chef selbst und begrüßt mich freundlich, und als ich eine abwehrende Handbewegung mache, bittet er mich höflich, mich gar nicht zu genieren, sondern ruhig meinen Maté zu trinken. Und aus übergroßer Höflichkeit nimmt er dann noch am Tische Platz und erzählt und fragt nach diesem und jenem. Ich schlürfe den heißen Trank und gebe die Cuya der dienstbereiten braunen Maid zurück. Zu meinem Schrecken sehe ich, daß die große schwere Holztür sperrangelweit offen steht und daß vor dem Eingang sich schon wieder das halbe Dorf versammelt hat. Und da, ehe ich es verhindern kann, drängt sich die Frau des Hauses herein und kommt ungeachtet meines halben Adamskostüms auf mich zu und begrüßt mich mit Handschlag. Auch sie staunt mich von oben bis unten an, und während ich nicht weiß, was ich von dieser etwas zu ungenierten Natürlichkeit denken soll, hat sich das kleine schwarzäugige Mädel vor mir aufgepflanzt und reicht mir wieder den unvermeidlichen Maté. Ich habe inzwischen aus Verzweiflung einen Stuhl erwischt, auf dem ich mich niederlasse. Im Nu drängt sich alles um mich herum und starrt mit großen Augen und offenem Munde zu mir her wie zu einem Wundertier, Männer und Weiber, alt und jung. Was mögen die wohl

haben? Mir ist die ganze Situation äußerst peinlich. Da fühle ich, wie jemand meine Hand und darauf den nackten Unterarm berührt. Es ist der Junge des Polizeichefs.

„Was hast du, kleiner Bengel?“ frage ich.

Der schaut mit blitzenden Augen erwartungsvoll in mein Gesicht. Dann deutet er auf meinen entblößten Hals. Das gleiche tut das Guaranímädchen, und dann nickt die Hausfrau zustimmend, und der Hausherr räuspert sich verlegen, und die Umstehenden stecken neugierig die Köpfe zusammen und flüstern miteinander. Endlich kommt Don Francisco, unterstützt vom Schulmeisterlein, mit der Sprache heraus.

„Señor, ist das echt?“ Dabei tupfte er vorsichtig auf meinen Unterarm am Handgelenk und auf meine nackte Schulter.

„Was soll echt sein?“ frage ich verwundert.

„Nun, die weiße Farbe, die Haut; Gesicht und Hals und Hände sind doch dunkelbraun! So etwas haben wir alle noch nicht gesehen!“

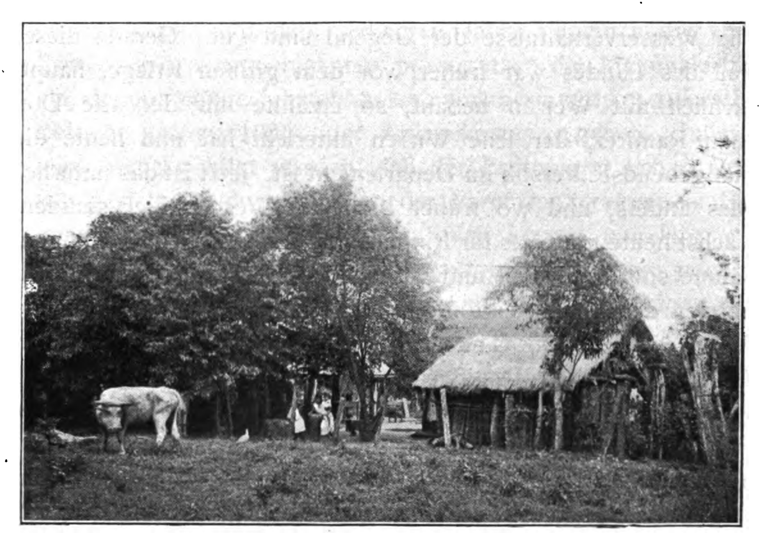
Und plötzlich geht mir ein Licht auf. Im Brande der Tropensonne, in Wind und Wetter war meine Haut im Gesicht, am Halse und auf den Händen stark gebräunt und bildete nun dort, wo der Hemdkragen saß, sowie dort, wo die Ärmel das Handgelenk bedeckten, einen scharfen Kontrast mit der natürlichen weißen Hautfarbe unserer kaukasischen Rasse. Ich mußte über die Neugier der Leute lachen, die diese, ihnen so wichtige, aber ungewöhnliche Entdeckung gemacht hatten, und ließ es gutwillig zu, daß einige von ihnen mich leise, mit dem Ausdruck geheimer Scheu betasteten. Dann aber mußte sich alles auf meinen Wunsch entfernen, und ich konnte meine Morgentoilette beenden. Endlich allein! Nur die junge braune Maid mit dem Maté pochte noch einmal an die Tür und suchte sie vorsichtig zu öffnen.

„No, Señorita, muchas gracias!“ Dann schlich sie leise wie beschämt davon.

Auch Santiago ist eine Jesuitenniederlassung aus dem Jahre 1672. Noch heute steht die alte große, 70 m lange Kirche mit ihren $1\frac{1}{2}$—2 m dicken Mauern und ihrer wunderbaren inneren Einrichtung. Mehr als sonst ist hier beim Bau Holz verwandt worden, z. B. zu den Pfeilern, zur Bekleidung des Deckengewölbes, das teilweise noch alte Malereien aufweist. Auch hier lagert eine Unzahl von Holzbildern, noch mehr als in San Cosme. Ich glaube fast, die ganze biblische Geschichte, die Geburt Christi, die drei Könige aus dem Morgenlande, die Leidensgeschichte, die Kreuzigung, die Himmelfahrt usw., — alles ist hier in lebensgroßen, kunstgerecht geschnitzten Figuren, von denen einige sogar bewegliche Arme haben, dargestellt. Bei diesen Holzbildnereien müssen die Eingeborenen schon mehr selbständig, mehr nach eigener Auffassung gearbeitet haben. Denn in den Physiognomien jener Heiligen erblickt man nur zu häufig den Guaranítypus. Namentlich ist mir dies in den Gesichtern der Jungfrau Maria aufgefallen; auch bei einigen noch erhaltenen Altargemälden, die in ihrer Zeichnung und Komposition steif und unbeholfen erscheinen, habe ich dieselbe Beobachtung gemacht. So existiert dort unter anderem ein Bild, auf dem das Fegefeuer mit seinen glühenden Qualen geschildert ist. Oben thront die Mutter Gottes, und unten schmachten in den Flammen die Verdammten, um Erlösung flehend. Die Jungfrau Maria hat die ausgeprägten Züge eines hübschen Guaraníweibes und braune Hautfarbe, während die in den Qualen Schmachtenden durchweg als Europäer mit weißer Haut zu erkennen sind. Eine vom Standpunkt des Künstlers aus völlig berechtigte Auffassung. Außer all diesen Kunstgegenständen hatte ich auch Gelegenheit, in einem halbverfallenen, dumpfigen Raum eines der barbarischen Strafmittel jener Gottesmänner zu sehen. Es ist dies ein ca. 3 m langer, 0,5 m breiter und 35 cm dicker Block aus schwerem Holz, der auf seiner hohen Kante steht. Der Länge nach ist dieser Block in zwei gleiche Hälften geteilt und mit runden Löchern

von verschiedener Größe versehen. In diese Löcher wurden die Sträflinge mit Hals, Armen und Beinen eingespannt, worauf die beiden Hälften des langen Blocks an den Enden mit schweren Eisenkrammen und Ketten geschlossen wurden. Jedenfalls eine höchst schmerzvolle Stellung für den Körper des armen Gefangenen.

Den weiten viereckigen Platz um die Kirche herum um-



Eine Chacra (Bauernhof) bei Santiago.

schließen niedrige, unansehnliche Häuser, die mit breitem Säulengang, eingedeckt mit bemoosten Rundziegeln, mit der Außenseite gleichzeitig die Umwallungsmauer gebildet haben. Früher dienten diese Bauten als Wohnräume der Jesuiten und ihrer Schutzbefohlenen, und von hier aus beherrschte der Orden wie in einer befestigten Burg das Land. Heute sind Privatwohnungen daraus gemacht; Bureauräume der Verwaltungsbehörden sind dort eingerichtet, und in einem Raum unterrichtet ein Lehrer die Dorfjugend.

Ringsherum aber, auf dem Lande, sieht man Gehöfte und kleine Niederlassungen, auf denen in der Hauptsache Viehzucht betrieben wird, deren Inhaber aber auch den Ackerbau nicht vernachlässigen. Insbesondere ist letzterer mehr nach Norden zu vorherrschend. Denn nördlich des vorerwähnten Sumpflandes ist der Boden fruchtbar, und Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Tabak gedeihen gut um Santiago herum. Auch Bataten, Melonen, Mandioka werden hier mit Erfolg kultiviert. Die Wasserverhältnisse der Gegend sind gut. Gerade dieser Teil des Landes war früher, vor dem großen Kriege, hauptsächlich mit Weizen bebaut, so erzählte mir der alte Don Juan Ramirez, der jene Wirren miterlebt hat und heute die maßgebendste Person im Departement ist. Jetzt ist das natürlich alles anders, und wo früher blühende Weizenfelder standen, wächst heute nur Gras für Rinder und Pferde. Nur die Orangenbäume sind geblieben und verleihen im Verein mit den hohen Palmen der weiten, eintönigen Graslandschaft eine wohltuende Abwechslung. Jene Orangenbäume stammen zum großen Teil noch aus der Jesuitenzeit; viele indessen sind aber auch später unter den Tyrannen Francia und Lopez angepflanzt worden. Der selbstlose, aber grausame Despot ohne Mitleid und Erbarmen, Dr. Francia (von 1815 bis 1840), der, im Gegensatz zu seinen Nachfolgern, den beiden Lopez, sich jedes persönlichen Nutzens während seiner Diktatur enthielt und sich somit als ein Tyrann höherer Ordnung zeigte, hatte nämlich angeordnet, daß ein jeder, der heiraten wollte, ein kleines Haus gebaut und eine gewisse Anzahl Orangenbäume gepflanzt haben müsse. Darauf sind die vielen Orangenhaine zurückzuführen, die man im Lande antrifft. Insbesondere ist die Gegend südlich von Asuncion bei San Antonio, Colonia Elisa, Villeta und weiter hinab bis Pilár und Humaitá reich an Orangenpflanzungen, deren herrliche Früchte einen bedeutenden Exportartikel Paraguays bilden. Ganze Schiffsladungen davon mit Tausenden von Tonnen gehen jährlich

nach Argentinien. 1901 hatte Paraguay eine Gesamtausfuhr von 150 000 000 Apfelsinen. Indessen bleibt der Absatz dieses Produktes nicht nur auf die Aufnahmefähigkeit der La Plataländer beschränkt, vielmehr ist das ungeheuere Ausfuhrquantum nur ein Teil des Gesamtertrages. Bedeutende Mengen dieser Früchte werden im Lande selbst verzehrt.

Durchschnittlich ist ein Hektar mit 170 Bäumen bepflanzt, so daß also eine Plantage von 60 ha rund 10 000 Orangenbäume besitzt. Etwa mit dem siebenten Jahre beginnen die ersten Ernten; mit dem vierzehnten Jahre setzen die Maximalerträge ein, die nun einige Jahrzehnte lang andauern und bei rationellem Betriebe bis zu 100 % der Anlagekosten ergeben. Indessen muß berücksichtigt werden, daß der Erntesegen sich so reichlich gestaltet, daß jetzt schon der Preis der Orangen in Paraguay äußerst billig ist. 1000 Stück kosten ungefähr 7 bis 8 Mark. Da entsteht die Frage, ob und wie lange noch bei einer Produktion in größerem Umfange zu einigermaßen lohnenden Preisen abgesetzt werden kann, und diese Frage gewinnt an Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß Argentinien in seinen nördlichen Provinzen ebenfalls Apfelsinenkultur betreibt. Was dann, wenn es diesen heimischen Betrieb heben und gegen fremde Konkurrenz durch Sperrmaßregeln schützen will?

Die Möglichkeit solcher Schritte ist ja nicht ausgeschlossen. Man muß aber beachten, daß die Flußfracht von Asuncion bis Buenos Aires unendlich viel billiger ist, als die Fracht für Eisenbahntransport von Tucuman, Salta usw. Das ist für die Erzeugnisse aus Paraguay ein bleibender Vorteil. Dann aber gelangen zum Export nach Europa, nicht nach Argentinien, die wichtigsten Nebenprodukte, wie z. B. die gedörrten Apfelsinenschalen und die aus den Blättern gewonnene Orangenessenz. Schon 1894 wurden von letzterer 12 278 kg ausgeführt; 1903 war dieses Quantum auf 28 268 kg gestiegen mit einem Wert von 173 000 Mark. Außerdem hat man im Lande damit

begonnen, als Nebenprodukt den im Geschmack dem Portwein ähnlichen guten Apfelsinenwein herzustellen. Aus den Orangenblüten wird das kostbare Neriolöl destilliert; aus den Fruchtschalen gewinnt man das Pomeranzenöl.

Wenn Paraguay in seiner inneren Entwicklung erst mehr erstarkt sein wird, und die im Keimen begriffene Industrie sich mehr und mehr entfaltet, dann werden irgendwelche Sperrmaßregeln Argentiniens, Zölle und dergleichen, keinen nachteiligen Einfluß auf die Apfelsinenkultur ausüben, sondern im Gegenteil dazu beitragen, die Landesindustrie, die sich mit der Verarbeitung jener Erzeugnisse befaßt, zu heben und dadurch neue Einnahmequellen zu schaffen.

XIII.

Gegend von Santa Rosa und San Ignacio. Die Baumwollkultur.

Ein stürmischer Sommertag mit all seinen Reizen war ins Land gezogen; über die weiten Gefilde eilte der Wind ungestüm dahin und rüttelte mutwillig die langen Gräser aus dem Traumschlaf und zerzauste das Blätterhaar der Bäume, daß sie erstaunt auffuhren und ihre ernsten Häupter schüttelten. Und dann lachte der windige Sturmgeselle und umschlang im Übermut die keusche Palme, die ihn sanft mit grünen Armen abzuwehren suchte. Leise aber summte er eine zärtliche Weise vor sich hin; fast klang es wie ein Liebeslied; und die Palme flüsterte nur beschämt und wehrte sich nicht mehr. Da jubelte er laut und brauste davon. Lange noch tönte sein Lied über die grüne Ebene dahin, ein Sang, so eintönig und melancholisch, als ob er erzählen wolle von Liebesleid und Liebesweh. Und die kleinen Sträucher kicherten und lachten ob des rauhen Burschen, der da von Liebe sang. „Weiß der, was Liebe ist?“ Und die schwankenden Gräser flüsterten leise und fragten höhnisch: „Weiß der, was Liebe ist?“ Nur die hohe, edle Palme blickte sehnsüchtig in die Ferne und lauschte dem ersterbenden Gesang, der ja nur ihr galt. Das wußte sie, und sie wußte auch: „Der weiß, was Liebe ist; nur mein rauher Sturmgeselle kennt die wahre Liebe!“ Und verständnisvoll schaute sie aufwärts zu ihrer Vertrauten, der Sonne, die ihr

freundlich zulächelte und sie zärtlich mit goldenem Lichtschein übergoß.

Wohlgemut trabten wir in frischer Morgenluft über das nur leicht gewellte Gelände, dessen dunkler, tiefgründiger Boden sich für Ackerbau sehr gut eignet. Viehzucht bleibt indessen die vorwiegende Beschäftigung, während sich Ackerbau in den meisten Fällen nur auf den Kleinbetrieb und den eigenen Bedarf beschränkt. Etwa eine Stunde von Santiago liegt die Estanzia eines Deutschen namens Freysinger, der hier auf 2 Quadratleguas = 3750 ha etwa 2000 Stück Vieh hält, davon 1500 Rinder und 200 Pferde; der Rest besteht aus Schafen, Ziegen und Maultieren. Ist die Weide gut, dann kann sich hier eine Rinderherde in vier Jahren verdoppeln, und so stellt sich dann wegen der billigen Bodenpreise und der geringen Unkosten die Rindviehzucht erheblich rentabler als der Ackerbau. Hier, wie überhaupt in ganz Paraguay, findet der Konsum des Rindviehs fast ausschließlich im Lande selbst statt. Erst später, bei genügendem Überschuß über den inländischen Bedarf, wird man daran denken müssen, entweder nach den Nachbarländern zu exportieren oder aber im Lande selbst im großen Umfange die Saladeroprodukte, wie Fleischextrakt u. dergl., herzustellen und auf den Weltmarkt zu werfen. Der Bedarf an derartigen Fleischprodukten ist unaufhaltsam im Steigen begriffen.*)

Allmählich verliert sich nach Norden der sumpfige Charakter der Gegend. Sandige Stellen treten auf und wechseln bald ab mit der bekannten roten Erde, die schließlich vorherrschend wird. Gegen Mittag erreichte ich dort, wo sich die Wege nach Santa Rosa und Villa Florida kreuzen, ein kleines Gehöft. Sein Besitzer, Don Antonio Vicente, war ein alter Mitkämpfer aus dem schrecklichen Kriege, von dem er — wie überhaupt alle, die mir davon erzählt haben — nur mit dem

*) Vergl. S. 234 ff.

Ausdruck des Abscheues und der Wut zu sprechen pflegte. Dieser kleine Bauernhof, der übrigens in allen seinen Einzelheiten ein nettes sauberes Aussehen hatte, steht auf einer früheren Niederlassung der Jesuiten, San Patricio, und führt diesen Namen heute noch, trotzdem außer einer alten zerbröckelten Mauer nichts mehr davon übrig geblieben ist. Höchstens erinnern noch die vielen, in unmittelbarer Nähe vorhandenen Palmen an die einstige Herrlichkeit.

Ich hatte hier Gelegenheit, die alten, noch recht primitiven Webstühle zu sehen, auf denen die eingeborene weibliche Bevölkerung aus der im Lande wachsenden Baumwolle ihre Decken, Tücher, Hemden u. dergl. herstellt. Ein braunes, altes Huzelmütterchen, dürr und vertrocknet wie eine Mumie, hantierte dort mit einer Spindel und spann das feine Garn, das zu den Geweben benutzt werden sollte. Die Alte sprach nur Guaraní, wie denn überhaupt alle Bewohner dieser Gegend nur jene Eingeborenensprache beherrschten; Don Antonio war der einzige, der etwas Spanisch verstand.

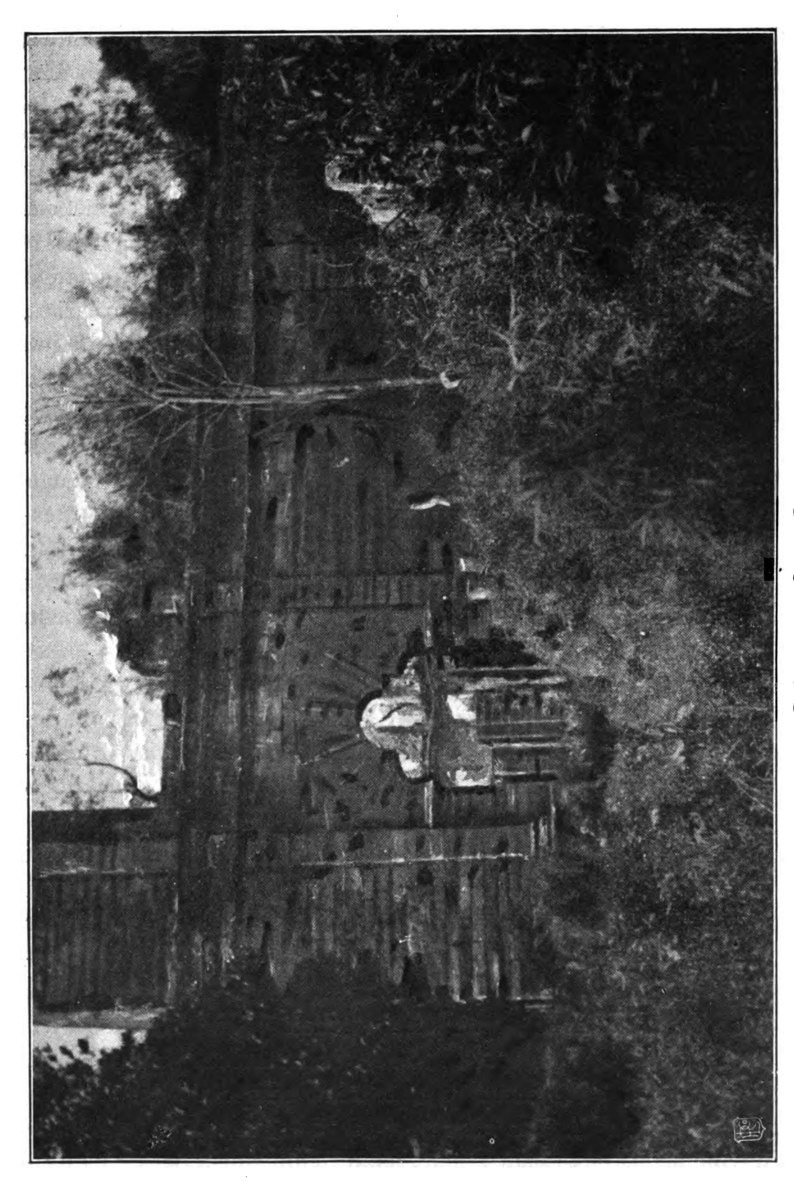
Nördlich von San Patricio, etwa zwei Stunden entfernt, liegt das kleine Santa Rosa, und dahinter schimmern Busch und Wald am Fuße der blauen Bergkette, die, von Westen nach Osten sich hinziehend, die gewaltige Fläche abschließt.

Santa Rosa stammt aus dem Jahre 1698. Einst eine der blühendsten Niederlassungen des Jesuitenordens, ist es heute ein kleines, bescheidenes Örtchen, dessen Bewohnerzahl einschließlich derjenigen auf dem Lande sich kaum auf 3500 Seelen beläuft. Auch hier wie überall der gleiche Anblick: Der übliche große Grasplatz, dessen vier Seiten teilweise von den langgestreckten niedrigen Wohnungen und Mauerresten aus der Jesuitenzeit begrenzt sind. Prächtig und wahrhaft großartig muß die alte Kirche gewesen sein. Aber auch sie ist in Schutt und Trümmer gesunken, und ihre Ruinen zeigen nur noch ein ödes Bild der Verwüstung und Zerstörung, das grauenhaft wie ein finsterer Spuk den Wanderer anstarren

würde, wenn über die vermoderten Gräber, über die morschen altersgrauen Pfeiler die Hoffnung nicht ihr heiteres Grün gesponnen hätte. Die innere Einrichtung dieses gewaltigen Bauwerkes muß prunkvoll gewesen sein. Meistens ist roter Sandstein zur Verwendung gekommen; aber auch glasierte Ziegel haben die damaligen Bauherren mit den Eingeborenen herzustellen gewußt und damit Wände und Säulen verziert. Ich fand mehrere solcher Steinstücke unter den Trümmern. Ja, noch mehr: bemalte und gebrannte Steinplatten, ähnlich unseren altmodischen Ofenkacheln, sind zum Bau verwandt worden. In dem benachbarten Itajurú, das am Fuße des gleichnamigen Bergkegels liegt, fand ich vier solcher quadratförmigen Platten, auf denen in blauer Farbe irgendeine Heiligengeschichte gemalt und eingebrannt war. Dort befindet sich unter anderem auch ein aus schwarzbraunem Holz geschnitztes, etwa 80 cm hohes Reliefporträt irgendeines Priesters, das aus der Kirche von Santa Rosa stammt. Die Ausführung dieser Arbeit indessen ist derartig vollkommen, daß ich kaum annehmen kann, sie sei hier im Lande von gedrillten Eingeborenen gemacht worden. Das gleiche dürfte von einem Engelskopfe gelten, der doch etwas zu sehr italienische Kunst verrät. Wie viele solcher wertvollen Schätze mögen hier noch verborgen liegen! Wie viele mögen der Zerstörung anheimgefallen sein! Sicherlich hat sich das große, aus einem Granitblock gehauene Weihwasserbecken der Kirche auch mal nicht träumen lassen, daß es einst unbeachtet im Grase modern solle, und daß Pferde und Kühe das Regenwasser aus seiner Höhlung schlürfen würden.

Das ist das nie rastende Weltengetriebe;
Das Lied verklungen und alles verschollen;
Versunken, gestorben das Glück und die Liebe! — —

Die Umgegend von Santa Rosa ist flach und stellenweise nur von sanften Wellungen unterbrochen. Dichtes Buschwerk



Ruinen von Santa Rosa.

tritt an dem Übergang zum hügeligen Gelände auf; Palmen sind zahlreich vorhanden. Allmählich aber ändert sich der Charakter der Landschaft. Kleine Erhebungen und Talmulden wechseln ab, und weiter nördlich sowie östlich von Santa Rosa erhebt sich die hohe, reich bewaldete Bergkette Sierra de Santa Rosa, an die sich die Berge von Santa Maria anschließen. Drei Stunden westlich von hier liegt das alte San Ignacio und nördlich die Ortschaft Santa Maria, beides ehemalige Jesuitenniederlassungen. Am ältesten ist wohl San Ignacio, dessen Gründung bereits in das Jahr 1684 fallen soll. Seine Kirchen und Mauerreste gleichen fast ganz denen von Santiago. Gewaltige Schätze sind in einem tiefen Gewölbe unter ihnen vergraben; so erzählt der Volksmund. Alle Versuche, sie zu heben, sind aber bis jetzt ohne Erfolg gewesen. Auch in den Bergen von Santa Rosa ist ein geheiligtes goldenes Muttergottesbild seinerzeit von den frommen Vätern verborgen worden. Einst, wenn alle Greuel vorüber sein werden, wird es von selbst leuchten und sich zeigen und dann nach seiner Auffindung Friede und Glück den Menschen bringen.

Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Viehzucht. So besitzt z. B. das Departement San Ignacio bei 3500 Einwohnern einen Rindviehbestand von ca. 40 000 Köpfen. Das Pferdematerial, das hier recht gut ist, beläuft sich auf etwa 5000 Stück. Auch befaßt sich die Bevölkerung hier mehr mit Schafzucht, als ich bisher angetroffen habe. Der Schafbestand im Departement belief sich auf ca. 7000 Stück. Im allgemeinen beschäftigt man sich mit der Schafhaltung nicht behufs der Wollgewinnung; das würde wegen des heißen Klimas in Paraguay nicht lohnen, sondern nur des Fleisches wegen, und auch da meistens bloß für den eigenen Verbrauch. Wie ich bereits kurz erwähnte, ist das Pferdematerial, das ich hier vorfand, gut, jedenfalls bedeutend besser als das frühere, wie z. B. das in San Cosme und El Carmen. Das feuchtwarme Klima des Landes bietet nämlich allgemein der Pferde-

zucht mancherlei Hindernisse. Die Leistungsfähigkeit der Tiere wird dadurch sehr beeinträchtigt, und man behauptet, daß diese nach und nach völlig degenerieren. Dazu herrscht die so gefürchtete Pferdekrankheit, angeblich auch eine Folge des klimatischen Einflusses, nach anderer Version eine Infektionskrankheit, die jährlich große Opfer fordert. Diese, „Mal de Cadera“ genannte Krankheit äußert sich in einer Lähmung des Kreuzes und der Hinterbeine, die mit heftigen Fiebererscheinungen verbunden ist. In Paraguay sowohl, wie in den nördlichen Teilen Argentiniens, in Corrientes, Missiones, Formosa usw. hat die Krankheit fürchterlich um sich gegriffen und ist geeignet, nicht nur den Pferdebestand zugrunde zu richten, sondern eine Zucht im größeren Stil vorläufig unmöglich zu machen.

Früher wurde in dieser Gegend viel Ackerbau getrieben; heute ist davon nur noch wenig zu sehen. Eine der Hauptkulturen innerhalb des Departements bilden die Orangen, dann folgen Mais, Mandioka, Bohnen, Zuckerrohr; auch mit dem Anbau von Tabak und Erdnüssen (Mani) hat man gute Resultate erzielt. Besondere Aufmerksamkeit hat man in letzterer Zeit der Baumwollkultur zugewandt und verspricht sich davon große Erfolge. Im Departement gibt es jetzt 1600 angepflanzte Baumwollsträucher.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß Paraguay das Land ist, in dem seit alters Baumwolle gepflanzt wurde. Bei der ewig drohenden Baumwollkrisis dürfte dies in Deutschland wohl beachtet werden, ist vielleicht auch schon beachtet worden. Paraguay ist das Land, in dem die Baumwollstaude von selbst gedeiht und für Gewebe eine vorzügliche Qualität liefert. Während in Nordamerika die Baumwollstaude einjährig, in Texas dreijährig ist, überdauern die in Paraguay vorkommenden Spielarten (Gossipium barbadense oder Gossipium peruvianum) etwa zehn Jahre. Die Faser ist nicht nur weich und fein, sondern lang, daher wertvoll in bezug auf die Leichtig-

keit der Verarbeitung. Dieser Vorzug der weißen, paraguayischen Baumwolle wurde bereits vor dem großen Kriege von englischen Spinnereien erkannt. Die frühere, hochentwickelte Baumwollkultur aber ist durch jenen Krieg völlig vernichtet worden. Schon zur Zeit der Jesuiten ging alles in Baumwolle gekleidet; die Indianer pflückten und verarbeiteten sie oder brachten ihre Vorräte zum Verkauf. Ja, es wird aus dem 18. Jahrhundert berichtet, daß die Paraguayer Baumwolle zum Markte brachten und große Mengen davon nach Buenos Aires und Europa verschifften, die später, in Stoffe verwandelt, zurückkehrten. Landleute, Stadtbewohner, Indianer trugen damals Gewebe aus Baumwolle. Es ist auch bekannt, daß Kaufleute und Privatpersonen in den indianischen Ortschaften beträchtliche Mengen Baumwolle zu Garn verspinnen ließen. Im Jahre 1863 gab es in Paraguay 58 Millionen Baumwollstauden, und heute? Auf meinem Ritt durch das südöstliche Paraguay habe ich nur recht wenig Baumwollsträucher gesehen. Meistens baut der Paraguayer ja nur soviel, wie er selbst gebraucht und in seinem Hause selbst zu Tüchern, Decken, Hemden, Gürteln u. dergl. verarbeitet. Ich habe da in den einfachen Hütten die wunderbarsten Sachen zu sehen bekommen, Gewebe, die mit einer bewundernswerten Kunstfertigkeit auf einem mehr als primitiven Webstuhl oder mit der Hand hergestellt sind.

Vor allen Dingen darf nicht außer acht gelassen werden, daß infolge der Fruchtbarkeit des Bodens und der günstigen klimatischen Verhältnisse die Erträge des Baumwollstrauches hier in Paraguay höher sind als irgendwo anders. So gibt hier z. B. ein Hektar mit Baumwollstauden bepflanzt ca. 1000 kg, während der durchschnittliche Ertrag sonst nur 380 kg beträgt, in Louisiana 671 kg. Im Chaco Paraguays steigt dieser Ertrag sogar auf 1200 kg. „Die Baumwollstaude gedeiht dort, wo der Apfelsinenbaum prosperiert.“ Und Paraguay ist das klassische Land der besten Apfelsinen der Welt.

Ohne Zweifel ist Baumwolle der billigste Bekleidungsstoff. Kein anderer Textilstoff, sei er tierischer oder pflanzlicher Herkunft, spielt im Wirtschaftsleben der modernen Völker eine so große Rolle.

Daher die krampfhaften Anstrengungen der Vereinigten Staaten, ihrer Baumwolle den Weltmarkt zu erobern. Heute schon produziert Nordamerika 75 % der gesamten Rohbaumwolle, die auf der Erde gewonnen wird. Dazu kommt, daß die Nachfrage täglich zunimmt. Der Verbrauch an Schafwolle hat sich in hundert Jahren nur verfünffacht; dagegen ist der Verbrauch an Baumwolle 39mal größer geworden. Eine Preissteigerung ist also natürlich. Für Deutschland z. B. ist der Verbrauch von Baumwollwaren in der Zeit von 1836—1898 von 9 Millionen Kilogramm auf das kolossale Quantum von 350 Millionen Kilogramm gestiegen; 1840 kamen auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands 340 Gramm an Baumwollprodukten, 1898 aber 6300 Gramm.

Die fabrikmäßige Verarbeitung der gewonnenen Rohbaumwolle in den Vereinigten Staaten nimmt immer größere Ausdehnung an, und in gleichem Maße wird dort immer mehr Rohprodukt verbraucht werden. Im gleichen Verhältnisse aber breitet sich die Baumwollmanufaktur auch in anderen Produktionsländern aus; die Nachfrage steigt deshalb andauernd. Vorläufig benötigt Nordamerika Europa und umgekehrt, weil Nordamerika bis jetzt die Baumwolle erzeugt, die Europa konsumiert. Wenn aber einmal Nordamerika auf dem Standpunkt angelangt sein wird, das eigene Produkt ganz im eigenen Lande aufzubrauchen oder die Ausfuhr durch erhöhte Preise zu erschweren, dann kann Europa mit seiner Baumwollmanufaktur abschließen, seine Fabriken sperren und die Arbeiter entlassen! Das ist die industrielle Gefahr, die uns droht.

Bei solchen Erwägungen würde es sich, um dieser Gefahr beizeiten vorzubeugen, darum handeln, selbst irgendwo genügend Ländereien zu erwerben, um auf ihnen die Baumwoll-

kultur in großem Maßstabe zu betreiben. Deutschland würde dann von Nordamerika unabhängig werden, und Deutschlands Baumwollfabriken kämen aus aller Verlegenheit heraus. Also selbst das Rohprodukt anbauen und für diesen Zweck in den geeigneten Ländern das nötige Territorium käuflich erwerben: das wird bei der jährlichen Steigerung der Nachfrage für deutsche Unternehmer zum Gebot. Und gerade Paraguay bietet in dieser Hinsicht die denkbar günstigsten Bedingungen. Außerdem fehlen hierzulande noch fabrikmäßig betriebene Spinnereien und Webereien, so daß auch nach dieser Richtung hin die Verhältnisse für den Unternehmer, der auch gleichzeitig Besitzer der Baumwollpflanzung ist, recht günstig liegen. Heute wird der größte Teil des Bedarfs der Bevölkerung an Textilwaren durch englische Einfuhr gedeckt, wenn auch sicherlich viel „Made in Germany" dabei sein wird. Das würde sich dann ebenfalls ändern, und deutscher Handel und deutsche Industrie würden hier selbständig werden, wie sie es in Südafrika hätten werden können. Dieser Absatzmarkt ist nun mal für Deutschland verloren; daran ist nichts zu ändern, und Deutschland bleibt der schlecht bezahlte Fabrikarbeiter Großbritanniens, das als Zwischenhändler seinen enormen Profit einsteckt. Hoffentlich tritt in Paraguay oder sonstwo dereinst nicht derselbe klägliche Zustand ein. Da allerdings bleibt es Hauptsache, daß sich die deutsche Finanz von der britischen Bevormundung frei macht und endlich eigene Wege wandelt.

Auch nach anderer Richtung hin ist die Baumwollpflanze für das Wirtschaftsleben von großer Bedeutung. Nicht umsonst ist sie ihrer wohltätigen Eigenschaft wegen von der Sage mit dem Zauber des Göttlichen umwoben. Am Baumwollstrauch ist eben alles brauchbar, Faser, Stengel, Blätter, Samen, Fruchtkapsel, Wurzel, sogar die Asche.*)

*) Vergl. M. Dominguez. Die Baumwolle und ihre Ertragsfähigkeit in Paraguay. Asuncion 1903. S. 9 ff.

Der Stamm des Strauches mit seinem Geäste und vor allem die Blätter dienen als Viehfutter und kommen ungefähr gleich den bei der Ernte von Mais, Reis, Hafer oder Weizen zurückgebliebenen Abfällen. Fünf Tonnen Geäste aber liefern eine Tonne Rinde, welche nahezu wieder 500 kg Faserstoff ergibt.

Der Samen enthält Öl, das zu Beleuchtungszwecken dient, und zwar gibt eine Tonne Samen ca. 100—150 kg Öl. Letzteres besitzt einen angenehmen Geschmack und wird daher gereinigt als Speiseöl verwandt. In der Pharmakologie bildet es einen Ersatz für Olivenöl. Den Rückstand verwendet man zur Bereitung einer Seife, welche zum Reinigen wollener Stoffe empfohlen wird.

In Nordamerika, das vorläufig in der Baumwollkultur die erste Stelle einnimmt, stieg die Ausfuhr an Schmalz in den Jahren 1884—1893 um 37%, jene an Baumwollsamenöl aber hat um 162% zugenommen. Aus dem Rückstand der Ölgewinnung wird Mehl hergestellt, das ungemein schmackhaft ist. Es enthält 43,26% Proteïn oder Stickstoff, 13,45% an Fett. Man nimmt an, daß der Nährwert dieses Mehles jenen des Mais- und Weizenmehles übersteigt. Auch verwendet man es zu Düngezwecken und erzielt damit dieselben Erfolge wie mit Dörrfisch oder Fleischmehl. In Europa wird es vielfach als Viehfutter angewandt; der Mist des mit ihm ernährten Viehes ist ein kräftiger Dünger. Von der Frucht wird die äußere Hülle, die Kapsel, verfüttert; die unterstützt die Verdauung der Wiederkäuer aufs vorzüglichste und stellt einen Ersatz für Heu dar. Ebenso kann sie als Feuerungsmaterial für Dampfmaschinen gebraucht werden. Zu erwähnen ist noch, daß die Wurzelrinde oder -haut einen chemischen Stoff enthält, der früher von den Ärzten öfter rezeptiert wurde (Gossipii radicis Cortex U. S. Ph.). Die Asche der holzigen Teile des Baumwollstrauches enthält 23,4% Pottasche und 9,08% Phosphorsäure, weshalb sie als Kunstdünger Verwendung findet.

Es ist daher lohnend, die Baumwolle sowohl wegen ihrer Samen als wegen ihrer Faser anzupflanzen, da sie Nebenprodukte von großem Wert liefert, aus welchen man Öl und Nahrungsstoffe für Vieh gewinnt. „Mit dem Ertrage des Samens allein könnte der paraguayische Landmann die Kosten der Produktion tragen. Wenn man den Samen voll ausnützt, kann er wohl allein schon die Zinsen für etwaige fremde Kapitalien decken, und der Gespinststoff würde der Reingewinn sein.

Wirklich wunderlich ist es, daß diese so unansehnliche Pflanze zu so vielem dient, Gewebe, Viehfutter, Öl, Seife, Mehl, Brennstoff und Dünger. Sie ist dem Rinde ähnlich, von welchem ebensowenig der geringste Teil unbenützt weggeworfen wird, weder Fleisch noch Haut, Knochen, Klauen, Milch, Hörner, ja nicht einmal die Eingeweide. Es gibt eben nichts, was dem praktischen Wissen unverwendbar erschiene.“*)

Freilich müssen bei einer rationellen Kultur der Baumwollstaude die dortigen ausschlaggebenden Verhältnisse nicht außer acht gelassen werden, und das sind in erster Linie die hohen Produktionskosten, die das Gedeihen der paraguayischen Landwirtschaft im allgemeinen erschweren. Diese stellen sich insbesondere deswegen hoch, weil zum größten Teil, wenigstens dort, wo Waldland vorherrschend ist, nur Hackarbeit möglich ist, der Pflug dagegen kaum angewandt wird, und weil Boden und Klima das Aufkommen riesiger Unkrautmassen bis zur völligen Überwucherung außerordentlich begünstigen. Indessen werden sich bei ernstem Wollen Mittel finden, jene Schwierigkeiten zu beseitigen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

---

*) Vergl. M. Dominguez a. a. O.

XIV.

In San Juan Bautista. Kaffee-Anpflanzungen. Mbocáya-Palmen. Hausindustrie.

Die nächsten Tage brachten Regenwetter. Häßliche Nebelfetzen flatterten am grauen Himmel entlang; trostlos und trübe blickte das Land zu dem feuchten Firmament empor, an dem düstere Wolken schwere Tränen weinten. Grau und wieder grau alles ringsumher; kein einziger Lichtpunkt in dem so schwermütigen Landschaftsbilde.

Eine kaltfeuchte Prosa durchfröstelte meine Seele in dieser öden, nebelumschleierten Einsamkeit. Jeder Laut schien hier wie ein Traumesflüstern zu ersterben; nur ein unablässiges Wehen ließ sich vernehmen, als ob Geister auf spukhaften Rossen neben mir einherritten. Schon standen tiefernste Schatten am Wege; die Sonne warf noch einen blutroten Lichtstreif hinter einer Wolkenbank über die Erde, und dann begann die schweigende Nacht leise, leise durch die nassen Gefilde daherzuschreiten.

Gerade noch vor völliger Dunkelheit erreichte ich den Flecken San Juan Bautista.

Wie eine große schwarze Pfütze, aus der Tausende von blitzenden Augen hervorschauten, dehnte sich hier der weite Marktplatz, umgeben von niedrigen düsteren Häusern. Ich stieg wegen der herrschenden Dunkelheit vom Pferde und klopfte aufs Geratewohl an die Tür des mir zunächst stehenden

Gebäudes. Durch die geschlossenen Fensterläden schimmerte Licht. Bald hörte ich Schritte; dann wurde der Riegel fortgeschoben, und die schwere Haustür öffnete sich. Im schlecht erleuchteten Vorflur unterschied ich die Umrisse eines kleinen Männchens im langen Rock.

„Buenas noches, señor. Was gibt's?"

Die Stimme klang nicht unsympathisch.

„Buenas noches," erwiderte ich und nannte meinen Namen.

„Ah, entre, señor, entre. — Bitte schön; freut mich sehr. Stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

Damit erteilte der Hausherr meinem Diener wegen der Pferde einige Anweisungen und nötigte mich hinein in das helle Zimmer. An dem mit Papieren bedeckten Tisch und den an den Wänden aufgestellten Bücherregalen mit einer großen Anzahl von Bänden merkte ich, daß ich hier in der Behausung eines gebildeten Mannes sein müsse, und bald wurde ich belehrt, daß ich vor Don Lorenzo Flori, dem Cura (Pfarrer) des Ortes stand. Ein kleines Männlein im langen schwarzen Priesterrock war es. Das bartlose faltige Gesicht war starkknochig, wie aus Holz gehauen, grob nach Bauernart. Der kräftig entwickelte Unterkiefer und ein großer Mund verliehen ihm etwas Brutales; dagegen blinzelten unter den scharfen Brillengläsern zwei graue Äuglein so lustig und freundlich in die Welt hinein, und um die Lippen zuckte es so schelmisch, daß der erste unangenehme Eindruck sofort verschwand und anstatt seiner ein gewisses Vertrauen Platz griff. Ja, dies war der kleine, lustige Cura von San Juan, der jederzeit ein Witzwort auf der Zunge hatte und der unter seinem schwarzen Priesterrock ein frohes, weltfröhliches Herzelein trug. Das erzwungene Priestergelübde, irdischen Freuden zu entsagen und den Leib zu töten, hat hier das Keimen und Blühen warmer Menschlichkeit und Lebenslust nicht ersticken können. Warum hat dieser Mann mit seinem reichen Wissen und Empfinden die

Tonsur genommen, den Priesterrock angezogen? Ja, warum? Fühlt er sich glücklich? Ich glaube es nicht. Auch jener andere wird nichts von Schaffenslust und Lebensfreudigkeit in sich verspüren, den ich in einem anderen Teil Südamerikas angetroffen habe. Er war der Sohn eines katholischen Geistlichen selbst aus Spanien und ist aus fanatischer Strafbegier für die vermeintlichen Sünden des Vaters von Jugend an dem Schoße der Kirche überliefert worden. Und noch einem anderen Cura begegnete ich auf meinen Reisen dort im Lande; der war ein Norddeutscher, konnte aber kaum mehr seine Muttersprache reden, sondern lallte nur noch Guaraní und suchte Betäubung im Caña, bis er sich im Schmutz der Gasse wälzte. Auch dieser Mann hatte einst bessere, hellere Tage gesehen; auch er war ein Opfer des Berufs geworden, der ihm einst aus Not, aus Unverstand, vielleicht aus Fanatismus aufoktroyiert worden ist. Das verfehlte Leben! Der Mensch ist da ohne seine Schuld; und doch muß er darum weiter leben und notgedrungen die absolut erforderlichen, natürlichen Bedürfnisse, wie essen, trinken usw. befriedigen; sonst quält der Hunger, peinigt der Durst, und es entsteht ein Schmerz anstatt der Lust, deren Empfinden allein uns schließlich das sogenannte Glück, das Gefühl der Glückseligkeit gibt.

Ach, wieviel Elend birgt sich dort hinter Kirchenmauern, hinter Priesterröcken! Viele nehmen es nicht so tragisch; viele überlassen sich trotz Tonsur und Soutane allen irdischen Genüssen bis zum Übermaß, und im schönen, lieblichen Paraguay, dem „Lande der freien Liebe", gibt es nicht zu wenig Curas, die inmitten einer Schar leiblicher Kinder, frischer Buben und Mädels, ihres geistlichen Amtes walten. Man denkt dort eben milde darüber. Wie der Cura in der Beichte dem warmblütigen, sündigen Guaraní Vergebung zuteil werden läßt, so verzeiht das Volk auch seinem Priester. Wir sind allzumal Sünder! —

Bis tief in die Nacht hinein hatten wir bei einer Flasche

Wein geplaudert, Señor Flori und ich. Es war ein guter Tropfen, der zu dem frugalen Abendessen vortrefflich mundete. Kein Wunder, daß am anderen Morgen der lichte Tag bereits zum Fenster hineinschaute, als ich mich vom Lager erhob, um das Städtchen und seine Umgebung in Augenschein zu nehmen.

Entsprechend dem vorzüglichen Grasbestand des Bodens treibt die Bevölkerung des Departements hauptsächlich Viehzucht. Auf Ackerwirtschaft, wie z. B. Anbau von Mais, Tabak und Mandioka, scheint weniger Gewicht gelegt zu werden, wenngleich die genannten Kulturen befriedigende Erträge abwerfen. Wie mir ein dort seit langen Jahren ansässiger Herr Gomez mitteilte, machen sich fast alle Zweige des Landwirtschaftsbetriebes wenig bezahlt; sie kommen kaum auf die entstandenen Kosten. Wohl aber würden sich dort — und das habe ich von mehreren Seiten bestätigt gehört — der Anbau von Baumwolle, Kaffee wie auch die Kultur von Mbocáyapalmen als recht nutzbringend erweisen.

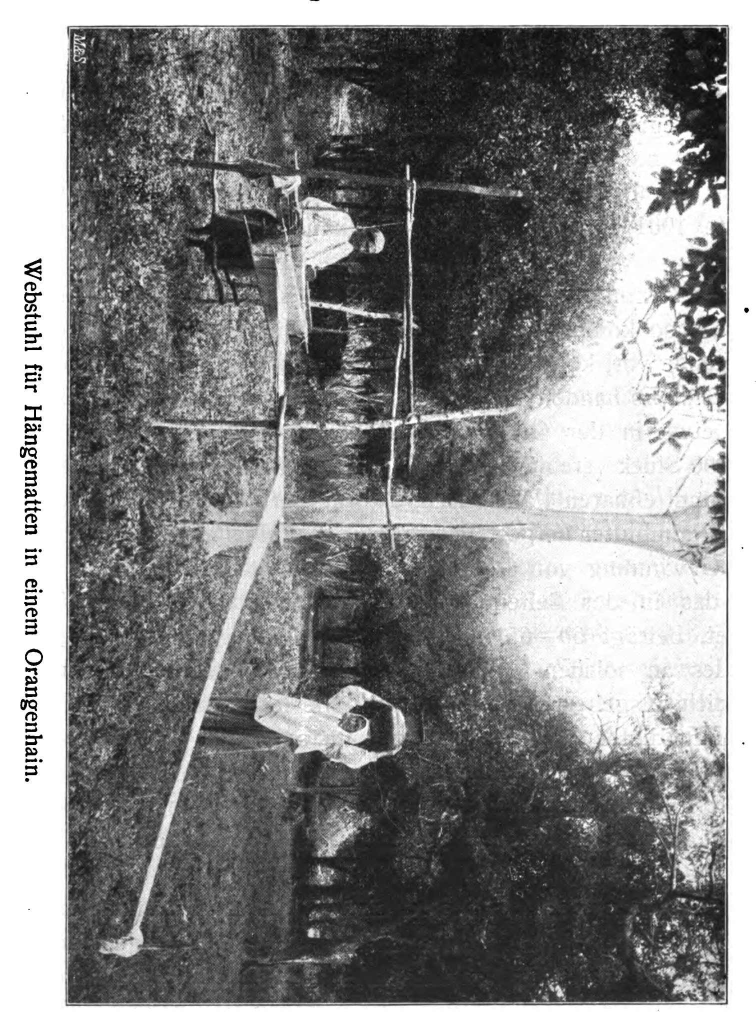
Der Kaffeebaum gedeiht in Paraguay sehr gut; nur müssen wegen der oft eintretenden Reif- und Frostnächte geschützte Bergabhänge für diese Kultur ausgesucht werden. Im Gegensatz zu dem bitteren Mokka hat der Paraguaykaffee einen milden Geschmack, ähnlich dem der bolivianischen Bohnen. Seiner Qualität nach ist er dem brasilianischen Gewächs völlig ebenbürtig. Schon im zweiten Jahre nach der Anpflanzung ergibt der Baum einen Durchschnittsertrag von ca. $1/4$ kg. Sechsjährige Bäume liefern einen Ertrag von 3 kg und mehr. Die Wichtigkeit der Kaffeekultur in Paraguay ist noch bei weitem nicht genügend gewürdigt worden; viel zu wenig Aufmerksamkeit hat man dieser Pflanze zugewandt, die einmal hochwertige Produkte liefert, dann aber durch ihre Erträge die hohen Kosten, die durch die Art der Bebauung mittels Hacke und durch die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung vorläufig noch entstehen müssen, völlig zu decken imstande ist. Größere Anpflanzungen

befinden sich heute schon bei San Bernardino und Altos, bei Emboscado, Trinidad, außerdem in der Nähe von Concepcion und in der Umgebung von Asuncion. Wenn das, was hierin geleistet worden ist, sicherlich als ein großer Fortschritt in der Entwicklung aus dem Zustande einer bedauernswerten Unkultur begrüßt werden muß, so hätte bei der ungewöhnlichen Gunst von Boden und Klima im Laufe der Jahre doch schon mehr auf diesem Gebiet getan werden können. Paraguay zählte 1901 bereits 191 650 Kaffeebäume, dagegen 1886 nur 26 116.

Was nun die Mbocáyapalme, die „Palma de Coco" betrifft, so kommen diese Bäume zu Millionen wild wachsend im Lande vor, können aber auch leicht in Kulturen angepflanzt werden. Es handelt sich dabei um die Verwertung der Früchte, die, etwa in der Größe einer Walnuß zu Trauben von 150 bis 200 Stück vereint, einen sehr ölhaltigen Kern in sich bergen. Aus dem eßbaren Palmfleisch, das die harte Schale umschließt, wird Palmbutter hergestellt, während der ebenfalls eßbare Kern zur Gewinnung von Palmöl verwandt wird. Sein Gehalt an Öl, das in der Seifen- und Kerzenfabrikation Verwendung findet, beträgt 60—65 %. Bei dem immensen Reichtum des Landes an solchen Palmnüssen, der heute noch ganz unzulänglich ausgebeutet ist, wird die hohe landwirtschaftliche Bedeutung dieser Palme ersichtlich, um so mehr, wenn bei der Gewinnung des Öles nicht mehr primitive Werkzeuge, sondern exakt arbeitende Maschinen benutzt werden, die eine möglichst ausgiebige Verwertung aller Bestandteile der Nuß zulassen.

San Juan Bautista besitzt einige Kaufhäuser und Kramläden, die alle Waren, Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände importieren, und zwar fast ausschließlich von Frankreich. Zwei Ziegeleien und eine Cañabrennerei befinden sich nahe bei dem Dorf. Was mich am meisten in Erstaunen setzte, das war der Fleiß der Bewohner, sowohl der Männlein wie Weiblein,

auf gewerblichem Gebiet. So etwas wie eine nationale Hausindustrie hat sich hier ganz im stillen entwickelt.



Webstuhl für Hängematten in einem Orangenhain.

Bewundernswert ist z. B. das Flechten von großen Hüten aus feinem Palmenbast nach Art der Panamahüte; ferner die

Herstellung von allerhand Lederzeug, reichverzierten Gürteln, Sätteln, kunstvoll geflochtenem Zaumzeug u. dergl. Mit der Anfertigung von äußerst feinen Spitzen, Decken, von Tüchern, Ponchos, Sattelunterlagen usw. beschäftigt sich zumeist die weibliche Bevölkerung. Das zur Verwendung kommende Material ist hauptsächlich Baumwolle, nur zum geringeren Teil Wolle. Auch das Färben des Garns besorgen die Leute selbst, derart, daß die Farbe unvergänglich ist. In den einzelnen Geweben und Stickereien fand ich fast durchgehends eine geschmackvolle Zusammenstellung der Töne, niemals schreiende, disharmonierende Farben, die in ihrer Gesamtwirkung dem Auge wehe tun. Im stillen mußte ich der Geschicklichkeit und dem Kunstsinn dieses einfachen Völkchens hier in aller Weltabgeschiedenheit Achtung zollen.

XV.

Das schwarze Kreuz.

Wir hatten heute den Arroyo Araguáy passiert. Warm getönt in natürlicher Anmut lag vor uns die leuchtende Erde, frei und schön zum tiefblauen Himmel hinauflächelnd wie ein rosiges Mägdelein, das nach wilder Lust träumt das Märchen vom Glück. Alles atmet Friede und Feierabend nach den wilden Tagen des Regens und Sturms. Langsam traben unsere Pferde über das lose Geröll des Ufers dahin; dann geht's eine Strecke durch dichtes Binsengewirr über eine bleiche Sandfläche steil hinauf zu dem weitgedehnten Hügellande, in dessen Grasteppich dunkelgrüne Waldinseln hineingestreut sind. Dichtes Gebüsch, meistens Mimosen und Akazienarten, aus dem schlanke Palmen hervorragen, steht zu beiden Seiten des unebenen, auf- und abführenden Pfades. Da schimmert im Sonnenschein durch das schattige Laubwerk etwas Helles hervor; es sieht einem Stück weißen Tuches ähnlich. Beim Näherkommen sehe ich, daß es eine einfache vergilbte Schleife ist, die hier jemand um ein schwarzes Holzkreuz gewunden hat. Merkwürdig, hier in der Einsamkeit ein hochragendes schmuckloses Kreuz auf ebenso schmucklosem Sockel von zusammengetragenen Steinen und Felsstücken! Und unten an diesem regellosen Steinhaufen liegt eine menschliche Gestalt, halb kauernd, halb sitzend, die sich bei meinem Herannahen aufrichtet. Mein Pferd schnauft und scheut bäumend zurück. Ein Mann steht

vor mir und schaut mich mit Blicken an, die mich erschaudern machen. Herrgott, wie sieht der Mensch aus! Entsetzlich! Ein gelbbleiches Gesicht, umrahmt von einem schwarzen wüsten Bart; das Haupthaar wild und unordentlich, wie zerzaust, tief in die Stirn fallend; unter zusammengezogenen Brauen ein paar schwarzglühende Augen, finster und unstet funkelnd, als ob ein unbändig lohendes Feuer im Innern gewaltsam zurückgehalten werden müsse. Die Züge dieses Antlitzes sind verwittert, gefurcht, fast verzerrt; und doch müssen sie einst schön gewesen sein. Die Kleidung des Mannes ist zerlumpt, morsch von Wind und Wetter, Regen und Staub; die Füße sind nackt. Allem Anscheine nach hat dieser bedauernswerte Mensch dort vor dem Kreuz im Gebet gelegen und war durch meine Ankunft gestört worden. Jetzt stand er neben dem Marterholz, barhäuptig und barfüßig, den alten Filzhut in der einen Hand, die andere zur Faust geballt.

Was wollte er?

Unwillkürlich fühlte ich nach dem breiten Leibgurt und rückte die Revolvertasche zurecht, dann rief ich ein „buenos dias“ hinüber!

Stumm nickte der Mann, stumm und traurig, so unendlich traurig. Unsere Blicke begegneten sich für einen Augenblick; ich ritt langsam vorüber.

Dort, wo der Weg eine Biegung machte, schaute ich noch einmal zurück. Dunkel, scharf umrissen ragt das Kreuz in den hellen, sonnigen Himmel hinein, und unten am schlichten Steinhaufen liegt kniend, wie zusammengebrochen, jener wild aussehende Mann.

Noch halte ich, gefesselt von diesem seltsamen Anblick, mit meinem Pferde auf derselben Stelle. Mein Begleiter Don Pedro mahnt zum Weiterreiten. Da kommt ein bildschönes Mädchen des Weges daher, bildschön im Sinne des Wortes; der wirklich schöne Guaranítypus, den ich so häufig in diesem lieblichen Lande angetroffen habe. In dem ovalen braunen

Gesicht mit den großen ernsten Augen liegt etwas Schmachtendes, und doch wieder ein stolzer Ausdruck, so frank und so frei. Schlank ist die Gestalt; von natürlicher Anmut sind Gang und Haltung.

Mit einem freundlichen „Guten Tag“ geht die Maid vorbei, eilt dem Kreuze zu und dort — ich traue meinen Augen kaum — dort hängt diese lichte Elfengestalt, dies herrliche Kind der Sonne, am Halse jenes düsteren, verwitterten Mannes, der mir vorkam wie ein Geschöpf der Finsternis.

„Wer ist denn das?“ fragte ich meinen Begleiter im Fortreiten. „Ist das Vater und Tochter?“

„Nein, Herr; aber — sie ist die Tochter — seiner Frau.“

„Nun, dann ist sie doch auch sein Kind; natürlich!“

Don Pedro lächelte überlegen und schüttelte sein graumeliertes Haupt. Nach langer Pause deutete er nach dem Kreuz hin. „Sie ist die Tochter dessen, der dort unter dem Steinhaufen liegt.“

Wieder hielt er inne.

„Und wer hat ihn dort hingebracht?“

„Nun, könnt Ihr Euch das nicht denken, Herr? — Eben jener Mann, den wir dort am Kreuz gesehen haben. Er heißt Don Antonio und betet da für sein Seelenheil, denn er hat den andern ermordet, — hat ihm den Hals abgeschnitten.“

„Warum denn, Don Pedro; erzähle doch!“

„Ja, hm — hm —, das ist eine traurige Geschichte, Herr! Könnt Ihr Euch das nicht denken? — So etwas kommt wohl in Eurer Heimat nicht vor.“

„Ja, ich weiß gar nicht was! Erzähle es mir!“

Und Don Pedro spuckte ein paarmal kräftig über den Hals seines Pferdes hinweg und berichtete dann kurz:

„Don Antonio hatte ein sehr schönes Weib, und beide liebten sich ohne Maßen. Er stand einmal im Dienst eines Kaufmanns, den er nach Matto Grosso begleitete, um dort

Rindvieh einzukaufen. Ihr wißt, Herr, die schönen starken Rinder, die von dort in unser Land kommen. Während seiner langen Abwesenheit hatte sich ein neuer Priester im Dorf niedergelassen; ein junger Mann, ernst und finster. Da geschah das Gräßliche. Nach länger als Jahresfrist kehrte Don Antonio heim und — sah das Unglück. — Er war betrogen worden! Sie selbst hat ihm reumütig alles gestanden und dabei unter Beteuerung der eigenen Unschuld auf Knien um Verzeihung gebeten. Rasend vor Wut, seiner Sinne kaum mächtig, stürzte Don Antonio zum Hause hinaus und irrte tagelang planlos in der Umgegend umher. Da traf er eines Tages an jener Stelle den jungen Cura und stellte ihn zur Rede. Hohnlachend zog der Priester einen Revolver und feuerte, ohne eine Antwort zu geben, auf den hintergangenen Ehemann. Don Antonio drang auf ihn ein, rang mit ihm, warf ihn zu Boden und schnitt ihm mit dem Dolchmesser den Hals ab. An derselben Stelle hat er ihn begraben und später das Kreuz errichtet."

„Und sein Weib?"

„Sie hat seitdem nie mehr gelacht; langsam siechte sie dahin, bis sie nach kurzer Zeit starb. Sie hat so ähnlich ausgesehen, wie ihre Tochter, jenes schöne Mädchen, das soeben hier vorbeikam und zu Don Antonio eilte. Er hält sie wie sein eigenes Kind und liebt sie über alles, weil er die Mutter so unendlich lieb gehabt hat. Die Leute erzählen, daß er heute noch — und es sind doch schon 15 Jahre darüber hinweggegangen — in der Nacht, wenn er sich unbeobachtet weiß, um den Verlust seines Weibes weint wie ein kleines Kind. Es soll oft herzzerreißend sein." —

„Nun, vielleicht weint er auch aus Reue über die Mordtat?"

„Nein — nein, Herr!" Don Pedro schüttelte energisch sein Haupt. „Deswegen nicht! Denn dem bösen Priester geschah nur sein Recht. Don Antonio klagt nur um sein

schönes Weib. Ja, Herr," fügte er hinzu, „und sie war sehr schön; ich habe sie gekannt; so schön wie unsere Maria Santissima." — — — Stumm ritten wir weiter.

Meine Seele versank in eine Flut von düsteren Gedanken. Waren es Phantasiebilder aus der Erinnerung oder der Zukunft, die so plötzlich Gegenwartsgestalt gewannen? Ich weiß es nicht. Mir schwebte eine schwermütige Landschaft vor, erhaben, schaurig, wie Böcklins Toteninsel, und darin tauchte vor mir ein herrliches ovales Mädchenantlitz auf mit seelenvollen tiefen Augen. Ein edles, feines Gesicht, edel und zart und rein wie aus Marmor. Bleich und ernst schaute es mich großäugig an, und um die sanften, stillen Lippen spielte ein wehmütiges Lächeln, als ob sie mir ein furchtbares Geheimnis zuflüstern wollten, und aus den dunklen Märchenaugen rollten zwei schwere Tropfen hernieder auf die zarten Wangen, und über den schönen Leib zuckte es wie im tiefen Schmerz.

Wo hatte ich dies fromme, duldende Mädchenantlitz schon gesehen? Dieses süße Gesicht mit dem schlichtgescheitelten, seidenweichen dunklen Haar? Ein banges Empfinden zitterte in meinem Herzen, und mit den Wolkenzügen, die stolz und langsam hoch über mir am stahlblauen Himmel dahineilten, flogen nun meine Gedanken fort, weit fort über den Ozean hin zu meiner deutschen Heimat.

Als ich zuletzt dich küßte
Auf deinen roten Mund,
Da weinte meine Seele,
Mein Herz war todeswund.

— — — — — — —

Wehe, wehe, zwischen Trümmern
Seines Glücks, vergrämten Herzens,
Wankt daher mit wunder Seele,
Ein gebrochner, blasser Mann. —

Im dunstigen Hauche des Spätnachmittages liegt das Land. Ein frischer Erdgeruch steigt empor zum ewigen Licht, das wie in jauchzender Farbenfreude von oben herniederflutet. Ein Wispern und Flüstern geht über die Gefilde, durch die schwankenden Gräser, durch das bebende Laub der Bäume und Sträucher. Schweigend liegt dann die Abendsonne auf der Landschaft und hängt ihre lichtblauen goldigen Schleier über den Horizont, und dort in weiter Ferne, wo Himmel und Erde sich in wundervoller glühender Farbenharmonie vereinigen, schwimmen wie ein Phantom sanft gewellte Hügelreihen, hingehaucht in zartvioletten Tönen von dem allmächtigen Geist der Schöpfung. Nun sank der feuerrote Sonnenball hinter dunklem Laub und Geäst herunter. Eine heilige Stille herrschte; und dann begann es leise, ganz leise sich zu regen. Ein Zirpen wurde hörbar, ganz vereinzelt nur, wie ein schüchterner Anruf; und darauf folgte von anderer Seite die Antwort, schon lauter und dringlicher, und von einem dritten Ort tönte es bald dazwischen. Und stärker und stärker wurde das Geräusch der Insekten. Die Zikaden ließen ihr schrilles Geläut in allen Tonarten hören; die Nya-Nglá, der sogenannte Lokomotivkäfer, sandte seinen vollen, langgedehnten Ton, der dem einer pfeifenden Lokomotive täuschend ähnlich ist, durch die laue Luft, und Tausende, ja Millionen von Leuchtkäfern, Moás, schwirrten wie ein ewig bewegtes Funkenmeer unter dem dunkelblauen Nachthimmel dahin.

Eine wunderbare Gottesnatur! Herrlich in ihrer hohen Einfachheit, in ihrer schweigenden Größe.

In der Nähe eines Gebüsches schlugen wir unser Nachtlager auf. Bald flammte ein Feuer empor, und über ihm hing der kleine Kessel mit Wasser für den Maté. Und während wir den herben Trank hinabschlürften und etwas Chipa dazu aßen, ein brotartiges Gebäck, das aus Mandiokamehl, Milch, Käse und Eiern hergestellt ist, war die Mondsichel emporgestiegen. Geheimnisvoll schweben weiße Elfenschleier im Tal-

grunde wie nebelhafte Gespenster auf und nieder und winken dem einsamen Baum auf jener Anhöhe zu, der sehnsüchtig seine abgestorbenen Äste gen Himmel reckt und geisterhaft ins Weite starrt. Etwas Zauberhaftes weht durch dies Bild. Alle Fernen versinken in Silberdunst; neben mir knistert das Feuer, und abseits grasen unsere Tiere. Noch einmal werden trockene Äste, Gras und Laub aufgeschichtet, um durch den Rauch die bösen Plagegeister, die Moskitos, zu vertreiben. Dann strecke ich mich lang auf mein Lager, ziehe die Decke über den Kopf und — schlafe und — träume weiter von dem Märchenblau der Tropennacht, von Palmen und von der Toteninsel, von zwei dunklen Märchenaugen und einem schwellenden süßen Lippenpaar.

Mich durchzittert die Erinnerung an das schöne Weib des Don Antonio, und ein banges Gedenken an die Heimat schleicht leise und scheu durch mein Inneres.

XVI.

Am Rio Tibicuarý. San Miguél. Gold und Erze. Von Florida nach Caapucú. Die Laguna Ipoá.

In der Mitte einer weiten Hochfläche, die im Osten, Norden und Westen von dem Rio Tibicuarý, im Süden vom Arroyo Araguáy umschlossen wird, liegt das Städtchen San Miguél. Vor vielen Jahren hatten die Jesuiten hier eine große Estanzia eingerichtet, aus der dann unter dem älteren Lopez die heutige Stadt hervorgegangen ist. Mit Ausnahme einiger Häuserreste erinnert nichts mehr an die blühenden Zeiten der frommen Väter. Nur die Auswahl der Lage könnte auf den Ursprung hindeuten. Vom Marktplatz aus wird dies ersichtlich; da merkt man, daß San Miguél das Land im mächtigen Umkreis beherrscht. Weit, weit schweift von dort aus der Blick über eine grasbedeckte Ebene. Wie ein grünes Meer mit erstarrten Wellen leuchtet das Flachland herüber, aus dem sich die Berge von Santa Maria wie ein blauer, Strahlen werfender Wall hervorheben; ganz im Hintergrunde, am duftigen Horizont schimmert ringsumher einem zarten, blauweißen Gürtel gleich ein niedriger Hügelrand. Solchen alles dominierenden Platz konnten nur die umsichtigen Priester vom Orden Jesu ausfindig gemacht haben. Der Boden der ganzen Gegend hier ist äußerst fruchtbar. Mais, Weizen, Bohnen, Luzerne, Zuckerrohr, Mandioka werden von den Bewohnern allgemein angebaut und liefern gute Erträge. Auch unsere heimische Kartoffel

habe ich hier vielfach angetroffen, und zwar durchweg mit hübschen großen Knollen, die in gekochtem Zustande recht mehlig und schmackhaft waren. Außerdem werden viel Bataten gezogen. Die Orangenkultur steht in hoher Blüte, und die Anpflanzung des Baumwollstrauches wird eifrig betrieben. Im ganzen Departement gibt es mehr als 20 000 Orangenbäume und ca. 3500 Baumwollstauden. Auf gleicher Stufe



Am Rio Tibicuarý (Flußübergang).

mit dem Ackerbau steht die Viehzucht. Zur Zeit meiner Anwesenheit bezifferte sich der Viehbestand auf 20 000 Stück Rinder, 5000 Pferde und 3000 Schafe, immerhin genügend im Verhältnis zu der geringen Ausdehnung des Departements.

Wie fast alle Wohnhäuser in Paraguay, so sind auch die von San Miguél recht unscheinbar, ohne Ausnahme sehr niedrig, mit hohem, schwerem Ziegel- oder Strohdach, das direkt oberhalb der Tür beginnt. Die Wände sind aus Lehm, hier und da

aus Ziegelfachwerk aufgeführt; der Fußboden besitzt in den seltensten Fällen Dielen, sondern besteht aus Lehm oder der festgestampften gewachsenen Erde. Die inneren Einrichtungen sind sehr primitiv. Gemütlichkeit und Bequemlichkeit nach unseren Begriffen fehlen daher meistens. In der Wohnung des Friedensrichters z. B. fand ich nur ein altes, hölzernes Bettgestell, eine Hängematte, einen grob gezimmerten Holztisch und zwei wackelige Stühle. Bemerkenswert war, daß dort weder Schreibzeug noch Papier, weder Tinte noch Feder vorhanden waren. All dieses notwendige Handwerkszeug glänzte durch Abwesenheit. Was muß dieser Mann wohl die ganze Zeit über getrieben haben?

Dies eine Beispiel ist bezeichnend für die im Lande herrschende Lotterwirtschaft, die unhaltbare Zustände im ganzen Wirtschaftsleben herbeigeführt hat. Insbesondere lassen die Verkehrsverhältnisse, Bau und Instandhaltung von Straßen viel zu wünschen übrig. Damit hängt natürlich mehr oder weniger eng zusammen das Gedeihen der übrigen Zweige des Wirtschaftslebens, Viehzucht, Ackerbau, Handel und Gewerbe. Wie ich schon früher darauf hingewiesen habe, ist gerade dadurch die Absatzfähigkeit mancher Erzeugnisse, die sonst gut auf dem Markt konkurrieren könnten, sehr in Frage gestellt.

Während das von Sumpfbildungen stark durchsetzte Tiefland im Westen von San Ignacio, Santiago und San Cosme, also in dem großen Dreieck zwischen Paraná und Paraguay, zum größten Teil aus Alluvialboden zusammengesetzt ist, treten in dem östlich angrenzenden, höher gelegenen Berglande kristallinische Gebilde zutage, die, aufgelagert auf trachitische Gesteinsmassen, mineralhaltig sind. Das vorhandene Quarzitgestein ist erzhaltig und stellenweise reich an Gold, Silber und Kupfer, die fein verteilt, mit bloßem Auge kaum sichtbar, dort vorkommen. Indessen haben sich bis heute nur äußerst wenig Fachleute mit der Erzgewinnung befaßt, wiewohl ja schon die Berichte aus früheren Jahrhunderten auf die Reich-

tümer des Landes an Metallen genügend hinweisen. Bereits zur Zeit der Jesuiten wurde Kupfer im nordöstlichen Teil Paraguays gewonnen. Im Jahre 1854 hatte die Regierung ihre erste Eisengießerei bei Ibicuí errichtet, in der Kanonen großen Kalibers, Maschinenteile usw. gegossen wurden. Denn Eisen ist im Lande reichlich vertreten; in vorzüglicher Beschaffenheit kommt es vor namentlich als Roteisenstein, dann auch als Magnet- und Brauneisenstein. Infolge Vorhandenseins von Eisen war es dem Diktator Carlos Lopez möglich, nicht nur die Nachbarrepubliken auf vielen Gebieten wirtschaftlicher Entwicklung weit zu überflügeln, sondern auch Paraguay selbständig zu machen. Damals schon besaß das Land seine eigenen Arsenale, Gießereien, Schiffswerft, Trockendock usw. Selbst Dampfschiffe wurden in Paraguay viel früher gebaut als sonst irgendwo in Südamerika. Der andere Lopez, der „Nero des 19. Jahrhunderts", ließ 1868 nach der Niederlage an der Loma Valentina in einem in Eile eingerichteten Arsenal inmitten einer Wildnis nordöstlich von Azcurra jede Woche drei leichte Feldgeschütze nebst allem Zubehör, 150 Gewehre mit Bajonetten und 600 Lanzen herstellen. Freilich tat er selbst das wenigste dabei; er befahl nur. Der englische Oberst Thompson war hier die Hauptperson, die, gehorsam dem blutdürstigen Tyrannen, jene wunderbare Arbeit leistete.

Von Gold- und Silberfunden aus früheren Zeiten wird indessen weniger berichtet, und nur aus Überlieferungen verlauten im Volk Erzählungen von verborgenen Gold- und Silberschätzen, teilweise noch von reichen Indianerhäuptlingen herrührend, teilweise aus der Jesuitenzeit und ihrem Zusammenbruch herstammend. Angeblich sollen die Jesuitenväter den Bergbau bzw. das Suchen nach Gold und anderen Edelmetallen sehr intensiv, aber auch sehr heimlich betrieben haben. Zu verwundern wäre das bei der damaligen, zur Epidemie gewordenen Tollwut nach Gold und Reichtum gerade nicht. Aber während die brutalen Konquistadoren und Genossen in ihrer

Habgier Land und Volk vernichteten, bauten die weisen Padres inmitten von bluttriefenden Trümmern eine neue Kulturwelt auf. Das ist der große Unterschied!

In San Miguél machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, der sich seit Jahren mit der Goldgewinnung beschäftigt. Westlich und südwestlich von genanntem Ort, in einer Entfernung von 2—12 km, liegt das goldhaltige Erdreich; die betreffenden Quarzschichten streichen fast sämtlich von Südwesten nach Nordosten. Aus diesen holt Don Rodolfo Allurralde — so heißt jener unermüdliche Mann — sein Material. Das Quarzitgestein wird kleingestampft, dann in irdenen Tiegeln, nach einer Behandlung mit Borax und anderen Chemikalien, in einer Art Ofen eine gewisse Zeitlang großer Hitze ausgesetzt. Hierdurch wird das etwa darin enthaltene Gold zum Schmelzen gebracht und scheidet in Form kleiner Kügelchen aus. Ich habe letztere dort in verschiedenen Größen gesehen, meistens wie eine Erbse, häufig aber auch von dem Umfang einer großen Bohne. Wie überall, wo so wichtige und wertvolle Entdeckungen wie die von Edelmetallen gemacht werden, so bewahrt auch hier Señor Allurralde über Gewinnung und namentlich über Ertrag pro Tonne und dergleichen strenges Stillschweigen. Auch von anderer Seite habe ich über Abbaufähigkeit und Goldhaltigkeit der dortigen Lager nichts in Erfahrung bringen können. Sicher bleibt nur, daß das rote Metall dort am Tibicuarý vorhanden ist. Ich selbst habe es gesehen. Eine rationelle Erforschung des Geländes behufs Ausbeute würde durch die natürliche Beschaffenheit sehr begünstigt werden. Zunächst käme der große Holzbestand der dortigen Gegend in Betracht. Der Wasserreichtum des in der Nähe befindlichen Flusses selbst würde bei Anlage oder Betrieb von Maschinen von Bedeutung werden. Die klimatischen Verhältnisse gestalten sich recht günstig; nach den angestellten Beobachtungen hat die höchste Temperatur noch niemals 36° C. überschritten. Von großer Wichtigkeit sind außerdem die relativ guten Wege-

verhältnisse dieser Gegend, die, im Gegenteil zu anderen Landesteilen, Verkehr und Transport erleichtern.

Ich will hierbei nicht unerwähnt lassen, daß Paraguay Salpeter und Schwefel besitzt und bereits vor dem großen Kriege in einer bei San José eingerichteten Fabrik aus dem im Lande vorkommenden schwefelsauren Kalkhydrat Schwefel herstellte, um ihn zur Pulverfabrikation zu verwenden. Kohle ist im Lande bisher nicht gefunden worden. — — —

Über flaches Land bin ich dann geritten. Weite Grassteppen dehnen sich links und rechts des Weges, und Herden glatter Rinder suchen dort ihr nahrhaftes Futter. Hier und da blitzen im Sonnenschein die Spiegel einiger Wasserstellen auf. Von hohem Schilf umstanden brütet dort einsam ein schwarzer Sumpf. Schwerfällig hebt sich ein Dutzend Reiher von dem morastigen Rande in die Luft und streicht mit langem Flügelschlag über die Fläche. Eine Schar Kiebitze flattert laut kreischend auf. Dann ist es wieder ruhig ringsumher, und der Blick taucht in die heitere, grünflimmernde Landschaft, über die der Sommerzauber ein Dunstgewebe aus goldenen Schleiermaschen ausbreitet. Alles ist Farbe und Duft und Ton, und klingt melodisch zusammen mit dem hochgewölbten, tiefblauen klaren Himmel.

Durch dichtes Gestrüpp führt der Weg; leuchtende Sandstrecken blenden den Blick, und grobes Kieselgeröll bedeckt den Boden. Wie kahle Leichenhügel türmen sich hier zusammengewehte Sandhaufen übereinander, und geisterhaft wie weiße Grabsteine glänzen daraus zerstreut umherliegende Felsstücke hervor, deren Flächen von Wasser und Sand und Wind in unablässiger Arbeit geglättet sind. Eine fürchterliche Öde herrscht hier, eine gespenstische Einsamkeit, die jedes Empfinden zu lähmen scheint. Und unbarmherzig prallt von oben die Sonne herab auf diese schattenlose Sandwüste. Nirgends ein erfrischender Windzug. Keuchend, langsam nur kommen die Pferde in dem losen Sandboden vorwärts. Dann tritt

wieder Baum und Strauch auf. Einige aufgescheuchte Papageien flattern im schattigen Laubwerk. Durch das Gerank und Geäst hindurch, im Spiel von Licht und Schatten glitzert und blitzt es lebhaft, und ein verheißungsvolles Säuseln und Rauschen dringt an mein Ohr. Ein kühlender Hauch zieht von drüben durch das Gebüsch. Dann winkt von fern das ersehnte Wasser. Ich halte am sandigen Ufer des Rio Tibicuarý, der hier in seinem Bette schäumend tost und seine brausenden Fluten aus dem Berglande zur Ebene hinabwälzt, bis sie sich mit dem majestätischen Paraguaystrom vereinen.

Flußabwärts sind wir dann eine lange Strecke gezogen. Belebter wird die Gegend; braune Hütten, umgeben von Mais- und Mandiokafeldern, kleine Gehöfte inmitten dunkler Orangenhaine tauchen auf. Einige Reiter jagen über das ebene Feld; ein zweirädriger Lastkarren, von zwei Ochsen gezogen, bewegt sich ächzend und knarrend langsam auf sandiger Landstraße und wirbelt ungeheure Wolken von Staub hinter sich empor. Schnell reiten wir an ihm vorbei. Aus grünem Gebüsch reckt sich ein weißer Kirchturm neugierig in die Höhe und hält Umschau übers Gelände. Freundlich winkt er herüber, und ich treibe mein Roß zur schnelleren Gangart an. Im leichten Galopp sausen wir weiter, denn auch die Tiere wittern, daß es für sie jetzt Ruhe und Nahrung geben wird. Noch wenige Minuten — und wir haben Florida erreicht.

Es ist ein kleines Örtchen, hier auf dem linken Ufer des Tibicuarý, mit kaum 1000 Bewohnern. Sein Ursprung ist jüngeren Datums; das sieht man sofort an der Bauart der Häuser. Mit Ausnahme weniger alter, halbverfallener Baracken sind alle Gebäude massiv aus Stein aufgeführt und haben einen hellen, meist weißen Anstrich, der dem Ganzen zu einem sauberen Eindruck verhilft. Die einzige Dorfstraße ist breit, zwar uneben, aber sonst im allgemeinen gut instand gehalten. Sie führt zu dem Marktplatz, auf dem die kleine, aber nette Kirche mit weißem Turm sich erhebt. Die durch das Zu-

sammenleben bedingten Gewerbe sind natürlich auch in Villa Florida vorhanden. Eine Bäckerei, eine Schlächterei, eine Gerberei und eine Schneiderwerkstatt befinden sich am Ort. Außerdem gibt es dort drei Zimmereien und Tischlereien, vier Kaufhäuser und — last not least — drei Cañafabriken, die nun einmal unvermeidlich zu sein scheinen. Im übrigen beschäftigt sich die Bevölkerung mit Viehzucht.

Ein schöner Menschenschlag indessen, wie ich ihn z. B. in San Ignacio und anderswo gesehen habe, existiert hier nicht. Auch weiter nördlich in der Gegend von Caapucú ist mir dies aufgefallen. Anstatt des länglichen, schmalen Antlitzes traf ich hier namentlich bei Frauen und Mädchen meist das breite, runde Gesicht, ebenso auch die gedrungene, untersetzte Gestalt. Da war nichts Liebliches mehr, nichts Zartes und Schlankes. Ich vermute, daß in der Mischung der hiesigen Bevölkerung mehr Negerblut vertreten ist als sonstwo. Die frühzeitige Entwicklung der Jugend könnte vielleicht auch darauf hinweisen. So wurden mir dort z. B. einige zehn- bis zwölfjährige Mädchen gezeigt, die vollkommen den Eindruck zwanzigjähriger Frauen hervorriefen.

Etwa 25 km nördlich von Villa Florida, am linken Ufer des Arroyo Apichapá, liegt die Ortschaft Caapucú. Der Name stammt aus der Guaranísprache. Er bedeutet „langes Gras“ und bringt zum Ausdruck, daß die ganze, fast unabsehbare Ebene ausschließlich Gras- und Weideland ist, sich demnach vornehmlich zur Viehzucht schon seit alters her geeignet hat. Die Gründung Caapucús fällt in die Regierungszeit des umsichtigen spanischen Gouverneurs von Paraguay, Pedro Melo de Portugal, 1778—1787, der für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes viel getan hat. Auf einer Anhöhe liegend, um deren Fuß sich das mit Sümpfen und Lachen bedeckte ebene Terrain herumzieht und sich westwärts ausdehnt bis zur mächtigen Laguna Ipoá und dem weiten Sumpfgebiet des Rio Negro, macht die Stadt im allgemeinen einen freundlichen

Eindruck. In Anlage des Platzes und Bauart der Häuser wird die Nachahmung des alten Jesuitenstiles nur zu deutlich erkennbar. Dieselben niedrigen, langgestreckten Wohnungen auf den vier Seiten des Marktplatzes, dieselben schweren Rundziegeldächer, dieselben Galerien an der Vorderseite der Häuser mit überragendem Vordach: überall noch das Gepräge aus jener verschollenen Zeit blühender Kirchenherrschaft. Das nachfolgende Geschlecht war arm an eigenen Gedanken, schwach



Marktplatz und Straße in Caapucú.

im selbständigen Handeln, unfähig, aus sich selbst heraus etwas Eigenes zu gestalten. Es sah sich gezwungen, — vielleicht eine Folge der Jesuitenerziehung — am Vorgefundenen, am Überlieferten kleben zu bleiben, einfach das Alte nachzuahmen. Aber auch dieses ist manchmal mißlungen. So sah ich unter anderem dort in der Kirche eine Kanzel von gewaltigen Dimensionen, die aus Sandstein in einem einzigen Stück gefertigt ist. Die eigentliche Kanzel ruht auf einer überlebensgroßen menschlichen Figur, die auf einem Löwen kniet.

Alles ist unförmlich, roh gemeißelt; das Unbeholfene drängt sich zu sehr hervor.

In der herrschenden Grabesstille erschien mir dieses massige Gebilde eher wie ein steinerner Spuk, als wie ein Kunstwerk. Mit Sicherheit darf wohl angenommen werden, daß es aus der Zeit des ärgsten Verfalles stammt, in der die wohltätigen Einflüsse der weisen Väter vom Orden Jesu bereits geschwunden waren. Mir war es, als ob in dem dämmernden Licht jener graue, verwitterte Stein etwas Fratzenhaftes angenommen hätte. Ein höhnischer, grinsender Zug lag auf dem kalten Gesicht der Figur, und der steinerne Löwe mit der gelockten Mähne gähnte vor Langeweile und schaute wehmütig zu dem halbzerbrochenen Bogenfenster hin, an dem einzelne grüne Blätter einer wilden Kletterpflanze wie erstarrte Tränen der Trauer herabhingen. Und draußen läuteten mahnend die Glocken. War es das Grabesgeläut für eine alte Zeit, ein altes, morsch gewordenes Geschlecht? Oder waren es Osterglocken der Auferstehung, jener feierliche, jubelnde Klang, der die Hoffnung auf ein edles freies Menschentum verkündet? Das zitterte klagend und doch freudig, siegesbewußt durch den Äther und erfüllte brausend den hohen Raum und widerhallte hundertfach an den Bogen und Pfeilern und dem grauen Gemäuer. Ein altes Mütterchen, um die Schultern ein schwarzes Tuch, den Kopf mit schwarzen Spitzen verhüllt, war an mir vorbeigewankt und kniete jetzt andächtig in ihrem Betstuhl. Ihre schmalen Lippen bewegten sich, die magere Hand schlug das Zeichen des Kreuzes; dann senkte sie das greise Haupt zwischen die gefalteten Hände und betete inbrünstig und lange. Und dann kamen leise schwatzend und lachend zwei junge Mädchen in rosa und lichtblauer Kleidung, die Spitzentücher lose um Kopf und Schultern gelegt, den Fächer tändelnd in der Hand. Eine dieser Dorfschönen war barfuß, die andere trug Fußbekleidung. Auch sie knieten in einem Betstuhl. Ob sie wirklich gebetet haben? Diese Glutaugen

zeigten nichts von frommer Andacht; diese lächelnden frischen Lippen flüsterten nichts von ernsten Dingen und christlicher Ergebenheit. Formsache — das war diesen jungen Geschöpfen Kirchengehen und Beten; für jene in sich selbst versunkene, im tiefen Gebet liegende alte Frau aber war es Bedürfnis. Und so beobachtete ich viele von der alten und der neuen Generation, wie sie sich hier im Gotteshause versammelten und beteten oder auch nicht beteten; die einen einfach, schlicht bescheiden, fromm; die anderen aufgeputzt wie zu einem Ball, gepudert und geschminkt, mit Spitzentüchern und Fächern, aber mit nackten Füßen und gleichgültigen Herzen.

Caapucú hat 4800 Einwohner, während die Bevölkerung des ganzen Departements sich auf etwa 16 000 Seelen beziffert. Auch hier wird hauptsächlich Viehzucht getrieben. Nebenbei, für den Selbstbedarf, pflanzen die Leute etwas Mais, Mandioka und Tabak. Chacras, also die kleinen Bauerngehöfte, sind denn auch verhältnismäßig wenig in dieser Gegend vorhanden. Das ganze Land nördlich von Caapucú bis nach Quiyndý hin ist eine große Grasebene, die nur an einzelnen Stellen von ganz leichten Terrainwellen unterbrochen wird. Ansiedelungen kommen wenig zum Vorschein, und auch nur dort, wo diese menschlichen Wohnungen stehen, ist etwas Buschwerk sichtbar, einige hohe Sträucher, ein paar Palmen und Orangenbäume. Sonst ist alles Steppenland, soweit das Auge reicht. Im Westen schimmert und blitzt am Horizont wie ein gewaltiges Silbermeer die Lagune Ipoá, während weit im Osten die starren Formen des Cerro Acahaý und Cerro Ibucui, zwei abgestumpften Pyramiden gleich, mit scharfer Umgrenzung massig hingelagert sind.

Jene vorgenannte Laguna Ipoá ist der größte See Paraguays. In seiner Längsrichtung mißt er 32 km, die größte Breite beträgt annähernd 20 km. Vermutlich hat diese ausgedehnte Wasserfläche sich einst viel weiter nach Süden bis zum Tibicuarý hin erstreckt, mit dem sie heute noch durch

den Rio Negro zusammenhängt. Mächtige, schwer zugängliche Sümpfe, die Reste des früheren Sees, füllen heute jenes Gebiet aus und bedecken westlich und nördlich von demselben weite Strecken. Durch mehrere Entwässerungsarme steht die Laguna Ipoá in Verbindung mit dem Paraguaystrom, während sie von Norden und Osten aus dem höhergelegenen Berglande ihre Zuflüsse erhält, darunter den Rio Canaabé.

Von Quiyndý ab tritt eine Veränderung in der Beschaffenheit des Geländes ein. Dieser freundliche Ort selbst liegt mitten im grünen Busch unter schattigen Orangen und großblättrigen Bananen; eine Oase in einer Steppe! Palmenanpflanzungen und liebliche Gärten, Mais- und Tabakfelder, dazwischen Äcker mit Zuckerrohr bestellt, verleihen dem Ganzen ein idyllisches Aussehen.

Hügeliger wird jetzt das Terrain. Mehr und mehr tritt Waldbestand auf; zahlreicher werden die Palmen. Auf dem fruchtbaren Boden wächst eine üppige Vegetation. Bei dem von herrlicher Szenerie umgebenen Dorf Tabapý kommt die rote Erde, die vorher nur stellenweise mit sandigen Strecken abwechselte, durchweg zum Vorschein. Zunächst bedeckt sie die Rücken und Hänge der einzelnen Erhebungen, während die tiefer liegenden Täler und Mulden das dunkler gefärbte schwärzliche Erdreich oder Sand aufweisen. Rötlichgelber Sandstein tritt mehrfach zutage. Überall aber sieht man Häuser und Hütten versteckt hinter dunklem Laubwerk, überall unter schattenspendenden Orangen und nickenden Palmen kleine freundliche Gehöfte. Hellfarbige Kleider schimmern leuchtend durch das Gitterwerk von Blättern und Ästen; Menschen, Männer und Frauen, arbeiten dort auf den Feldern; Lachen und Gesang tönt herüber, fortgetragen vom erfrischenden Wind, dann leise in weiter Ferne verklingend. Überall lacht mir die herrliche Natur entgegen und schaut mich verträumt aus tiefen Augen an, glücklich über ihre eigene berauschende Schönheit.

Infolge der natürlichen Bodenfruchtbarkeit wird hier vor-

wiegend Ackerbau betrieben; der Anbau fast sämtlicher Produkte der Landwirtschaft, namentlich von Tabak, Mais, Mandioka und Orangen, liefert vorzügliche Ergebnisse. Zuckerrohr und Reis indessen werden wenig angepflanzt.

Und immer hügeliger wird das ansteigende Gelände mit seiner roten Erde; reicher und kräftiger der Pflanzenwuchs; ringsherum stehen Busch und Wald, kosend umfächelt von einer weichen, lichten Luft, gebadet im hellen Strahl des Tagesgestirns.

Gegen Abend erreichte ich den langgestreckten Höhenzug, der, vom Cerro Acahaý ausgehend, sich zwischen dem Arroyo Tobati und dem Rio Canaabé in nordwestlicher Richtung hinzieht und dann, dem Laufe des letzteren folgend, fast im rechten Winkel nach Südwesten umbiegt. Langsam stapft mein Pferd die Anhöhe hinauf, und meinen Blicken eröffnet sich eine wunderbare Fernsicht.

In dem warmen, dunkelblauen Kolorit der Abendschatten breitet sich zu meinen Füßen eine mächtige Talsenkung aus; Orangenhaine und schlanke Palmen heben sich in unsicheren Umrissen daraus hervor, und menschliche Wohnungen leuchten im rötlichen Strahl des herabsinkenden Sonnenballes. Dort hinten aber stehen wie ein trotziger, finsterer Wall die Kordilleren Paraguays, schroff in den zarten Horizont hineinragend. Wie ein rotbraunes Band zieht sich der Weg hinunter in diese liebliche Landschaft, bis er sich im Dunst und Nebel und in den verschwommenen Farben des Tales verliert. Die Dämmerung brach herein; die Bäume rauschten ernsthafter; ein Flüstern und Sehnen zog über das Land wie gedämpfte Akkorde einer Riesenorgel. Noch einmal überfloß das Abendrot diese weiten Fluren dort vor mir, die Frieden und Ruhe atmeten. Noch einmal glitten seine rotgoldenen Gluten über Feld und Wald und über die Bergesgipfel. Dann kam leise die Nacht herangeschlichen mit ihren schwarzen Schattenschleiern. Lange blickte ich in diese herrliche Gottesnatur

hinein. Ich vernahm den Pulsschlag des großen Lebens, den Atemzug der ewigen gewaltigen Schöpferkraft; und meine Seele dehnte sich weltenweit in Freiheit und in unbestimmter Sehnsucht nach etwas Gutem, Großem, Edlem. Auch mein treues Roß schaute hinunter ins dunkle Tal, wohl mit dem Instinkt, daß es morgen jenen Weg dort drüben mit mir werde machen müssen. Dann ein leichter Klaps mit der Reitpeitsche — und weiter ging's dem nächsten Nachtquartiere zu.

XVII.

In Carapeguá. Sitten und Gebräuche der Bevölkerung, allgemeiner Charakter.

In einem weiten Tal, zwischen zwei sanft gewölbten Höhenrücken liegt Carapeguá mit seinen massiven, hellfarbigen Häusern, mit seiner ehrwürdigen Kirche auf dem weiten, kahlen Marktplatz, seinen breiten, geraden, aber ungepflasterten Straßen. Ein heiteres und arbeitsames Volk geht dort seiner täglichen Beschäftigung nach. Abgesehen von den paar im Dorf sitzenden handel- und gewerbetreibenden Leuten ist hier in der ganzen Umgegend Ackerbau allgemein. Mais, Zuckerrohr und Mandioka gedeihen in der äußerst fruchtbaren roten Erde vorzüglich. Viel Sorgfalt wird auf Tabaks- und Orangenkulturen verwandt, die in großem Umfange anzutreffen sind. Die natürliche Bewässerung des Landes ist gut; wohlschmeckendes, kristallklares Trinkwasser findet sich überall. Ein niedriger Waldbestand, meistens hohe Dornsträucher, Mimosenarten enthaltend, bedeckt bald in kleineren, bald in größeren Flächen den Boden, der mit nahrhaften Futtergräsern bewachsen ist und gute Weideflächen bietet.

Die Bevölkerung ist ein gutmütiger, ruhiger und freundlicher Menschenschlag. Einfach in ihrer Lebenshaltung, anspruchslos in ihren Bedürfnissen, bebauen die Landbewohner seit Jahrhunderten den Boden eines gesunden, fruchtbaren und schönen Landes mit Erfolg, und zwar beinahe mühelos,

im großen und ganzen fast immer noch in derselben Weise, wie es ihre Vorväter getan haben, ohne Düngung, nur mit der Hacke und dem hölzernen Pfluge arbeitend. Oder sie treiben Viehzucht dort, wo die weiten Grasflächen und Niederungen und das flache Waldland von selbst darauf hinweisen. Das ist natürlich noch müheloser.

Die Wohnungen dieser Leute sind einfach, schmucklos, nur mit dem notwendigsten Hausrat ausgestattet. Mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. in der „Stadt“, wo Steinbauten, oft sogar recht geschmackvolle, vorkommen, gibt es auf dem Lande fast ausschließlich die nach Art eines Rancho hergestellten Häuser oder Hütten mit der Grundfläche eines Rechteckes, dessen eine kurze Seite abgerundet ist. Die Wände sind durchweg aus Lehm oder Holzwerk, das mit Lehm bekleidet ist; das große, weit überragende Dach besteht aus langem Riedgras; die Fensteröffnungen haben keine Glasfenster, sondern gitterartige Stäbe aus Holz oder Eisen und sind mit Läden verschließbar. Die innere Einrichtung sieht häufig mehr als einfach aus. Der Fußboden ist aus festgestampfter Lehmerde gemacht; eine Decke gibt es nicht, so daß die innere Dachfläche mit Balken und Sparren, mit Eindeckung und allen Löchern und Schäden sichtbar wird. Der große Vorraum unter dem auf Holzpfosten ruhenden Dach bildet den eigentlichen Aufenthalt der Familie. Dort steht in einer schattigen Ecke das mächtige irdene Tongefäß, oft mehr als ein Meter hoch, in seiner Form einem antiken Kruge ähnlich, mit Trinkwasser gefüllt, und daneben liegt die getrocknete Schale einer Kürbisfrucht, meistens eines Flaschenkürbisses, die zum Schöpfen dient und die Stelle eines Glases vertritt. Hier im Vorraum sind selbstgefertigte Hängematten aufgehängt, oder ein Bettgestell oder eine lange Bank, ein Schemel oder Stuhl stehen dort zur Benutzung. Diese einfachen Gegenstände sind aus Holz gearbeitet, hier und da mit einigen kräftigen Kerbschnitten als Verzierung versehen. Fast überall habe ich auch

hier wie schon früher viel Ähnlichkeit mit dem Hausrat der Buren gefunden. So z. B. bei den Stuhlsitzen und Bettrahmen, die mit einem Geflecht aus Lederstreifen oder schmal geschnittenen Riemen von Ochsenhaut versehen waren, genau wie bei den selbstgefertigten Stücken der Buren Südafrikas. Auch Hängematten traf ich an, die völlig aus solchen kunstvoll zusammengesetzten Lederriemchen bestanden. Am meisten indessen wird als Material zu diesen Matten die einheimische Baumwolle benutzt, die außerdem allgemein zur Anfertigung von Tüchern, Decken, Hemden und mannigfachen Geweben Verwendung findet. Die Herstellung all dieser Sachen geschieht im Hause selbst, heute allerdings bei weitem nicht in dem Maße, wie vor dem großen Kriege, der auch auf diesem Gebiet eine fürchterliche Lücke gerissen hat, immerhin doch noch derartig, daß die Hoffnung besteht, mit der allmählichen Zunahme der Bevölkerung werde die Hausindustrie sich wieder zur alten Blüte entwickeln. Denn die natürliche Geschicklichkeit der Bevölkerung ist groß. Häufig habe ich auf meinen Reisen durch das Land Gelegenheit gehabt, die von einfachen Frauen und Landmädchen ausgeführten Handarbeiten zu bewundern; Spitzen und Tücher aus feinen Fäden mit der Hand hergestellt, in Zusammensetzungen und Mustern, die einen hochentwickelten, natürlichen Kunstsinn verraten.

Die sogenannten „Nanduty", die aus den allerfeinsten Fäden mit der Hand gefertigten Spitzen mit dem Grundmuster eines Spinngewebes, sind weltberühmt geworden. Schade nur, daß die fleißigen und geschickten Arbeiterinnen am wenigsten Nutzen davon haben. Den Hauptgewinn stecken die Zwischenhändler ein, die z. B. in Buenos Aires für diese Sachen den drei- bis fünffachen Preis erzielen. Infolge der allgemeinen Viehhaltung liegt es nahe, daß Lederzeug, Sättel, Gurte und dergleichen, Satteldecken, Ponchos usw. Erzeugnisse der heimischen Landes- und Hausindustrie sind.

Es ist selbstverständlich, daß alle solche Arbeiten lange

Zeit in Anspruch nehmen, oft zwei, drei, vier Monate und noch mehr. Aber die Zeit in diesem glücklichen Lande hat ja noch wenig Wert, und so arbeitet denn der Paraguayer ruhig und heiter vor sich hin; was nicht heute fertig wird, kann ja morgen erledigt werden. Er ist nicht bestrebt, große Reichtümer zu sammeln, sondern nur von dem Wunsche beseelt, das beschaffen zu können, was er und seine Familie gebrauchen. Daß hierbei Kleidung und Schmuck eine nicht unbedeutende Rolle spielen, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß es ja an Nahrungsmitteln niemals mangelt. Insbesondere die Frauen und Mädchen legen vielen Wert auf schöne Kleider, Schmucksachen und — Puder und wohlriechende Essenzen.

Es wirkt oft komisch, bei irgendwelchen festlichen Gelegenheiten, bei Kirchgängen, Besuchen und dergleichen die Damen geputzt im Sonntagsstaat, mit dem nie fehlenden Fächer zu sehen, das Gesicht über und über mit Leichners Puder eingerieben, so daß anstatt der schönen natürlichen Hautfarbe mit dem warmen Kolorit nur das kalte Weiß wie bei einer Maske zum Vorschein kommt. Dabei muß man sich den Gegensatz zu dem tiefschwarzen Haar und den dunklen Augen vorstellen. Es werden nun zwar Seifen und Riechwasser und sonstige Toilettenbedürfnisse im Lande selbst hergestellt, das überreich an den erforderlichen Rohprodukten ist. So wächst hier in großen Mengen das Vetivér, die Wurzel einer Pflanze, aus der durch chemische Behandlung wohlriechende Essenzen, namentlich Patschuli, gewonnen werden. Trotzdem aber verlangt man nach fremden Fabrikaten. Es ist und bleibt nun mal die alte Geschichte von dem Propheten, der nichts im eigenen Lande gilt.

Die Kleidung der Frauen ist fast durchgehends hell; meistens herrschen die Farben weiß und rosa, letztere in allen Schattierungen, vor. Nur die älteren Frauen tragen dunkle oder schwarze Stoffe. Helle, meistens weiße Tücher (nur bei Kirchgängen sind diese schwarz) werden lose um Kopf



Guaranímädchen.

und Schultern geschlungen und umgeben faltenreich herabwallend den Oberkörper. Diese Art und Weise der einfachen Bekleidung hat etwas ungemein Malerisches an sich, ähnlich wie bei den Frauen Indiens, und hier wie dort wird der Reiz durch die ganze Umgebung der Natur mit ihrer frischen Farbenpracht und Tropenvegetation, durch den reinen, stahlblauen Himmel, den grellen Sonnenschein noch erhöht. Innerhalb des Hauses, bei den häuslichen Verrichtungen, ist natürlich die Bekleidung eine andere, einfachere und besteht oft nur aus dem seinerzeit von den Jesuiten eingeführten langen weißen, tief ausgeschnittenen, ärmellosen Hemd, das in der Taille zusammengerafft ist. Die männliche Bevölkerung sieht man selten ohne den Poncho, der neben der Hose häufig als einziges Bekleidungsstück dient. Die Milde des Klimas gestattet eben diese Vereinfachungen.

Unter solchen günstigen Verhältnissen wird es erklärlich, daß die Kleidung des heranwachsenden Geschlechtes sich vielfach aus „nichts“ zusammensetzt. Auch wenn in einer Hütte Jungen und Mädchen splitternackt herumlaufen und sich so, wie sie der Herrgott geschaffen hat, neugierig vor dem Fremden aufpflanzen, oder wenn ein erwachsenes Mädchen sich ungeniert in Gegenwart des Fremden wäscht und, mit halb entblößtem Oberkörper dastehend, das lange, blauschwarze Haar kämmt, so gilt das eben als etwas ganz Natürliches. „Nur die Sünde kennt das Feigenblatt.“ Überhaupt habe ich gefunden, daß man hierzulande sehr ungeniert ist. Das liegt aber in den Verhältnissen begründet, in der ganzen sorglos heiteren Lebensauffassung des Volkes, in der Fruchtbarkeit des Landes, im Klima selbst, das eine frühreife Entwicklung der Geschlechter im Gefolge hat. So ist z. B. das heiratsfähige Alter für Männer bereits auf 14, für Mädchen auf 12 Jahre festgesetzt. Viel hat dazu die fürchterliche Entvölkerung nach dem Kriege beigetragen. Bei der fast vollständigen Vernichtung des männlichen Geschlechtes sollen damals allerdings

ganz eigenartige Zustände in Paraguay geherrscht haben, deren Wirkungen heute noch wahrnehmbar sind.

Noch vor dem Kriege gehörten wirkliche Ehen, — nach unseren Begriffen — in Paraguay zu den Seltenheiten, und für die vornehme Gesellschaftsklasse verlangte damals die Etikette, daß der Mann mit seiner Frau nicht unter einem Dache wohnte. Man darf nun aber nicht etwa annehmen, daß im Lande eine wüste Sittenlosigkeit gang und gäbe gewesen sei. Wohl nirgends herrschte ein so inniges Familienleben, wie in Paraguay. Die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern war groß. Anmut und Anstand, ein natürliches Gefühl des Schicklichen im Umgang, waren trotz des mangelnden Unterrichts durchweg der heranwachsenden Jugend eigen, insbesondere der weiblichen. Und so wie damals ist es auch noch heute, wenngleich von dem angestammten schönen Guaranívolke nach dem entsetzlichen Kriege wenig übrig geblieben ist. Denn mit Ausnahme der Weiber war die männliche Bevölkerung bis auf wenige Krüppel und Sieche und einige entlassene Kriegsgefangene ausgerottet. Jammer und unsägliches Elend, eine gräßliche Armut hausten dort, wo einst in einem blühenden, wohlhabenden Lande frohe Menschen glücklich und zufrieden gelebt hatten. Daß da in solchem Zustande der Verzweiflung die Wege für Laster und Sittenverderbnis geebnet waren, liegt auf der Hand. Gesindel aller Art, Verbrecher und Abenteurer, Soldaten der brasilianischen und argentinischen Armee kamen ins Land, erst ein Schrecken für die kümmerlichen Reste der Ureinwohner, dann aber nur zu bald freudig begrüßt und aufgenommen von den Hunderttausenden hinterbliebenen Weibern, den vereinsamten Müttern, Witwen und Bräuten. Von daher datiert die leichte Auffassung des Begriffs „Ehe“ auch noch heutigentags; von daher kommt es, daß man heute noch das ganze Ehe- und Geschlechtsleben mit andern Augen betrachtet, als daheim im alten, „gesitteten“ Europa. Wissentlich drückt man auch heute noch

nicht ein, nein beide Augen zu, wenn mal „etwas passiert". Denn das Land gebraucht Bevölkerungszuwachs. Ich habe Mädchen gesehen, die, selbst noch fast ein Kind, ihr eigenes Kind auf den Armen trugen oder an der Brust säugten. Und es ist gar nicht selten, daß ein Mann außer seiner legitimen Frau noch zwei oder drei andere besitzt, die alle, wenn auch in getrennten Haushaltungen mit ihren Kindern wohnend, miteinander in vollkommener Harmonie leben, ohne Zank und Eifersuchtsszenen.

Alles das aber im Verein mit der frühzeitigen Reife der Jugend scheint doch auf das vorzeitige Altern und Hinwelken beider Geschlechter nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, und weitblickende Männer, wie z. B. der Rechtslehrer an der Universität in Asuncion, Dr. Theodosio Gonzalez, der ruhig überlegende Polizeichef in Carapeguá, Señor L. Leone, der Staatsanwalt Aceval und mehrere erheben heute schon warnend ihre Stimmen.

„Das frühe Heiratsalter ist unser Verderben," sagte mir Dr. Gonzalez. „So darf es nicht weitergehen; es führt zum Untergang unseres Volkes. Wir haben keine Männer mehr, wie bei Ihnen daheim in Ihrem deutschen Vaterlande."

Trotz alledem ist bei der Bevölkerung der Familiensinn in hohem Maße entwickelt; heute noch sind die Paraguayer voll inniger Liebe für ihre Angehörigen. Es ist dies seit jeher einer der schönsten Charakterzüge des Guaranívolkes gewesen, und nur ein Scheusal, wie es Solano Lopez war, konnte das für seine selbstsüchtigen Zwecke ausbeuten.

Schon während des fürchterlichen Vernichtungskrieges 1865—70, noch mehr aber nach Beendigung desselben durch den Tod des Tyrannen, hat man nur zu häufig die Frage aufgeworfen: „Wie war es möglich, daß sich ein ganzes Volk jahrelang von einem blutdürstigen, habsüchtigen Despoten und seiner englischen Maitresse so knechten und geduldig zur Schlachtbank hat schleifen lassen?"

„Von vielen Seiten ist diese merkwürdige Tatsache aus der Vaterlandsliebe der Paraguayer und ihrer Begeisterung für das Staatsoberhaupt, in dessen Person nach den ihnen beigebrachten Begriffen sich ja das Vaterland verkörperte, zu erklären versucht worden.

Dem war aber nicht so.

Der Guaraní ist für den Idealismus überhaupt nicht geschaffen und zieht den Realismus jenem bei weitem vor. All die Hingebung, welche die Paraguayer während des ganzen Krieges gezeigt hatten, entsprang aus dem von Lopez künstlich erzeugten Fanatismus“*) Als es nicht mehr in des Tyrannen Macht lag, diesen zu schüren, als selbst die blutige Schreckensherrschaft, die sich in täglichen Hinrichtungen, grausamen Foltern und Qualen aller Art offenbarte, ihre Wirkung zu versagen drohte, griff er zu einem anderen Mittel. Schon bei Beginn des Krieges schleppte er eine große Menge von Weibern mit sich und brachte sie in besonderen Zeltlagern unter. Damals schon ließ Lopez bekannt machen, daß Frauen, Eltern und Geschwister eines desertierten Soldaten mit dem Tode bestraft werden sollten, wenn dieser nicht wieder freiwillig sich stellen würde. Die Angst und Sorge um das Leben ihrer Angehörigen trieb dann die meisten wieder zurück in die Arme des Blutmenschen. Später schleppte Lopez fast die gesamte weibliche Bevölkerung ohne Alters- und Standesunterschied gleichsam als Gefangene mit sich. Entsetzlich waren die Leiden dieser Ärmsten, die dem Wüterich und seiner Leibgarde völlig preisgegeben waren. Frauen und Mädchen und Kinder benutzte Lopez hier als bequeme Handhabe, die angeblichen Verbrechen seiner Untertanen gegen das „Vaterland“ — wie z. B. Desertion, Verlust von Waffen und Munition, Zurückweichen vor dem Feinde, gleichgültig ob dies ein gewöhnlicher Soldat oder ein Offizier oder selbst ein General

*) Vergl. A. Amerlan, Nächte am Rio Paraguay, S. 158 ff. (Buenos Aires 1898.)

vor der erdrückenden Übermacht begangen hatte — in grausamster Weise zu bestrafen.

Für die Ausführung der Befehle dieses cäsarenwahnsinnigen Menschen nur ein Beispiel; der alte Ramirez, der Bruder des gleichnamigen Deputierten, hat es mir erzählt. Zur Gestellung für den Kriegsdienst wurde einfach befohlen, sich dann und dann an einem bestimmten Orte einzufinden. Erschien der betreffende Mann nicht, so wurde er, wenn man seiner habhaft geworden war, auf spezielle Anordnung des Lopez mit Lanzen langsam unter fürchterlichen Qualen erstochen; die sämtlichen Familienangehörigen, Frauen und selbst kleine Kinder, wurden getötet — in den meisten Fällen durch Halsabschneiden — und ihr ganzes Eigentum verbrannt oder sonstwie vernichtet. Und das alles geschah im Namen der Republik, unter dem Deckmantel von Freiheit und Humanität! Ironie der Weltgeschichte!

Im Jahre 1868 befanden sich zwangsweise im Lager von Lopez ungefähr 200 000 Frauen. Mit der Herbeischaffung der Lebensmittel sah es traurig aus. Die Soldaten erhielten nur sehr knappe Rationen, die Frauen aber — gar nichts; die mußten von den wild wachsenden Früchten ihr erbärmliches Dasein fristen. Nahezu an 100 000 Frauen starben infolgedessen schon in sechs Monaten am Hungertode. Trotzdem sandte Lopez den Rest nicht fort, sondern schleppte die halb verhungerten Weiber, die fast nur noch nackend umherliefen, weiter mit sich, um an ihnen Verfehlungen der Männer zu bestrafen. Nur so war er der „Treue“ seiner Soldaten sicher. Hinrichtungen, Torturen und barbarische Strafen, die ob ihrer Grausamkeit einem das Blut in den Adern erstarren machen, fanden täglich statt; dazu kamen Verhaftungen, Mißhandlungen, Ermordungen der Generale, der Minister, der Angehörigen der vornehmsten Familien im Lande, das Abschlachten sämtlicher Ausländer: Fürwahr, ein Nero und Tiberius verblassen vor dieser menschlichen Ausgeburt.

So wurde u. a. der im Dienst des Diktators stehende englische Arzt, Dr. Stuart, den ich persönlich kennen gelernt habe, am 28. Dezember 1868 von den Brasilianern gefangen genommen; Lopez ließ dafür dessen Gattin und zwei kleine Kinder ins „Armeegefängnis“ werfen, das heißt in einen unbedeckten Pferch, wo sie vom Hunger und von der Witterung entsetzlich zu leiden hatten. Sie wurden erst nach dem Siege der Brasilianer am 16. August 1869 und der Flucht des Lopez, der sie nicht mehr mitzuschleppen vermochte, befreit. Die Bedauernswerten glichen lebenden Gerippen und konnten nur noch lallen.

Als nach heldenmütigem Widerstande die Besatzung von Humaitá unter dem tapfern Oberst Martinez durch Hunger zur Kapitulation gezwungen wurde, ließ Lopez seine ganze bestialische Wut an den unschuldigen Weibern dieser Heldenschar aus; am 21. Dezember 1868 wurden auf seinen Befehl die Frau, die greise Mutter und die liebreizende Schwester des Oberst Martinez erschossen. Der Unmensch schleppte seine eigene Mutter und zwei Schwestern, eine davon die Gemahlin des Generals Barrios, in Fesseln und Ketten mit sich, nachdem er den General schon zu Ende des Jahres 1868 hatte erschießen lassen zusammen mit seinem eigenen jüngeren Bruder Benigno Lopez, den er zuvor der entsetzlichen Behandlung mit der Folter unterwerfen ließ. Und warum? Weil beide nach „Ansicht“ des größen- und verfolgungswahnsinnigen Menschen ihre Pflicht gegen das Vaterland nicht getan hatten. Wieviel fluchwürdige Verbrechen hat dieser „Nero“ im Namen des Vaterlandes begangen! Vaterland! Freiheit! — Welch ein Hohn!

Auf diese Weise aber, fußend auf dem stark ausgeprägten Familiensinn der Paraguayer, vermochte Lopez seinen unheilvollen Einfluß auf das bedauernswerte Volk so lange auszuüben.

Indessen selbst bei Zusammenfassung aller mitwirkenden

Faktoren, Fanatismus, Heuchelei, barbarische Grausamkeit usw. bleibt man doch immer an der Frage hängen: „Wie war das nur möglich? Gab es denn nicht einen einzigen Mann unter all den Männern und Weibern Paraguays?“

Oder hat ein Volk wirklich immer das, was es verdient? Sollte sich der Weisheitsspruch auch hier bewahrheiten? —

Es ist begreiflich, daß in einem von Natur so begünstigten Lande wie Paraguay Musik und Tanz zu den Lieblingsbelustigungen des Volkes gehören. Zum „baile“, dem Nationaltanz, kommen sie von nah und fern, die Burschen und Mädchen der Umgegend, um nach dem Takt der Gitarre und Mandoline in kühler Abendfrische sich zu vergnügen. Barfuß, die jungen Männer den Poncho über der Schulter, die Mädchen mit der glühenden Zigarre im Munde, drehen und wiegen sich dort die Paare, bald graziös einherschreitend, bald wild durcheinander wirbelnd, bis der Morgen graut. Dann geht's heimwärts, zu Pferde oder zu Fuß, um zu ruhen oder — ein wenig zu schaffen.

Gitarre oder Mandoline spielen kann hier fast ein jeder, und kaum habe ich einen Abend erlebt, an dem nicht die Klänge dieser Instrumente leise in die laue Luft hineinrauschten. Die begleiteten Gesänge hatten etwas Schwermütiges, Eintöniges; oft indessen klingt ein wilder Grundton durch. Wenn dann in den Orangenhainen die Zikaden zirpen und ein leichter Windzug aus dem fernen Gebüsch den langgezogenen Pfeifenton des Nya-Nglá, des sogenannten Eisenbahnkäfers, herüberträgt; wenn die dunkelblauen Schatten der Nacht glühen und sprühen von den Millionen Leuchtkäfern und Glühwürmchen, und die breitblätterigen Bananen schwatzhaft rauschen und die schlanken Palmenwedel sich geheimnisvoll flüsternd bewegen: dann glaubt man sich oft in eine andere Welt versetzt, in eine wundervolle Märchenwelt mit mondbeglänzter Zaubernacht.

Aber so ist es ja nicht immer, und wo Licht ist, da gibt es auch Schatten, und der Schattenseiten sind hier genug

vorhanden wie überall. Die Paraguayer sind eben keine Engel, sondern auch nur Menschen mit allen Fehlern und Schwächen wie wir alle. Und mit dieser nackten Tatsache hat man zu rechnen, will man das Volk verstehen und mit ihm verhandeln oder arbeiten.

„Nicht besser, aber auch nicht schlechter als andere Stämme, denen man das Evangelium brachte, sind die Guaranís;" so urteilt ein in Paraguay lange Jahre angesessener Deutscher*). „Ihr Freiheitsgefühl, ihr Stolz und ihre Unlust zur niederen Arbeit sind sehr natürliche und sympathische Eigenschaften; ihre Feigheit ist kaum größer als die aller Welt; ihre Arglist mag wohl hier und da ein Produkt der Blutmischung sein; gemeinhin erklärt sie sich zur Genüge als ganz natürliche Begleiterscheinung des Fremdgefühls und Mißtrauens gegen die Kolonisten. Unter sich bieten sie das Bild lebhafter Geselligkeit und harmloser Offenheit; sie sind freigebig, großmütig und würdevoll. Nur die Kultur und vor allem der Handel und der Schnaps haben sie vielfach um ihren Stolz, um ihre Ehrlichkeit und um ihre Würde gebracht.

Jedenfalls steigt hier wie allerorts durch die Arbeit die Kultur, mit dieser wiederum die Kulturbedürfnisse und dadurch wieder der Impuls zur Arbeit, aber niemals zu der ungesunden Stärke wie in Nordamerika und Europa."

Wie ich schon erwähnte, ist der Paraguayer von Natur aus gutmütig, freundlich und gastfrei. Nur dort, wo unsere europäische Kultur mit ihrer übertünchten Höflichkeit etwas eingedrungen ist, scheinen diese guten Eigenschaften im Schwinden begriffen zu sein. Das macht sich insbesondere dem Fremden gegenüber geltend, der, für dumm und unwissend gehalten, nach allen Regeln der Kunst übers Ohr gehauen wird; wenigstens wird es versucht. Sieht aber der Ein-

*) K. Hesse im Argentin. Wochenblatt 1906.

heimische, daß ihm solche Versuche mißglücken und daß der Fremde, einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut, sich nicht rupfen läßt, dann wird er äußerst höflich und behandelt sein Versuchsobjekt fortan mit Hochachtung. In dem schon genannten Wirtshaus in El Carmen sollte ich für ein Glas Caña 30 Centavos bezahlen, während der übliche Preis nur 10 Centavos ist. Ich legte das verlangte Geld hin, deutete dann auf die Stirn und fragte den Wirt, ob er denn faktisch dächte, mich als Fremden so betrügen zu können; ein Glas Caña koste überall im Lande doch nur 10 Centavos. Der Mann wurde über und über rot, entschuldigte sich und wollte mir das Geld zurückgeben. Ich lehnte ab, drehte mich kurz um und verließ das Haus. Seit jenem Moment aber war der Wirt wie umgewandelt.

Selbst kleine Jungen versuchen dies Überteuern nur zu gern. In Paraguarí z. B. kaufte ich mir 10 kleine Zigarren, die 10 Centavos kosten. Der kleine Bengel, fast noch ein Knirps, verlangte noch einmal soviel. Ich bezahlte ihm den üblichen Preis von 10 Centavos mit der Bemerkung, das sei genug, und mehr werde nirgends bezahlt, worauf mich das kleine Finanzgenie verwundert anstarrte, zustimmend mit dem Kopfe nickte und sich beschämt lächelnd zufrieden gab. Ähnliche Erfahrungen habe ich zu wiederholten Malen gemacht, aber wohlverstanden nur dort, wo Verkehr und europäische Kultur ihren Einzug gehalten hatten, an Eisenbahnstationen, Haltestellen der Postkutsche und dergleichen. Da heißt es auf der Hut sein, weil eben gewissermaßen die Notlage ausgenutzt wird. Ich entsinne mich noch recht gut eines Falles in Villa Encarnacion, wo ich für ein elendes Abendessen und ein Nachtlager 11 Pesos zahlen mußte. Und dabei mußte ich die Nacht auf dem Hofe unter freiem Himmel zubringen und mich dort von Schwärmen von Moskitos plagen lassen, weil in dem ganzen Hause, das den stolzen Namen „Hotel“ führte, gar nicht einmal ein geeigneter Raum zum Schlafen vorhanden war.

Zwar soll man auch hierbei nicht verallgemeinern; denn Ausnahmen gibt es immer. Rühmend will ich da des edlen Don José Zentena in Carapeguá gedenken, der, ehrlich und bieder und stets fleißig, in seinem einfachen Hause auf das Wohl seiner Gäste bedacht war. Ein Mann, kräftig und robust wie ein Riese und dabei mit einem Kinderherzen, der seine Kleinen vor Liebe beinahe auffrißt. So küßte er einmal in meiner Gegenwart seinen kleinsten Jungen und biß ihn vor lauter Vaterfreuden dabei in die Schulter, daß das Kind aufschrie. Ich als unverheirateter Mann kenne ja solche Gefühle eines Vaters nicht. Aber als ich hier dies strahlende Gesicht und das Glück des einfachen Menschen sah, da fühlte ich so etwas wie — na, wie soll ich mich da gleich ausdrücken — kurz wie einen Mangel, eine Leere.

Im allgemeinen sind die Preise für Lebensmittel auf dem Lande sehr voneinander verschieden. Es ist dies eine Folge des geringen Verkehrs aus Mangel an Verbindungswegen. Das natürliche Bestimmen des Preises durch Angebot und Nachfrage ist noch gar nicht oder doch nur sehr wenig vorhanden, so daß man hieraus auf den niedrigen Stand der Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse schließen darf. So zahlte ich z. B. in der Gegend von Cango für drei Eier 30 Centavos, am folgenden Tage auf einem Gehöft $1\frac{1}{2}$ Pesos. Bei Cahi Puente dagegen erhielt ich für nur einen Peso: drei gekochte Eier, drei Bananen, Brot und ein Glas Wein. Für Orangen zahlte ich in San Pedro 5 Centavos, auf dem Wege nach Trinidad 40 (also achtmal soviel). Ähnlich verhält es sich mit den Preisen für Milch, Brot und Maiskolben. Auf einer Stelle kosteten sie nichts, auf der anderen waren sie sehr teuer. Wenn dereinst das Land mehr bevölkert sein wird, und bessere Kommunikationsmittel, gute Wege und Landstraßen, Brücken und Dämme, einen regeren Verkehr ermöglichen, dann wird ja auch in der natürlichen Preisregulierung eine allmähliche Wendung zum Besseren eintreten.

Vorläufig muß man mit den gegebenen, oft wenig erfreulichen Zuständen vorlieb nehmen. Immerhin aber lassen sie sich ertragen, häufig leichter sogar als im alten Europa, wo ja die Grundbedingungen des Lebens bedeutend schwieriger und komplizierter sind, und wo im Kampf ums Dasein so mancher schon in seinem Inneren das Stoßgebet gesprochen hat:

„Mutter, o führe mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben."

Daß Paraguay ein Land ist, das infolge seiner natürlichen Fruchtbarkeit eine hohe Entwicklungsstufe in wirtschaftlicher Beziehung erreichen kann, und daß die Guaranís befähigt sind, eine ebenso hohe Kulturstufe einzunehmen, das hat die Geschichte des Landes zur Genüge bewiesen. Allerdings ist all das Großartige, was diese braunen Urwaldkinder geleistet haben, unter einer despotischen Leitung, unter grausamer und bluttriefender Herrschaft ausgeführt worden. Immerhin aber zeigt doch die Vergangenheit, daß sie vorzüglich begabt waren, um zu lernen und selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nicht nur den gegebenen Anordnungen zu folgen, sondern auch in gewissem Sinne eine Kulturarbeit zu verrichten.

Unter Dr. Francia, dem selbstlosen Despoten der Republik von 1815, unter dem habgierigen Lopez dem Älteren, und insbesondere unter dem feigen grausamen Henker Solano Lopez waren ja die Paraguayer weiter nichts als Sklaven, Sklaven im Sinne des Wortes, die nur für jene Autokraten vorhanden waren. Unter solch einem Druck aber ist etwas geschaffen worden. Da hieß es: „entweder — oder!" Lopez befahl einfach, das und das anzupflanzen, z. B. Orangen oder Baumwolle u. dgl. — und der Befehl wurde unter Androhung der grausamsten Strafen ausgeführt. Lopez befahl dem Volk, so und so viel Arbeit dem Staat zu leisten, so und so viel des Ertrages aus Ackerbau und Viehzucht an den Staat zu liefern — und der Befehl wurde unerbittlich durchgeführt.

Im allgemeinen sind ja auf diese Weise Land und Volk in gewissem Sinne kultiviert worden, aber die Arbeit wurde doch für andere getan, angeblich für den Staat, für die „freie“ Republik, in Wirklichkeit aber doch nur für jene unumschränkten Tyrannen und deren Familien. L'état c'est moi; der Staat war eben — Lopez und Genossen.

Nach dem großen Kriege gähnte überall eine wüste Öde und Leere, und in diesem grausen Durcheinander kam dann der mächtige Sprung in die Freiheit; die Trümmer eines Volkes waren inmitten eines vollständig verwüsteten Landes ihrer Sklavenketten ledig. Inwieweit diese plötzliche Freiheit nun von Vorteil war und noch von Vorteil ist, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Nach meiner allerdings unmaßgeblichen Meinung hat sich das Volk Paraguays heute noch nicht so recht an diese Freiheit gewöhnen können; es denkt immer noch zu sehr an das Geklirr seiner Fesseln, die es noch an den Gelenken nachzuschleifen wähnt; es ist noch unselbständig und bedarf daher einer straffen Leitung. Nur unter solcher wird es befähigt sein, etwas Tüchtiges zu leisten, sich vor allen Dingen allmählich zur Selbständigkeit auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet zu entwickeln, da es die natürliche Begabung unzweifelhaft hierzu besitzt.

Was wäre heute Paraguay, wenn es unter der Herrschaft des Jesuitenordens seine weitere wirtschaftliche Entwicklung genommen hätte! Der Gedanke ist gar nicht auszudenken, und die Gegensätze von damals und heute sind so groß, daß jener fürchterliche Zusammenbruch des Ordens Jesu vom Jahre 1767 nur aufrichtig bedauert werden muß.

XVIII.

Paraguarí. „Baile“. Eine braune Venus. Hahnenkampf. Francia und die Kirche. Schulwesen.

Nördlich von Carapeguá tritt im hügeligen Gelände der rötlichgelbe Sandstein in großen Massen zutage; quarzitischer Sandstein und Konglomerate, vielfach mit Magneteisen durchsetzt, sind häufig; auch Roteisenstein findet sich hier vor. In der weiten Ebene wechselt die fruchtbare rote Erde mit sandigen Stellen und schwärzlichen sumpfigen Strecken ab. Gutes Weideland dehnt sich von hier nordwärts bis zum Fuße des Höhenzuges, der die breite Tiefebene des Rio Canaabé im Norden und Osten abschließt. Auf dem Südrande eines nach Westen vorgeschobenen Plateaus dieser „Cordillerita“ liegt das Städtchen Paraguarí. Wie so viele andere Ortschaften, Dörfer und Dörfchen, so ist auch das nette Paraguarí aus einer großen Viehestanzia der Jesuiten hervorgegangen, die im Jahre 1775 zu einem Pueblo, d. h. Dorf, umgewandelt wurde. Es zählt heute etwa 7000 Einwohner; die Bewohnerschaft des ganzen Departements beläuft sich auf ungefähr 12 000 Seelen.

Handel und Gewerbe haben sich hier in erfreulicher Weise entwickelt, und zwar infolge der günstigen Verkehrsgelegenheit. Paraguarí liegt nämlich als Station unmittelbar an der Bahn Asuncion—Villa Rica—Pirapó und ist außerdem End- und Knotenpunkt der aus dem südlichen Hinterlande führenden

Landstraßen, also gleichsam Stapelplatz für alle von dort herkommenden Erzeugnisse der Landwirtschaft. Eine Anzahl großer Kauf- und Versandhäuser ist denn auch in dem Ort vorhanden, der mit seinen gewerbetätigen Bewohnern mächtig emporstrebt. Im Sonnenschein halb träumend, halb wachend, zum Teil alt, verwittert, zum Teil jugendfrisch sich regend, liegt die Stadt um die große Kirche herum auf dem kahlen Markt-



Bei Paraguarí.

platz, der die ganze Gegend im großen Umkreise beherrscht. Von hier oben aus eröffnete sich mir ein wundervoller Blick in die grüne Ebene hinein. Dunkelbewaldete Bergrücken und blaue Hügelreihen ziehen sich dort unten hin; dazwischen erheben sich aufgesetzte Kuppen und Kegel, wechselnd in Form und Größe. Da schimmert im Süden der Acahaý; da liegt der Jaryguahá, weiter nach Osten der finstere Tatú, der Jaryguahá-mí und viele andere neben- und hintereinander, bis

sie alle am fernen Horizont sich in einen schmalen blauen Streifen auflösen, der wie ein zarter Schleier weit, weit am duftigen Firmament zerflattert. Dicht bei Paraguarí befindet sich der Cerro Hun, d. h. der schwarze Berg, und der San Tomas mit interessanter Grottenbildung. Niedriges Buschwerk kriecht in den Tälern und Schluchten entlang und klettert zwischen rauhem Felsgestein langsam hinauf zu den Bergen, wo es in hochstämmigen Waldungen sich allmählich verliert.

Eines Tages — es war auf einem Ritt nach dem alten Itá, etwa 20 km nordwestlich von Paraguarí gelegen — hatten wir in einer kleinen Chacra wegen der drückenden Hitze zeitiger als sonst Einkehr gehalten. Der freundliche Besitzer Don Rodriguez Escobar lud mich ein, bei ihm auszuruhen und als sein Gast die Nacht unter seinem Dach zu verbringen. Ich sagte gern zu, da unsere Tiere nach den Anstrengungen der letzten Tage tatsächlich der Ruhe bedurften.

„Heute ist auch ‚Baile',“ fügte Don Rodriguez bedeutsam hinzu. „Das habt Ihr wohl noch nicht gesehen, was?“

„O ja, das kenne ich schon,“ antwortete ich.

„Es werden viele Burschen und Mädchen zum Tanze kommen; alle aus der Umgegend von hier. Da werdet Ihr Schönheiten sehen, wie sie Euch noch nicht vor Augen gekommen sind.“ Dabei schnalzte der Alte mit der Zunge und kniff seine Äuglein zu und lachte laut bei dem Gedanken an das bevorstehende Vergnügen. Ich vermute aber, er freute sich mehr auf den klingenden Gewinn; denn wie er mir anvertraute, hatte er Rotwein und Cañaschnaps in großen Massen besorgt, und, wie ich später sah, gab er diese Getränke glasweise an seine Gäste ab gegen gute Bezahlung. Es ist das hier so Gebrauch bei der Landbevölkerung, die sich irgendwo eine Tanzunterhaltung verschaffen will. Da werden nur zu willig die ersparten Groschen hingegeben.

Und bald kamen sie herbeigeströmt aus der Umgegend, Frauen und Mädchen, in ihren hellen Gewändern und steif

gestärkten Kattunkleidern; die meisten barfuß, dafür aber das Gesicht gepudert und in der braunen Hand den Fächer; die Männer im Poncho, den breiten, mit Silbermünzen verzierten Leibgurt umgeschnallt, aus dem das Dolchmesser mit kunstvoll gefertigtem Griff hervorlugte. Viele waren zu Fuß, andere zu Pferde, die Weiblichkeit meistens auf Eseln. Es war bereits dunkel geworden, und wir hatten unseren Nachtimbiß, bestehend aus klein geschnittenem, gekochtem Rindfleisch, Milch und gerösteten Maiskolben, schon eingenommen, als auf dem ebenen Hofraum hinter dem Wohnhäuschen die Klänge zweier Gitarren ertönten und zum Tanz aufforderten, erst leise, sanft, dann scharf markiert, laut und kurz. Unter einem hohen Baum brannte ein Feuer, auf dem das Wasser im Matékessel kochte. Angelockt von der Musik kamen Mädchen und Burschen heran, und bald wiegten sich die einzelnen Paare, dem Takte folgend, in graziösen Bewegungen auf und ab. Ein Meiden und Suchen, ein wildes Entfliehen und zärtliches Nähern, ein fortgesetztes Haschen und Loslassen und Fangen; kurz ein sinnbetörendes Bild der Leidenschaften — das war der Sinn dieses Volkstanzes. Und um die tanzenden Paare hatten sich im weiten Kreise die Zuschauer gesammelt, die älteren Männer und Frauen, die einen mit dem Becher voll Cañabranntwein, die anderen mit dem herben Matétrunk, und begleiteten durch laute Zurufe und Händeklatschen, teilweise auch durch Mitsingen eines mir unverständlichen Textes, den Tanz und die Musik.

Teuflisch flackern Feuersgluten,
Mondlicht zittert bleich herab.
Fröhlich, töricht Volk, du taumelst
Tanzend, singend in dein Grab. — — —
Sang und Volk, ach, sie versinken
Einst in Weltmeers ew'gen Fluten.
Auf den Gräbern tanzen bebend
Mondlichtzauber, Feuersgluten.

Es war ein phantastisches, wild romantisches Bild, das ich hier vor mir sah. Diese eigenartige Beleuchtung, diese erhitzten Tänzer und Tänzerinnen mit der natürlichen Anmut ihrer Bewegungen; dieses Anschmiegen und Loslassen, dieses Wiegen der schlanken Leiber; dazu die nie rastende, jetzt schon monoton klingende Musik, die immer wieder anfeuerte, immer wieder zu neuem Tanze anspornte, ab und zu unterbrochen von gellenden Zurufen, von Händeklatschen und Beifallsgeschrei, von dem übermütigen Gekreisch eines Mädchens. Ja, es hat doch einen eigentümlichen Reiz, das Leben dieses genügsamen heiteren Volkes mit all seinen Tugenden und Untugenden.

Mitternacht war vorüber, als ich mich zur Ruhe begab. In einem ziemlich großen Raum des Hauses hatte mir Don Rodriguez mein Nachtlager aufgeschlagen, und zwar auf einem auf zwei Klötzen liegenden Holzrahmen, der ein Flechtwerk aus Lederriemen besaß. Ich hörte noch die Musik, den Lärm der von Caña und Wein erhitzten Menge; dann schlief ich ein, während das braune Volk der Guaranís dort draußen in lauer Tropennacht weitertanzte. —

Es war schon hell, als ich am nächsten Morgen erwachte; irgendein Geräusch hatte mich aus meinem Schlummer aufgestört. Verschlafen guckte ich aus meiner Decke heraus. Allmächtiger Himmel! Ich glaube, nicht recht zu sehen, da sitzt ja nicht weit von mir auf dem Rande eines improvisierten Bettes ein schönes, junges Mägdelein, den gebräunten Oberkörper nur mit dem leichten, herabfallenden, ärmellosen Hemde bekleidet, und flicht den langen Zopf. Ich schaue und staune, und da — da, dicht neben ihr, auf dem Fußboden, regt es sich und streckt sich, und eine andere Maid entsteigt dort den Lagerdecken wie einst Venus den Meeresfluten, und reckt gähnend ihre sonnenbraunen Glieder und reibt sich die verschlafenen Äugelein. Dann wirft sie einen zufälligen Blick nach meinem Bette, sieht mich großäugig an und nickt mir freundlich ein

„Buenos dias, Señor“ herüber. Erst dann greift sie ruhig, als ob sie gar keine Ahnung von Nacktheit hätte und als ob das alles so sein müßte, nach dem allernotwendigsten Kleidungsstück und schlüpft hinein. Ich halte verwundert Umschau, neugierig, wo ich denn eigentlich hineingeraten bin. Zu meiner inneren Beruhigung sehe ich hinter mir in einem Bette in der Ecke ein bärtiges Gesicht; das kann keinem weiblichen Wesen gehören; und dort drüben, von einem anderen Lager erhebt sich jetzt ein jüngerer Mann, und an jener Wand sitzt auf ihrem Bettrande ein Mädchen, mit Ankleiden beschäftigt, unbekümmert um den schwarzhaarigen Jüngling, der sich soeben dicht neben ihr auf dem Fußboden aus Poncho und Decken herauswickelt. Und mit einem Male steht mein Gastwirt Don Rodriguez vor mir und begrüßt mich laut und reicht mir seine biedere Rechte. Wo er hergekommen ist, weiß ich nicht.

„Wollt Ihr noch nicht aufstehen, Herr? Oder möchtet Ihr noch ein wenig ruhen?“

„Ja, ja! — aber — ich kann doch nicht — nicht jetzt; das geht aber doch nicht — Ihr seht doch — —“

Don Rodriguez lächelt. Ich blicke zu den weiblichen Gestalten herüber, die, ungeachtet der Männer im Raume, in aller Gemütsruhe mit ihrem Morgenanzug und der ersten Toilette beschäftigt sind.

„Ach so, Ihr geniert Euch!“

„Gewiß, die müssen doch erst hinausgehen,“ flüstere ich.

Der Alte lacht laut.

„Mi dio — Caramba! — Das schadet doch nichts. Ha — ha — ha! — Das ist doch nichts Unanständiges, wenn die Frauen Euch sehen, wie Ihr auf die Welt gekommen seid. Das schadet doch nichts! Ha! — ha! Und ist es denn ’was Böses, wenn Ihr die Mädchen so seht? Der Herrgott hat sie so geschaffen, das wissen wir doch alle! Warum sollen sie ihren Körper verbergen? Warum sollen wir ihn nicht betrachten dürfen? Das ist doch etwas ganz Natürliches! Ha

— ha — ha!“ — Dabei streicht er sich mit der einen Hand seinen Vollbart und kraut mit der anderen im grauen Haupthaar.

„Aber steht nur auf! Heute ist Feiertag; und da findet hier ein Hahnenkampf statt. Hört Ihr? Den müßt Ihr ansehen. Vorher aber wollen wir etwas zu uns nehmen. Da kommt auch schon der Maté!“

Ein kleiner Junge brachte den grünlichgelben herben Paraguaytee. Was blieb mir übrig? Ich mußte mich im Bett halb aufrichten, um diesen „Eye-opener“ zu schlürfen.

Von allen Seiten rief man mir ein freundliches „Guten Morgen“ zu. Man lachte und scherzte, man fragte nach dem Befinden, und Männlein und Weiblein beendeten inzwischen völlig harmlos, unbekümmert umeinander ihre Ankleidearbeit. Während ich den zweiten Maté zu mir nahm, hatten die Mädchen allmählich den Raum verlassen, und ich konnte mich endlich aus meinem schützenden Bette herausbegeben.

Das ist ländlich - sittlich in Paraguay!

Nach dem Frühmahl begleitete mich Don Rodriguez zu dem Platz, auf dem der angekündigte Hahnenkampf stattfinden sollte. Etwa eine halbe Stunde waren wir geritten, als wir eine kleine Lichtung mitten im Walde erreicht hatten, auf der sich schon die Besitzer der Kampfhähne und allerlei Volks eingefunden hatten. Mit Taschentüchern und Ponchos war so etwas wie eine kleine Arena abgesteckt. Ringsumher standen die Zuschauer, diskutierend, wettend, gestikulierend, während die Hahnenbesitzer ihre Tiere sorgfältig im Arm hielten und liebkosend streichelten. Dann wurden die Tiere in die Arena gesetzt und die Vorstellung begann. Dicht gedrängt, hockend und stehend, verfolgte die Menge in lautloser Spannung den Verlauf des Kampfes.

Gesetzlich ist dieser eigentümliche Zeitvertreib in Paraguay verboten. Indessen kümmert sich die Landbevölkerung wenig darum, und auch die polizeiliche Obrigkeit läßt die Leute

ruhig gewähren. Es ist ja nur ein „Hahn". Trotzdem aber suchen die Liebhaber dieses Sportes der Sicherheit wegen abgelegene, versteckt liegende Plätze für die Kämpfe aus, wie z. B. in diesem Falle. Interessant ist ein solches Schauspiel nun gerade nicht; im Gegenteil. Es hat auf mich denselben widerlichen, ekelerregenden Eindruck gemacht, wie einige Wochen später ein Stiergefecht in Asuncion. Es ist eine grausame, blutige Tierquälerei, die nur zur Verrohung des Publikums beitragen kann; weiter nichts.

Wir begaben uns daher bald auf den Heimweg. Von fern ertönte Glockengeläut, und ich erinnerte mich, daß heute ja Feiertag sei. Ich dachte unwillkürlich an meine Reisen in den einzelnen Staaten von Brasilien. Merkwürdig, wo ich da auch hinkommen mochte, fast überall war Feiertag, der Festtag irgend eines Heiligen oder ein Nationalfeiertag, von denen jeder Staat wieder seine eigenen hatte. Fast überall feierliche Umzüge, Musik und Tanz und Schießen, Knallen und Feuerwerk und Raketen am hellen Tage! Man liebt dort das Geräuschvolle, das lärmende, prunkende Äußere.

Nicht ganz so schlimm war es im Lande der Guaranís. Hier hatte der erste Diktator Don Francia mit vielem Hergebrachten gründlich aufgeräumt. Francia, obgleich selbst aus der Jesuitenschule hervorgegangen — er hatte einst Theologie studiert — war ein Feind jeder Religion; insbesondere hielt er das Christentum für unnötig, ja sogar schädlich für das Volk. Nachdem er am 1. Mai 1816 zum lebenslänglichen Diktator mit unbeschränkter Gewalt gewählt worden war, hob er zunächst sämtliche Klöster auf und zog deren Güter für den Staat ein, unter dem Vorwande, daß er keine Faulenzer im Lande dulden dürfe. Die bestehenden Kirchen wurden ausgeraubt, selbst die alte, im Jahre 1555 gegründete Kathedrale in Asuncion. Geld und Wertsachen wanderten in den Staatsschatz. Neue Gotteshäuser durften nicht gebaut, die alten nicht ausgebessert werden. So geriet mit der Zeit alles in

einen trostlosen Zustand. Francia beschränkte die Zahl der Geistlichen auf ein Minimum. Den alten Bischof des Landes setzte er ab und warf ihn in den Kerker, wo er nach sehr kurzer Zeit starb. Der Papst wurde nicht mehr anerkannt; Doktor Francia selbst war in Paraguay der Stellvertreter Gottes auf Erden, und als solcher richtete er nach seinem Gutachten den Religionsdienst ein. Er arbeitete ein neues Rituale aus, schrieb die Gebete vor und befahl den wenigen, unter dem Namen Priester fungierenden Beamten bis ins kleinste Detail all und jedes, was sie bei ihren Predigten zu sagen, was sie zu verschweigen hatten. Jede auch noch so geringe Übertretung wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Francia erließ das allgemeine Verbot der kirchlichen Trauung und der Taufe und hob fast alle Kirchenfeiertage auf, nachdem er den größten Teil der katholischen Heiligen aus dem Kalender gestrichen hatte.

Durch solche Maßnahmen wurde natürlich die Autorität der Kirche und der wenigen Geistlichen, denen der Aufenthalt im Lande noch gestattet war, gänzlich untergraben, und es wird daraus nur zu leicht erklärlich, daß feierliche Handlungen keine Bedeutung mehr besaßen, höchstens nur noch die des Lächerlichen.

Erst unter dem Nachfolger Francias, dem habgierigen Präsidenten Don Carlos Lopez, trat eine Änderung ein. Mitte der vierziger Jahre begann dieser, die gänzlich zum Gespött gewordenen kirchlichen Institutionen wieder neu zu beleben. Ein Landesbischof wurde herbeigerufen, die Zahl der Priester vermehrt, und man begann, die alten Kirchen allmählich wieder herzustellen. Indessen ging das alles nur sehr langsam vor sich, da Francia die Grundlage aller Religiosität ein für allemal zertrümmert hatte. Was von Lopez geschaffen wurde, stand auf schwachen Füßen, und als er 1862 seinen Sohn Solano Lopez zum Präsidenten ernannt hatte, fing dieses wenige bald an zu schwanken. Der genußsüchtige „Nero“ wütete eben

nach eigenem Gutdünken, namentlich während des von ihm freventlich heraufbeschworenen Krieges. Was ihm nicht paßte, verschwand einfach von der Bildfläche auf Nimmerwiedersehen. Nur die Toten kehren nie zurück! Den Bischof Palacios, also das Kirchenoberhaupt, ließ er in Eisen legen und später, 1868, erschießen; ebenso den Dekan Bogado; viele andere Priester schickte er ihnen nach ins Reich der Schatten. So war denn in nur zu kurzer Zeit auf dem Gebiet der Religion und der Kirche wieder eine tabula rasa geschaffen, und die elenden Trümmer des unglücklichen, für die Launen eines einzigen Feiglings hingeschlachteten Volkes standen wieder da vor einem gähnenden Nichts, ohne Stock und ohne Gott. Das war 1870.

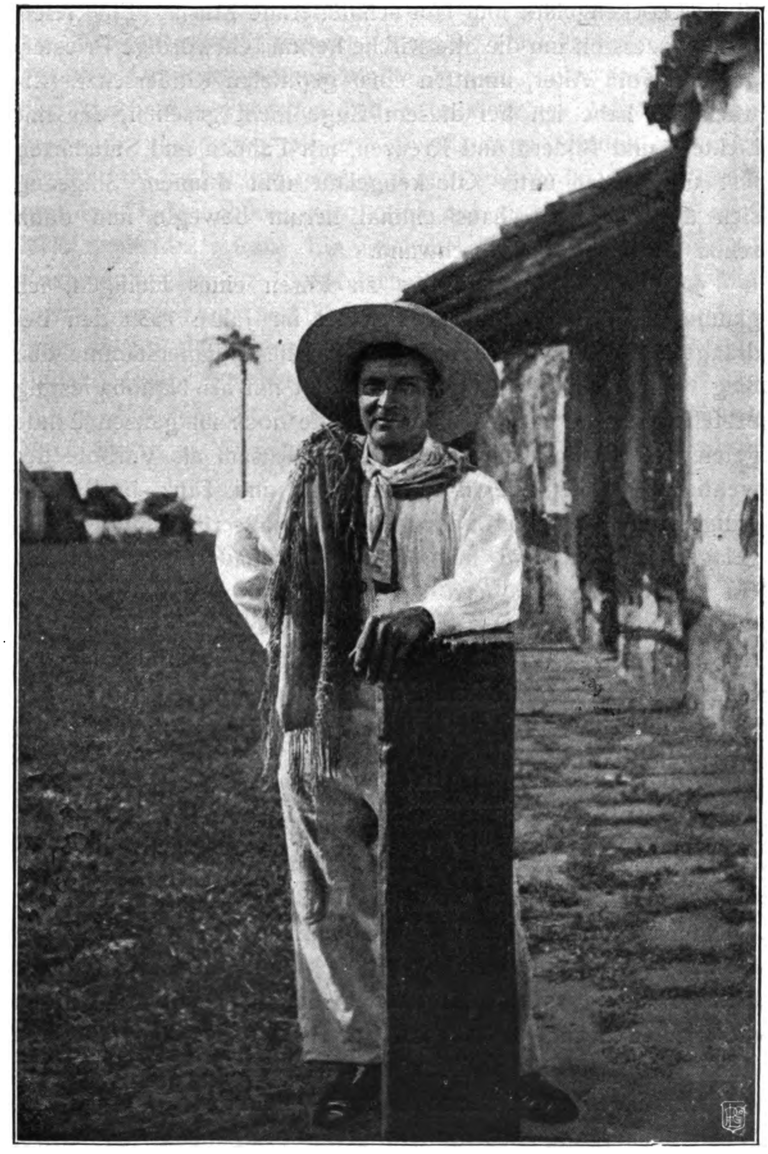
Vieles hat sich seitdem geändert. Immerhin aber ist es ein schwankes, lose zusammengefügtes Gebäude, was da inzwischen errichtet worden ist. Aus dem vorher kurz geschilderten Zusammenhang läßt sich manches erklären, wie z. B. die eigenartige Auffassung im Volk von religiösen Begriffen im allgemeinen, die merkwürdige Stellung der Priester, ihre weitgehenden Freiheiten, ohne Ärgernis zu erregen, und dergleichen mehr.

Rechnet man hierzu noch einen gewissen Fortschritt der Kultur, die Hebung von Handel und Verkehr, das Hineinströmen fremder Elemente, die zum größten Teil nicht zu den Heiligen gezählt werden können, dann wird man ungefähr imstande sein, zu ermessen, auf welcher Stufe das Kirchenleben bei einem Volke steht, das, in jahrhundertelanger brutaler Behandlung zu einem rechtlosen Sklavenleben gezwungen, hat ansehen müssen, wie allem Recht und jeder Gerechtigkeit Hohn gesprochen und wie ihm seit Beginn des vorigen Jahrhunderts zuletzt auch sein Glaube systematisch geraubt worden ist. Äußerer Schein, morsches Holz mit Flittergold und buntem Papier verkleidet — das sind heute Religion und Kirche im schönen Lande der Guaranís. — — —

Von fern trug der Windzug feierliche Glockenklänge zu

mir herüber, bald stärker, bald schwächer, bis sie leise verhallten. Dann schlug monotoner Gesang an mein Ohr. Mein Begleiter wies nach links vor uns in das Flachland hinein. Eine Prozession bewegte sich dort im langen Zuge von den Bergen her durch die Ebene und auf uns zu. Näher und näher kam sie. Geputzte Männer hoch zu Roß befanden sich an der Spitze; dann folgten langsam weiß gekleidete Mädchen mit Blumen und Kränzen und Schleiern, barhäuptige Knaben mit Kerzen in den Händen, darauf die Erwachsenen mit Bildern und Fahnen und Kreuzen, alles mit Blumen geschmückt. Ein großes Bild der Mutter Gottes wurde von vier ganz in weiße Schleier gehüllten Jungfrauen getragen, und dahinter schritten Chorknaben in Weiß und Rot, Geistliche im Ornat. Greise und Greisinnen mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen wankten nebenher, und den Schluß bildete unter einem Purpurbaldachin ein ergrauter Priester mit der funkelnden Monstranz. Ein ununterbrochenes Murmeln und Flüstern umwehte den Zug, das von Zeit zu Zeit in einen dumpfen Gesang überging. Wie von unheimlichen Grabesstimmen schallte es herüber, und da hinein klingelte in Zwischenräumen ein feines Glöcklein. Und dann erstarb der schaurige Leichengesang und ging unter im dunklen Gewirre menschlicher Laute, bis wieder das Glöcklein ertönte und die Menge wie aus schweren Träumen aufgerüttelt hastig in die Hymnen einstimmte. So ging es fort, ein stetes Auf und Ab wie Ebbe und Flut. Und langsam wälzte sich der feierliche Zug vorüber; die Fahnen wehten, die bunten Bilder nickten, es schwankten die goldenen Kreuze, und der reich verzierte Baldachin schien dahinzuschweben, hoch über der Menge, getragen von unsichtbaren Händen. Noch lange hörte ich den dumpfen, eintönigen Gesang. Dann war alles wie ein finsteres Phantom vor dem herniederflutenden Sonnenlicht verschwunden. Es war ja ein Feiertag.

Wir ritten zurück zur Stadt. Auch hier ein ähnliches



Guaraní (Paraguayer).

Bild. Glockengeläut und laut schmetternde Musik. Eine feierliche Prozession um die alte Kirche herum; ehrwürdige Priester, gebeugt vom Alter, inmitten einer geputzten Kinderschar. Erwachsene habe ich bei diesem Zuge nicht gesehen, der mit Lichtern und Bildern und Kreuzen, mit Fahnen und Standarten fast unbeachtet unter Glockengeläut und dünnem Singsang sich um das Gotteshaus einmal herum bewegte und dann scheu in demselben verschwand.

Ja, es war ein Feiertag, zu Ehren eines Heiligen, ich glaube des Sankt Blasius, der einst im Jahre 1539 den bedrängten Spaniern im Kampfe gegen die Indianerstämme den Sieg verliehen haben soll. Francia hat ihn als Nationalfesttag bestehen lassen, und so wird er heute noch im ganzen Lande gefeiert. Die kirchliche Feier geht gleichsam als Vorbote der weltlichen voraus, die in Musik, Spiel und Tanz, in Belustigungen aller Art, verbunden mit Schmausereien und Trinkgelagen, besteht und mehrere Tage andauert. Ja, das ist ein Feiertag in Paraguay.

Was das Schulwesen betrifft, so steht unabweisbar fest, daß der Diktator Francia, selbst wenn ihm das Verdienst, die Selbständigkeit Paraguays dauernd begründet zu haben, nicht abgesprochen werden kann, doch hemmend auf die humanitäre und kulturelle Entwicklung des Volksgeistes eingewirkt hat. Er erhielt das Land in Unwissenheit und Abgeschlossenheit. Für die Jugend bestand vom 6. bis zum 10. Lebensjahre der Schulzwang; die Kinder durften aber weiter nichts lernen, als einfaches Lesen, Schreiben und Rechnen. Alle übrigen Fächer des Wissens blieben ihnen verschlossen. Höhere Lehranstalten existierten nicht und durften im Lande nicht errichtet werden. Erst unter seinem Nachfolger wurden die Elementarschulen verbessert, und in Asuncion erstand eine Akademie, „Academia literaria“, in der Latein, Philosophie, Mathematik, Rechtswissenschaft und Theologie gelehrt wurden. Nach Beendigung des fünfjährigen Vertilgungskrieges 1870.

während dessen alle Schulen verödet waren und die Kinder zu Soldaten gepreßt wurden, lag aber alles danieder, und das gesamte Unterrichtswesen mußte, wie so vieles andere, völlig neu geschaffen werden. Ende der siebziger Jahre oder anfangs der achtziger, als die Bevölkerung wieder auf mehr als 300 000 Individuen gestiegen war, gab es im ganzen Lande nur 36 273 Alphabeten, also etwa nur 10%, von denen noch 3826 Ausländer waren. Ein Zeichen von dem überaus traurigen Zustand, in den die Blutherrschaft des Lopez und seiner Maitresse Lynch Land und Volk gestürzt hatte. 1888 hatte Paraguay schon 213 Schulen, an denen 293 Lehrer unterrichteten, und im Jahre 1900 betrug die Zahl der Analphabeten auf dem Lande bloß noch 63, in Asuncion nur 37%. Drei Jahre später, 1903, zählte die Republik 365 Schulen, 858 Lehrer und 30 509 Schüler.

Es gibt in Paraguay Volks-, Mittel- und Hochschulen. Der Unterricht in den Volksschulen ist obligatorisch und unentgeltlich. Bücher, Papier, Federn, Tinte usw. werden von der Regierung kostenfrei geliefert. Die Mittelschulen, die sogenannten „Colegios Nacionales“, haben etwa die Bedeutung unserer Realgymnasien. Der Besuch ist auf sechs Jahre bemessen und schließt ab mit der Reifeprüfung für die Universität. Auf den Colegios ist die Ausbildung mit recht geringen Mitteln zu bestreiten und daher einem jeden zugänglich gemacht. Die Universität zu Asuncion umfaßt jetzt drei Fakultäten: Mathematik, Medizin und Rechtswissenschaft mit einigen Nebenzweigen. 1904 zählte sie 120 Studierende. Außer diesen Anstalten bestehen dann noch ein Priesterseminar, ein Lehrerseminar und eine Gewerbeschule; ferner eine landwirtschaftliche Hochschule nebst zugehöriger Versuchsanstalt. Zur Förderung der Wissenschaft und schönen Künste ist das „Instituto Paraguayo“ errichtet worden. Es wird durch staatliche Unterstützung und private Beiträge unterhalten. Die dort erteilten Lehrkurse umfassen: Zeichnen, Malen, Musik, Turnen,

Handelsunterricht und Literatur. Das Institut ist eine Zentralstelle öffentlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Wie es mir scheint, weht heute ein gesunder Geist durch das ganze Schulwesen Paraguays, das, nach seiner Wiedergeburt aus Schutt und Trümmern, zu den besten Hoffnungen berechtigt.

XIX.

Villa Concepcion. Viehzucht. Yerba-Industrie.

Einige Wochen später befand ich mich wieder auf dem Rio Paraguay, und zwar auf einem Flußdampfer der Mihanovichlinie, der mich von Asuncion stromaufwärts nach Villa Concepcion bringen sollte. Schön war die Fahrt nicht, und ich bedauere nur alle, die auf sie angewiesen sind. Die Gesellschaft hat keine genügende Konkurrenz, also gleichsam ein Monopol; sie macht infolgedessen was sie will und leistet gerade in Unpünktlichkeit etwas Außerordentliches. Es ist eigentümlich, daß bei dem immer größer werdenden Handel mit dem Inneren des Landes sich noch kein Konkurrenzunternehmen zur Vermittlung des Verkehrs auf dem La Plata, Paraná und Paraguay gefunden hat. Ob es aber noch Zeit ist, hier festen Fuß zu fassen, das ist eine andere Sache. Jedenfalls wird heute niemand mehr, wie vor Jahren noch, berichten: „Warenbeförderung nach Matto Grosso mit Dampfern? Ach was! — Unsinn! Das besorgen wir mit Maultieren; damit basta!" und — Punktum hinter die ganze Geschichte. So geschehen im Jahre des Heils . . . — doch ich will nicht aus der Schule plaudern. Heute kann die Gesellschaft Nic. Mihanovich den Fracht- und Personenverkehr auf den oben genannten Flüssen kaum bewältigen! Deutsche Unternehmer blieben vor Jahren trotz aller Mahnungen und Aufforderungen gleichgültig und untätig. Wie so vieles andere, hätte auch die Flußschiffahrt

im La Platabecken heute sehr gut in deutschen Händen sein können. Es ist ein Fatum für uns Deutsche, dieses „Zuspätkommen“.*) — Wenn andere Völker in irgendeinem Lande schon längst damit beschäftigt sind, Bahnen zu bauen und konzessioniertes Land zu besetzen, die Schiffahrt zu beherrschen, Fabriken und industrielle Unternehmungen anzulegen, dann erst fängt der deutsche Michel an, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben und daran zu denken, daß man anderswo endlich mal aufhören könnte, auf ihn länger zu warten. Die Leute von „anderswo“ nehmen heute einfach den, der ihnen Nutzen bringt, das heißt, wenn deutsches Kapital nicht will, dann ist's eben ein anderes.

So rein und klar wie der Himmel, so schmutzig war das Schiff. Wasser schien knapp zu sein; von Gläsern, Handtüchern und sonstigen Reinigungsinstrumenten fehlte jede Spur. Ordnung und Sauberkeit gehörten hier zu den unbekannten Größen.

Ein Reisender wollte ein Schiebefenster schließen, er griff in die leere Luft; denn die Glasscheibe — fehlte.

Und was stehen dort die Leute geheimnisvoll und drängen sich mit ängstlichen Mienen alle vor einer verschlossenen Tür? Es ist das Geheimkabinett, in das sich der Mensch im dunklen Drange zeitweise zurückzuziehen pflegt. Besetzt! Gegenüber befindet sich noch so ein enger Raum; aber der ist sehr reparaturbedürftig; unbenutzbar! Für Hunderte von Menschen, ohne Unterschied von Männlein und Weiblein, also nur ein stilles Kämmerlein. Herrliche Zustände! Zerbrochene Fenster, mangelhafte Türen, unsauberes Eßgeschirr usw. müssen schon in Kauf genommen werden; ebenso auch die schlecht zubereiteten Speisen. Denn wohin? Derjenige, der eine Reise nach dem Norden oder Süden machen will, ist gezwungen,

*) Vergl. Dr. W. Vallentin. Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), H. Paetel, Berlin 1906. S. 223 ff.

mit diesen Dampfern zu fahren, weil keine anderen vorhanden sind. Sie sind denn auch fast immer voll bis zum letzten Platz. Auch jetzt war der Dampfer überfüllt, und es wimmelte dort von Vertretern aller Rassen und aller Stände, von Männern und Frauen und Kindern, die lärmend und schreiend sich bunt durcheinander drängten. Dabei herrschte eine Tropenhitze, die den Aufenthalt auf dem von allerhand Gerüchen durchzogenen Schiffe keineswegs angenehm gestaltete.

Nach etwa zweistündiger Fahrt passierten wir Villa Hayes, eine Kolonie auf dem westlichen Ufer des Paraguaystromes, also im Chacogebiet gelegen. Wald- und Weideland sind hier in vorzüglicher Beschaffenheit vorhanden; Viehzucht sowie Holzindustrie haben sich infolgedessen erfreulich entwickelt. Das Gebiet der Ansiedelung umfaßt etwa 125 qkm mit 5 km Flußseite. Die Bewohner, ungefähr 1500 an der Zahl, beschäftigen sich, außer mit der Viehzucht, mit Obst- und Weinkultur, dem Anbau von Zuckerrohr und Gemüsen aller Art. Die dortigen Kaffee- und Bananenpflanzungen gedeihen gut.

Die Landschaft selbst auf beiden Ufern des Stromes ist einförmig. Wald und wieder Wald, der an einzelnen Stellen an der Küste zwar starke Lichtungen aufweist, sonst aber mächtige Stämme und hervorragende Baumkronen beherbergt. Über diese finsteren Urwaldriesen ragen freundlich nickende Palmen hinweg und wiegen ihre Wipfel ruhig, majestätisch im lauen Winde. Auf dem östlichen Ufer liegt der kleine Ort Rosario, und ca. 30 km nördlich davon fahren wir an der Mündung des Rio Jejuy vorbei. Dort liegt San Pedro, in dessen Nähe 1525 Alejo Garcia ermordet wurde. Er ist der eigentliche Entdecker Paraguays und des heutigen Boliviens, des Goldlandes Charcas. Er war auch der erste, der das Land der Mbayas und den Norden des „Grand Chaco“ durchquerte, „der erste, der die Anden Perus erreichte und als erster in das Reich der Inkas eindrang, noch ehe Pizarro seine Entdeckungsreisen zur See nach Peru antrat.

Garcia durchkreuzte brasilianisch Curitiba 17 Jahre früher als Alvar Nuñez, besuchte Paraguay zu Land vier Jahre früher als Gaboto zu Wasser, erforschte den Chaco, von Paraguay kommend, 13 Jahre vor Ayolas, der denselben Weg im Chaco einschlug, und drang im Osten in das Silberreich der Charcas 13 Jahre vor Pizarros Einzug von Westen her, der erst im Jahre 1538 stattfand".*) —

Der Paraguay wechselt hier in seiner Breite von 600 bis 1000 m. An einer Stelle des hohen, reich bewaldeten Ufers taucht ein kleines Wohnhaus auf, und im Hintergrunde werden weidende Kühe sichtbar. Menschliche Lebewesen sind wenig vorhanden; nur Urwaldriesen, mit dichtem Gestrüpp und Schlinggewächs und darüber die wiegenden Palmwipfel.

Auf schlammigen Sandbänken sonnen sich Krokodile (Yacarés); auf schilfigem Ufer stelzen langbeinige Reiher; hier und da taucht ein Fisch schnappend an die Oberfläche, und hoch über dem Urwald kreist langsam ein spähender Raubvogel. Dann verflachen sich die Ufer; Rohr und Schilf und dahinter weit gedehnte Sümpfe, glitzernde Lagunen inmitten saftiger Grasflächen ziehen sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Prächtige Palmenwälder wechseln ab mit dem dichten Urwald, dem dunklen Busch, dessen ernstes Kolorit von grellroten und weißen Blüten verschiedener Bäume angenehm unterbrochen wird.

Wenn die tropischen Regengüsse im Quellgebiet des Paraguaystromes herniedergehen, dann ist dieses ganze gewaltige Gebiet meilenweit unter Wasser gesetzt. Die erzeugten Überschwemmungen nehmen Ausdehnungen an, die nach unseren europäischen Begriffen ungeheuer genannt werden können. Monate dauert es, bis das in den Sümpfen und Lagunen vom Waldboden und Wurzelwerk zurückgehaltene Wasser abfließt. Der Schaden, den diese mit der Regelmäßig-

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld a. a. O.

keit einer Naturerscheinung eintretenden Überschwemmungen anrichten, ist oft sehr beträchtlich; insbesondere gehen viele Rinderherden dabei jährlich zugrunde. — — —

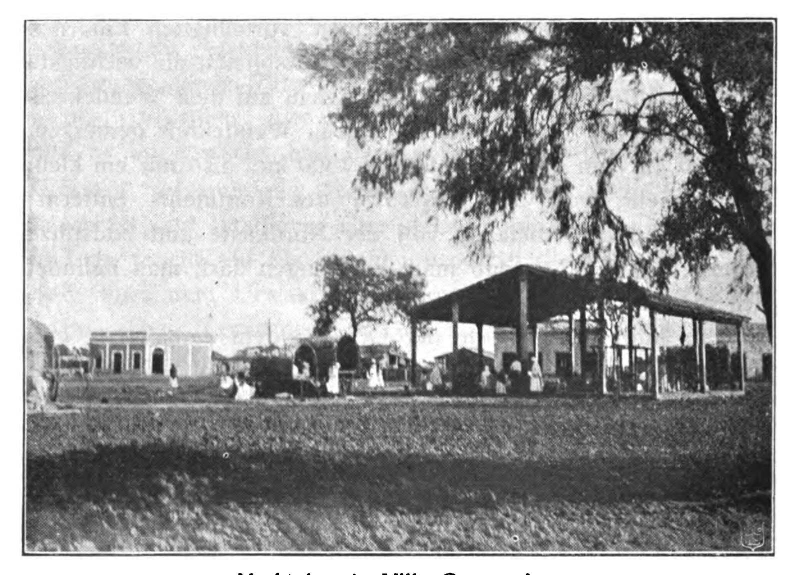
Nach einer schrecklichen Nacht auf dem überfüllten Dampfer, bei schwüler Hitze und entsetzlicher Moskitoplage näherten wir uns früh bei Tagesanbruch dem Städtchen Concepcion, das im Strahl der hellen Morgensonne mit seinen schimmernden Häuschen, seiner Landungsbrücke und dem Zollgebäude auf steiler Uferwand einen vorteilhaften Eindruck macht. Villa Concepcion, nächst Asuncion die wichtigste Handelsstadt Paraguays, liegt fast genau auf dem Wendekreis des Steinbocks. Es ist, auf demselben Wendekreis gemessen, ca. 1250 km von der Ostküste und 1300 km, also nur ein klein wenig mehr, von der Westküste des Kontinents entfernt; ebenso sind die Abstände von der Nordküste und Südspitze nahezu dieselben, so daß man wohl sagen darf, man befindet sich hier im Zentrum Südamerikas.

Im Jahre 1772 wurde der Ort von dem damaligen Gouverneur Fernando de Pinedo gegründet und nahm eine äußerst günstige Entwicklung bis zur Diktatur Francias, der durch seine Absperrungsmaßregeln bzw. durch sein politisches System, Paraguay von der ganzen Welt abzuschließen, der auf Handel und Verkehr angewiesenen Stadt den Lebensnerv zerschnitt. Erst in den letzten Jahren ist wieder eine Änderung zum Besseren eingetreten.

Schön allerdings kann man Villa Concepcion nicht nennen, beim besten Willen nicht; schon der Name ist häßlich und erweckt dunkle Vorstellungen von Vorgängen, die man für gewöhnlich nicht näher zu bezeichnen pflegt. Trotzdem der Ort, der heute ca. 6000 Bewohner zählt, auf dem hohen Ufer des mächtigen Paraguaystromes liegt, ist sein Untergrund doch völlig sumpfig und morastig. Die Straßen sind zwar gerade, aber nur teilweise passierbar, da sie durch Lachen und Tümpel und schlammige Stellen unterbrochen werden.

Der große Platz vor dem Munizipalitätsgebäude bildet selbst in der trockenen Zeit eine ausgedehnte Pfütze, in der Kühe und Pferde quatschend einherwaten und grüne, faulige Wassertümpel aus dem dunkelschwarzen Morast hervorblitzen.

Und nun erst bei Regenwetter. O weh! Da bietet Villa Concepcion ein Bild des Abscheus. Die Straßen sind ja nicht gepflastert, ebensowenig die Plätze; Trottoirs gibt es nur teil-



Marktplatz in Villa Concepcion.

weise, nur vor den besseren Häusern. Im Nu ist dann der Boden aufgeweicht, und was sich einst stolz eine Straße nannte, ist zu einer schlammigen, kotigen Masse geworden. Nur zu Pferde ist dann ein Fortkommen möglich. Wer zu solchen Zeiten nicht notwendig auszugehen braucht, bleibt gern daheim. Der gewöhnliche Mann und die gewöhnliche Frau allerdings machen es sich bequemer; mit nackten Beinen, die Röcke ungeniert über Gebühr hochgehoben, waten sie bis

an die Knie im weichen, schlüpfrigen Erdreich, ähnlich wie es bei uns die Bauarbeiter machen, wenn sie Lehm treten.

Einst besaß Villa Concepcion eine Pferdebahn, um den Verkehr innerhalb der Stadt gerade bei solchen erschwerenden Umständen zu erleichtern. Aber man pochte zu sehr auf den Zwang und kam dem Publikum nicht entgegen. Die Leitung nahm die Sache für sich eben zu bequem und dachte, sie habe es nicht nötig. Wenn bei und nach Regengüssen alles auf die Pferdebahn sehnsüchtig wartete, streikte diese — des schlechten Wetters wegen. Wenn um 11 Uhr nach Schluß der Bureaus Kaufleute, Beamte usw. für ihren Heimweg gern die Wagen der Pferdebahn benutzen wollten, erschienen letztere nicht mehr, weil es — Mittagszeit war. Solche und ähnliche Schildastückchen haben dann dem Unternehmen in kurzer Zeit den Hals gebrochen.

Ähnlich aber wird es hier noch anderen gehen, weil die Mehrzahl von ihnen dem verkehrten Grundsatz huldigt: „Wir haben es nicht nötig". Man merkt dies auch sofort am Betragen der Leute. Ganz im Gegensatz zu dem übrigen Paraguay, sind hier in Villa Concepcion die Bewohner im allgemeinen unfreundlich, abstoßend und hochnäsig, vom Oberhaupt angefangen bis hinunter zum gemeinen Polizeisoldaten, der Kaufmann ebenso wie der Hotelwirt. Warum? —

Es hockt der Frosch in seinem Pfuhl,
Und glaubt, es wär ein Königsstuhl!

Vielleicht liegt hierin die Erklärung. Und wie jenes kalthäutige, glotzäugige Vieh sich bläht und dreht, so machen es hier verschiedene Leute auch, die in einflußreicher Stellung sitzen und ihren Morast als ihr Königreich betrachten und da meinen, „Wir haben es nicht nötig!" Aber noch eins scheinen viele Einwohner von Villa Concepcion mit jenen Sumpftieren gemein zu haben: die schlüpfrige äußere Glätte. Versprechen und Worthalten sind hier, im Gegensatz zu dem übrigen Para-

guay — wenigstens nach meiner eigenen Erfahrung — zwei total verschiedene Dinge. Und wenn dir heute Haus und Pferd und der „gehorsamste Diener“ mit Händedruck und Bückling versprochen wird — Wanderer, traue diesen Worten nicht; morgen sind sie vergessen und du bis im Stich gelassen und mußt — schwer blechen! Villa Concepcion mit seinen Bewohnern und Regierungsorganen ist eben eine unrühmliche Ausnahme von dem übrigen anmutigen und freundlichen Paraguay, und es wäre verkehrt, von diesen paar Leguas Sumpf und seinen glatthäutigen Menschen ein Urteil über das ganze Land zu fällen.

Trotzdem glaube ich bestimmt, daß Villa Concepcion dereinst eine Zukunft haben wird, und zwar seiner Lage wegen. Der bis weit nach Norden ins Innere von Brasilien hin schiffbare Paraguay bildet die Verkehrsader zwischen dem gewaltigen Hinterland Matto Grosso und dem Ozean und macht dadurch Villa Concepcion von selbst zu einem Hauptdurchgangs- und Stapelplatz. Alle Waren, die nach dem Inneren bestimmt sind, nehmen ihren Weg hauptsächlich auf dem Paraguay, da der Landtransport schwieriger und teurer ist; und ebenso kommen fast alle Roherzeugnisse jenes gewaltigen Hinterlandes, wie Vieh, Häute, Hörner, Holz, Maté usw., per Schiff flußabwärts. Villa Concepcion bildet gleichsam den Ein- und Ausfuhrhafen für die großen industriellen Unternehmungen der Teewälder und des Chacos, die jährlich Tausende und Tausende von Arbeitern beschäftigen und dank einer vorzüglichen Leitung sich eines steten Emporblühens erfreuen. Deutsche Arbeit und deutsche Intelligenz sind hierbei nicht zum wenigsten beteiligt.

In dem zu Concepcion gehörigen Departement, das eine Bevölkerung von 12—13 000 Köpfen zählt, befinden sich zahlreiche Estanzien, auf denen Viehzucht im großen betrieben wird. Ackerbau ist sehr wenig entwickelt. Die jährliche Produktion an Mais, Mandioka, Bohnen und sonstigen Nahrungsmitteln ist so gering, daß weitaus der größte Teil des Konsums

durch Einfuhr gedeckt werden muß. Hieraus darf nun keineswegs ein irrtümlicher Schluß auf die Bodenbeschaffenheit gezogen werden. Die dortige Gegend gehört sogar zu den fruchtbarsten von Paraguay. Eisenhaltige Tonschichten, vermengt mit sandigen Bestandteilen, und Mergel sind hier vorherrschend, und infolgedessen gedeihen Zuckerrohr, Tabak, Orangen, Bananen, Kaffee, Weintrauben vorzüglich. Was da fehlt, sind — Menschen.

Die Hauptbeschäftigung bleiben Viehzucht und die Ausnutzung der gewaltigen Waldbestände.

Im Departement befinden sich mehr als 300 000 Stück Rindvieh, 4000 Schafe und 1000 Pferde. Mehr als 180 000 ha Weideland gehören deutschem Kapital, das hier in einer Höhe von 1 Million Mark angelegt ist.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit nur kurz die großen Viehzüchtereien von Dr. Kemmerich bei San Salvador und die Industriekolonie der Firma Cramer, Weyer und Müller bei Puerto Max. Letztere Gesellschaft betreibt hier auf ausgedehnten Waldländereien im großen Maßstabe die Holzfällerei und unterhält ein Dampfsägewerk sowie eine Quebrachoextraktfabrik, die für eine durchschnittliche Jahresproduktion von 3000 bis 4000 Tonnen eingerichtet ist.*) In gleicher Weise arbeitet auf dem rechten Paraguayufer weiter nördlich die Fabrik von Casado, deren Besitz im Gran Chaco liegt und fünf Millionen Hektar umfaßt. Es ist Urwald und Weideland, das noch von wilden Indianern bewohnt wird, das aber vor Jahren der ältere Casado dem Staate „gelegentlich" abkaufte, und zwar — man höre und staune — für den billigen Preis von 3,5 Pfennigen pro Hektar. Solche Zeiten sind natürlich vorbei, und die Preise für Ländereien sind inzwischen erheblich gestiegen.

Überall kommt hier der Ackerbau erst in dritter Linie

*) Vergl. S. 247 ff.

und beschränkt sich auf die landläufigen Produkte wie Mais und Mandioka. Ich erwähne ferner die größte Viehschlächterei (Saladero) Paraguays von Risso, an der brasilianischen Grenze gelegen, und die Unternehmungen der „La Industrial Paraguaya“, einer kapitalkräftigen Gesellschaft, die sich die Yerba-(Maté-)Industrie zunutze gemacht hat und in den Teewäldern Paraguays allein ein ganzes Heer von Arbeitern beschäftigt. Rechnet man hierzu noch all die großen und kleinen Estanzien, die am Fluß oder weiter landeinwärts liegen und die bezüglich des Absatzes ihrer Erzeugnisse alle auf Concepcion als Verschiffungshafen angewiesen sind, dann wird man ermessen können, welche Bedeutung dieser Ort neben Asuncion durch die Lage an der Wasserstraße für Handel und Verkehr besitzt. Dann aber auch läßt sich leicht überblicken, welchen großen Einfluß auf den Lauf der Dinge derjenige auszuüben imstande ist, in dessen Händen sich die Flußschiffahrt auf dem Paraguay vom Inneren Matto Grossos an bis hinunter zum Paraná und La Plata und von da bis zum großen Ausgangstor in den Ozean befindet. Heute ist es die allmächtige Mihanovich-Gesellschaft in Buenos Aires.

Wie ich schon hervorhob, bildet die Viehzucht in diesem nördlichen Teil Paraguays die ergiebigste Produktionsquelle und nicht nur hier, sondern allgemein im ganzen Lande. Das Rind gedeiht bei den günstigen Boden- und Klimaverhältnissen vorzüglich, und man rechnet dort mit einer durchschnittlichen Vermehrung pro Jahr von 25—30%. Die auf diese Weise angelegten Kapitalien verzinsen sich mit 12% und mehr.

So besitzt z. B. die Gesellschaft „La Foncière de Paraguay“ nördlich vom Rio Aquidabán und an den Ufern des die Grenze mit Matto Grosso bildenden Rio Apá ausgedehnte Ländereien, mehr als 470 000 ha, die mit ca. 100 000 Stück Rindvieh besetzt sind. Durch beständige Ankäufe aus Matto Grosso wird dieser Bestand von Jahr zu Jahr erhöht. Die

Viehvermehrung steigt bis auf 36%. Schon im Jahre 1900 zahlte die Gesellschaft eine Dividende von 13,8% und verzeichnet jetzt nach Abzug aller Unkosten jährlich 18% Reingewinn.

Was nun die Absatzverhältnisse betrifft, so sei nur erwähnt, daß allein für die Arbeiter in den Teewäldern jährlich etwa 7000 Schlachtochsen aus Concepcion gekauft werden. Die gleiche Zahl ungefähr wird nach Asuncion geliefert, das für seinen Schlachtviehmarkt jährlich mehr als 20 000 Ochsen verbraucht. Dazu kommt der Bedarf der Exportschlächtereien, der Saladeros, wie z. B. des schon erwähnten von Risso und eines andern in der Nähe von Concepcion, die zusammen pro Jahr ca. 35 000 Stück Fettvieh schlachten. Das Fleisch, getrocknet und gesalzen, wird exportiert, meistens nach Brasilien, Kuba usw. Aus Knochen, Eingeweiden und anderen Bestandteilen wird Fett gewonnen und in Fässern ausgeführt. Die Rückstände der Knochen werden verbrannt; sie dienen als Heizungsmaterial; die Asche geht als Düngungsmittel in großen Mengen nach Europa; die Zungen werden in Büchsen eingekocht; kurz: all diese Nebenprodukte der Viehzucht und der sogenannten Saladeroindustrie nebst Häuten, Hörnern, Klauen, Därmen, Haaren usw. bilden recht wesentliche Ausfuhrartikel des Landes.

Die Gesamtausfuhr der Viehzucht in Paraguay erreichte im Jahre 1904 einen Wert von 6 831 381 Mark, während sie 1898 nur 2 911 323 Mark betragen hat.

Bei alledem darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Landpreise in Paraguay, wenn sie auch, wie überall, die Tendenz einer stetigen Steigerung aufweisen, doch erheblich billiger sind, als in den La Platastaaten. In Argentinien z. B. sind die Zeiten des billigen Landkaufs längst vorüber. Dort sowohl, wie in Uruguay, werden die ausgedehnten Ländereien, die einst ausschließlich für Viehzucht benutzt wurden, mehr und mehr dem Ackerbau zugewandt. Aus diesem Grunde

schon stellen sich für die Viehzüchter in Paraguay die Produktionskosten erheblich billiger als in den anderen Ländern, wenngleich der Preis für Ländereien auch dort sehr von der Güte des Bodens und der Lage des Besitzes abhängt. „Minderwertiges, von den Verkehrswegen weit entfernt oder im Chaco gelegenes Überschwemmungsland ist heute noch für 70 Goldpesos (Mk. 280) per Quadratlegua (1875 ha), also für etwa 0,15 Mark pro Hektar, zu erhalten. Für gutes Weideland, in der Nähe schiffbarer Flüsse, größerer Ortschaften oder an der Eisenbahn gelegen, werden dagegen heute bereits 5000 Goldpesos (20 000 Mark) per Legua, also 10,67 Mark pro Hektar, bezahlt, während im Inlande, 50—100 km vom Paraguayfluß entfernt, Weideland noch zu 3—5 Mark pro Hektar gekauft werden kann. Alle zwischen diesen Grenzen liegenden Werte sind je nach Lage anzutreffen. Kolonieland erster Klasse ist im Durchschnitt mit 10—11 Mark anzusetzen. Wie überaus schnell die Landpreise in Paraguay während der letzten Jahre gestiegen sind, sei aus folgenden wenigen Zahlen ersichtlich.

Noch im Jahre 1899 wurden gut gelegene Fiskalweideländer 1. Klasse für 1,09 Mark pro Hektar verkauft, während im Jahre 1900 schon für gleich gutes Privatweideland 3,20 Mark, im Jahre 1904 bereits 5—8 Mark, und im Jahre 1905 10,67 Mark pro Hektar bezahlt wurden.“*)

Ähnlich steht es mit den Viehpreisen. Während noch im Jahre 1901 ein Jungochse nur 32 Mark kostete, ist heute sein Preis auf 42—46 Mark gestiegen; eine Kuh galt früher etwa 28 Mark, heute 32—36; ein Zuchtstier früher 38 Mark, jetzt 40—60 Mark und mehr.

„Leute, die mit 10—20 000 Mark anfangen können, um sich Vieh und etwas Land anzuschaffen, haben nach meinem

---

*) R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay a. a. O.

Urteil*) im oberen Paraguay mehr Aussichten als in Argentinien. Für kleine Viehzüchter ist das obere Paraguay ein Land, wie ich kein zweites in den La Platastaaten kenne. —

Einem Anfänger in der Viehzucht würde ich aber durchaus abraten, zunächst Land zu kaufen, sondern sein kleines Kapital von 10 000 oder 15 000 Mark nur in Vieh anzulegen und dasselbe, mit seiner eigenen Brandmarke versehen, auf einer befreundeten Estanzia unterzustellen. Man kann dies gegen Zahlung einer kleinen Miete besorgen oder Abgabe eines Teiles der Kälber, die geboren werden. Auch auf wilden, unbewirtschafteten Ländereien kann man ganz umsonst Vieh halten, weil die Landeigentümer froh sind, daß ihr Land bewohnt und das Gras abgefressen wird, und so allmählich für weitere Kultur vorbereitet wird. Gleichzeitig lernt dann der Anfänger Sprache und Landesverhältnisse. Für 12 000 Mark kauft man hier 500 Stück Vieh bester und zahmster Rasse, die jährlich einen Zuwachs von 125 Stück erhalten. Als Anfänger braucht er zwei Viehhüter außer sich selbst, bald aber nur noch einen, denn zu den größeren Arbeiten der Kastration der Stiere, Aufbrennen der Brandmarken usw. können bei Arbeiten, welche einige Tage erfordern, die Leute der größeren Estanzia mithelfen. Hat sich die Viehzahl verdoppelt oder verdreifacht, was in etwa sechs Jahren geschehen ist, dann kann er selbst Land kaufen und erhält unschwer Zahlungsausstand dazu. —

Der Anfänger, der in der glücklichen Lage ist, mit 500 Stück Rindvieh zu beginnen, — die meisten müssen es mit weniger — hat bei einem Zuwachs von 125 Stück etwa folgende Ausgaben: Für einen bis zwei Gehilfen à 25 Pesos monatlich außer Kost und für sich, wenn er sich den Landessitten fügt und ein sparsames Leben führt, einschließlich einer

*) Dr. Kemmerich. Reisebilder aus dem oberen Paraguay. Abgedruckt in „Der Deutsche Kultur-Pionier", 1903/04, S. 87ff.

Kampmiete von 2 Pesos pro Stück oder 1000 Pesos pro Jahr, 1200 Pesos, zusammen 3000 Pesos, was den Erlös von 50 bis 60 Stück Vieh ausmacht, so daß sich sein Kapital mit 75 Stück Vieh oder, zu einem Verkaufspreise von nur 50 Pesos gerechnet, mit 3750 Pesos parag. verzinst, die à 65 Pfg. = 2437 Mark ausmachen.

Er würde also bei seinem Leben zu 1200 Pesos gerechnet,
1 bis 2 Gehilfen und Pferde . . . . . . 800 „
Kampmiete, hoch gerechnet . : . . . . 1000 „

3000 Pesos jährlich

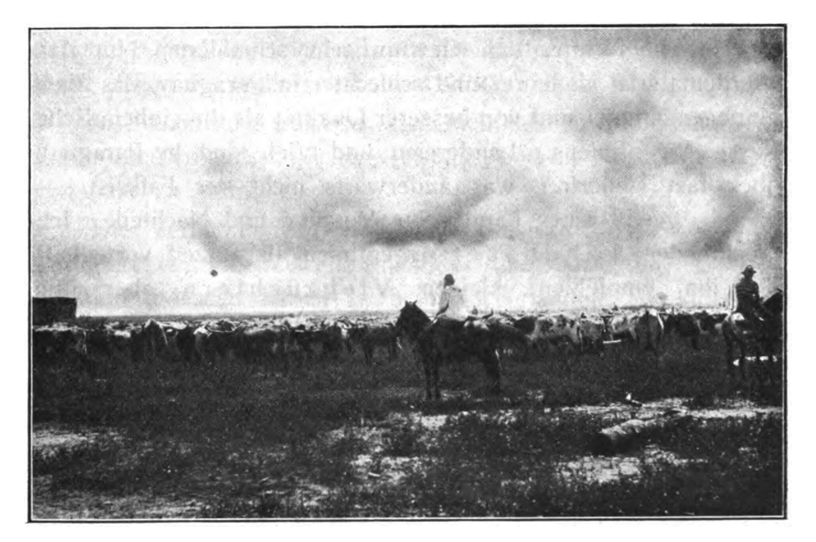
und einer Bruttoeinnahme von 125 × 50 Pesos = 6250 Pesos
und einer Nettoeinnahme von 75 × 50 = 3750 Pesos = 2437 Mark
erübrigen, was einer Verzinsung seines Kapitals von 20% gleichkommt und den hiesigen tatsächlichen Verhältnissen entspricht.

Zweckmäßiger vielleicht noch gibt er sein Vieh unter Garantie seines Estancieros für Verlust, Hütung usw. zu 4 Pesos pro Kopf und pro Jahr her, so daß es ihm eine Ausgabe von 2000 Pesos verursacht. Im Falle des Todes eines Stückes muß der Estanciero das Stück der Haut beibringen, welches die Brandmarke enthält und wird dann in diesem Falle vom Ersatz des Verlustes entlastet. Da zu genannten Preisen und Bedingungen anzukommen ist, so hätte demnach der Anfänger sich nur um sein eigenes Leben zu kümmern, zu lernen, zu helfen und aufzupassen und wäre von der Arbeit des Hütens fürs erste frei.

Will er später seinen eigenen Kamp besitzen, so erhöht das das Gefühl der Unabhängigkeit und der Freude, in seinem Eigentum schalten zu können; es setzt aber eine Summe von Kenntnissen voraus, über die der Anfänger noch nicht verfügt. Der Zinsertrag des Kapitals wird alsdann bei eigner Arbeit auf 12% herabgedrückt, in glücklichen Jahren kommen vielleicht 15% heraus.

Größere Estanzias, die in manchen Punkten billiger wirtschaften können, andernfalls aber wieder größere Ausgaben in der Bezahlung eines gutgestellten Mayordomo oder Verwalters haben, sind recht zufrieden, 12% des angelegten Kapitals herauszuwirtschaften.

Eine gut angelegte Estanzia gewinnt mit den Jahren an Landeswert. Dies kann man stillschweigend annehmen, und



Rinderherde aus dem Nordosten Paraguays.

dann hat sie den Vorteil, dem Besitzer nahezu freien Lebensunterhalt zu bieten und als Rückzugslinie im Leben zu dienen, wenn einmal eine große Krisis wie ein Wirbelwind über die La Platastaaten hinwegfegt. Solche Zeiten kommen unfehlbar, aber niemand weiß wann. — — Es wäre sehr zu wünschen, wenn sich in Deutschland Kapital fände, um in den schönen und wohlfeilen Ländereien des oberen Paraguay angelegt zu werden, um Viehwirtschaft zu treiben. Man hat hiergegen nur den einzigen Einwand erheben können, daß der Absatz

des Viehes ein beschränkter und schleppender sei, und es so schwer sei, aus dem geldarmen Lande Geld herauszuschlagen. Bis jetzt habe ich aber noch niemanden entdecken können, der nicht zu guten Preisen hätte verkaufen können. — —

Vermehrt sich das Vieh wie bisher, so werden sich die Preise mit denen Argentiniens nivellieren, aber dem Viehzüchter immer noch sehr konvenieren, weil er billiger als in Argentinien produzieren kann, wo die hohen Landpreise und Verluste im Winter den Gewinn sehr schmälern. Nur das Pferdematerial ist teurer und schlechter in Paraguay, das Vieh hingegen zahmer und von besserer Qualität als die einheimische Rasse Argentiniens. Ländereien und Vieh sind in Paraguay noch fast steuerfrei, was anderwärts nicht der Fall ist. — So hat gewiß jedes Land seine Vorzüge und Nachteile. Ich möchte dem L a n d b a u e r Argentinien als zurzeit vorteilhaft für ihn empfehlen, kleinen V i e h z ü c h t e r n aber, die nicht über Hunderttausende verfügen, das obere Paraguay, selbst größeren kapitalkräftigen Gesellschaften als gewinnbringender als anderswo. Der Ackerbau wird sich mit der Zeit von selbst dort entwickeln, wo größere Menschenmassen gezwungen sind, die Scholle auszunutzen. Diese Zeit liegt aber noch fern, weil die Welt groß ist und sehr viele Ländereien noch unbekannt daliegen. Noch für Jahrhunderte können allein die unteren La Platastaaten alle Auswanderer Europas aufnehmen. Erst mit den Jahren wird auch der Ackerbau in Paraguay immer mehr zunehmen. Zurzeit ist es noch mehr Gartenbau, Arbeit mit der Hacke mehr noch als mit dem Pflug. Der Eingeborene zählt die Linien, die er an Mais oder Tabak gebaut hat, dies ist bezeichnend für die geringe Arbeit, um die es sich handelt. Er sagt, ich habe so und so viele Linien Tabak, Mandioka oder Mais gepflanzt und damit habe ich genug; um den Landesexport macht er sich wenig Sorge. Erst wenn ihn die Not einmal in späteren Jahren zwingt, wird er mehr bauen müssen.“

Von großer Bedeutung in wirtschaftlicher Beziehung für Paraguay im allgemeinen, wie für seinen nördlichen Teil im besonderen ist die Ausbeutung der Yerbawälder. Aus ihnen, den Yerbales, wird das südamerikanische Nationalgetränk, der Paraguaytee (Yerba Maté) gewonnen, dessen ich schon vorher bei anderer Gelegenheit Erwähnung getan habe.*) (Vergl. S. 57.) Die wohltätige Wirkung dieses Getränks auf den menschlichen Organismus, die nervenanregend, nicht aber nervenerregend ist, wie z. B. die des Kaffees und Tees, dürfte heute schon in weiteren Kreisen bekannt sein.

In Südamerika bedienen sich mehr als 10 Millionen Menschen der Yerba als täglichen Getränks, und die Nachfrage steigt von Jahr zu Jahr.

Die Yerbabäume (Ilex paraguayensis) wachsen wild in Paraguay, in einem Teil Brasiliens und Argentiniens. Die Jesuiten indessen haben es bereits verstanden, sie künstlich anzupflanzen. Mit den Padres selbst ging auch die Kenntnis dieser Kultur verloren, und man mußte sich darauf beschränken, den Tee nur von den wildwachsenden Bäumen zu ernten. Erst vor wenigen Jahren gelang es einem deutschen Pflanzer, F. Neumann in Nueva Germania, den Matésamen zum Keimen zu bringen und aus ihm Bäumchen zu ziehen derart, daß heute der Teebaum schon in Kulturen mit Erfolg angepflanzt werden kann. Das ist von großer Bedeutung bei der steigenden Nachfrage und der allmählichen Vernichtung der wildwachsenden Ilexbäume.

Schwierig gestaltet sich das Aufsuchen der Yerbabestände in dem unwegsamen Urwald, und eine Anzahl entschlossener Männer, die an Strapazen gewöhnt und mit den Verhältnissen vertraut sind, ist dazu erforderlich. Hat man nach monatelangem Umherirren in undurchdringlichem Dickicht einen Be-

*) Dr. W. Vallentin, Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), Berlin 1906, H. Paetel, S. 6.



stand an Teebäumen entdeckt, dann geht es an die Arbeit. Mit langen Messern werden die Äste und kleinen Zweige abgeschlagen und diese ihrer Blätter entkleidet. Vieles geht hierbei natürlich verloren, und die Bäume selbst werden bei dieser Arbeit wenig geschont. Es ist eben Raubbau. In warmer Luft und über offenem Feuer werden dann Zweige und Blätter getrocknet und gedörrt. In einer Vertiefung des Bodens wird ein starkes Feuer unterhalten; durch einen aus Stein und Sand hergestellten Kanal strömt die Hitze unter einen aus Zweigwerk geflochtenen Rost, auf dem die Teeblätter und kleinen Zweige ausgebreitet sind und während der Zeit des Dörrens beständig von einem Arbeiter mit einer Stange umgewendet werden. Dann werden sie zerkleinert und in trockenen, festverschlossenen Lehmhütten, deren Boden sich etwa 1 m über der Erde erhebt, aufbewahrt. Die Verpackung erfolgt in Kuhhäuten. So gelangt die Yerba zum Transport auf Maultieren oder Ochsenkarren zu den Zentralstellen, wo sie nochmals auf Mühlen einem Zerkleinerungs- und Reinigungsprozeß unterworfen wird.

Die Produktion und Ausfuhr könnten bedeutend höher sein, wenn nicht auch hier der leidige Arbeitermangel von Einfluß wäre. Eigenartige Verhältnisse sind dadurch gezeitigt worden. In Villa Concepcion z. B. holen die Unternehmer ihre Arbeiter sämtlich durch Gewährung hoher Vorschüsse heran. Dort bekommt ein als tüchtig bekannter Arbeiter bis zu 1000 Pesos Vorschuß, ehe er in die Wälder zieht. Ein bezüglicher Vertrag ist vor dem Friedensrichter vorher abgeschlossen worden. „Ein Entrinnen aus den Yerbales ist nicht möglich und wird auch nicht versucht. Es wird dort von den großen Unternehmern ein Polizeikommissar mit bewaffneter Macht unterhalten, angeblich um die Ruhe aufrecht zu erhalten, mit dem verständlichen Nebenzweck hingegen, das Weglaufen zu verhüten. Demselben Peon, der vor dem Abgang nach den Yerbales sich allen Exzessen hingab, muß nun zur

Ehre nachgesagt werden, daß er in den heißen, feuchten Wäldern wie ein Vieh arbeitet, um seinen Kontrakt zu erfüllen. Nur, wenn er an einer Krankheit stirbt — Fieber sind dort häufig — ist der Vorschuß verloren. Sonst kommt er nach sieben Monaten spindeldürr und ausgemergelt zurück, um sich von der Erschöpfung einige Monate bei seiner Familie, wenn er eine hat, zu erholen und mit Spiel, Trunk und Müßiggang den Rest des Erworbenen durchzubringen und die Arbeiten bei der nächsten Saison neu aufzunehmen. Er wird für 10 Kilo Yerba, die er geschlagen und getrocknet im Walde an bestimmten Sammelstellen, Ranchos, abliefert, bezahlt und verdient sehr viel, wenn er tüchtig arbeitet. Anderseits muß er aber dem Unternehmer alle Lebensmittel sehr teuer abkaufen, und letzterer entschuldigt die hervorragenden Preise durch die Entfernung von der Stadt und die schlechten Wege.

Es ist eine Art modernen Sklaventums auf Kündigung, das aber beide Teile nicht zu ändern beabsichtigen. Die Unternehmer geben 100 000 Pesos Vorschuß an 200 oder 300 Arbeiter und suchen sich durch Polizeischutz und richterliche Kontrakte zu sichern, und die Arbeiter und deren Weiber wie Angehörige suchen möglichst großen und zinsfreien Vorschuß zu erlangen, um sich kurze Zeit zu amüsieren, teils auch wohl, um den Familien Existenzmittel zu hinterlassen.“*)

Eine Änderung dieser noch recht primitiven Zustände wird erst eintreten, wenn die künstliche Anpflanzung der Yerba, die dadurch eins der wertvollsten Plantagenprodukte zu werden verspricht, mehr Verbreitung gefunden haben wird.

Die jährliche Ausfuhr Paraguays an Yerba beziffert sich auf 7—8 Millionen Kilogramm mit einem Wert von 4—5 Millionen Mark. Über Concepcion allein kommen jährlich 4—5 Millionen Kilogramm des herben Paraguaytees zur Verschiffung. Mit Einschluß des einheimischen Konsums wird die Gesamt-

*) Dr. Kemmerich a. a. O.

produktion des Landes auf mehr als 10 Millionen Kilogramm pro Jahr geschätzt.

Die Gesellschaft La Industrial Paraguaya, die 1886 ins Leben gerufen wurde, besitzt in den Yerbales ca. 900 000 ha, von denen sie jährlich etwa 4—5 Millionen Kilogramm Tee im Wert von 2 Millionen Mark produziert. Sie beschäftigt in den Wäldern durchschnittlich 2000 Arbeiter. Auch eine mit deutschem Kapital gegründete Firma B o e t t n e r u. G a u t i e r betreibt in großem Umfange die Teeproduktion und besitzt in Paraguay und Argentinien mehrere Yerbamühlen.

XX.

Nach Puerto Max. Quebracho-Industrie.

Wie lang bleibst du, heiß Ersehnter?
Wie lang soll ich hier noch sitzen?
Heftig stechen die Moskitos,
Mensch und Tiere müssen schwitzen.

Jener heiß Ersehnte war nämlich der Raddampfer „Salto", der an einem Donnerstag hier eintreffen sollte, aber, wie gebräuchlich, nicht erschien. Ich hatte mich beeilt und war eigens zu diesem Tage aus dem Innern nach Concepcion zurückgekehrt, um weiter stromaufwärts zu fahren. Jetzt mußte ich wieder warten in diesem langweiligen Nest, unter diesen unfreundlichen Leuten. In dem einzigen „Hotel", in dem ich Unterkommen gefunden hatte, traf ich glücklicherweise zwei Deutsche, mit denen ich mich manches Stündlein unterhielt. Dort auf der Veranda saßen wir dann plaudernd und rauchend bei einem Glase Cocktail, das uns der mürrische Wirt fast unwillig brachte, und hinter dem Schenktisch stand die kleine dicke Wirtin wie ein knurriger Mops, der bereit ist, auf jeden Eintretenden mit gefletschten Zähnen loszufahren. Die Leute waren Franzosen, die ersten, die ich auf meinen vielen Reisen getroffen habe, die unfreundlich und abstoßend waren, gerade als ob sie jeden Menschen als ihren Todfeind betrachteten. Ich konnte noch froh sein, daß sie mir gestatteten, dort für

schweres Geld zu wohnen. Wie sehnte ich da den Dampfer herbei!

Endlich kam er, endlich, am folgenden Montag. Es war ein alter Kasten in miserablem Zustande, schmutzig und schmierig, der mich nun an Bord nahm und nach drei Stunden Aufenthalt sich ächzend und stöhnend in Bewegung setzte. Wie ein heiseres Wehgeschrei erklang sein Abfahrtssignal; dann keuchte er langsam den Paraguay hinauf.

Der Fluß hat hier immer noch eine Breite von 700 bis 900 m. Zahllose Inseln heben sich aus dem blitzenden Wasser hervor. Wald und Busch, niedriges Unterholz bedecken die flachen Ufer; Fächerpalmen sind in überwiegender Menge vorhanden; nur ab und zu ragen aus diesem Waldgebiet, das bisweilen von freien Grasflächen unterbrochen wird, die Laubkronen einzelner Urwaldriesen hervor. Mehrmals tritt der Wald zurück und läßt dann weitgedehnte, sumpfige Stellen offen, die mit hohem, schilfartigem Gras bewachsen sind. Großblättrige Wasserpflanzen, Riedgras mit mächtigen sternenförmigen Büscheln, Lianen und ein Gewirr von Luftwurzeln, dazwischen eingestreut buntfarbige Blüten eines Gesträuches: das alles verleiht der Landschaft bei ihrer großen Einförmigkeit etwas Wild-Schönes.

. Auf dem westlichen Ufer ruht im geheimnisvollen Schweigen der endlose Chaco. Auf einer kleinen Anhöhe taucht dort ein kleines, nettes Häuschen auf mit schuppenartigen Nebenbauten; es ist die Estanzia eines Engländers. Weiter nördlich liegt die Ansiedelung eines Franzosen; und dann kommt wieder Wald und Schilf, und dahinter reiht sich bis zum fernen Horizont Palme an Palme. Wenig Leben herrscht hier. Nur einige neugierige Indianer sind sichtbar. Scharf heben sich ihre nackten rotbraunen Körper von den hellen Farben der sandig-lehmigen Uferböschung ab. In einem Baumkanu hocken Weiber, und ein Rudel Kinder tummelt sich schreiend in der Nähe des Wassers.

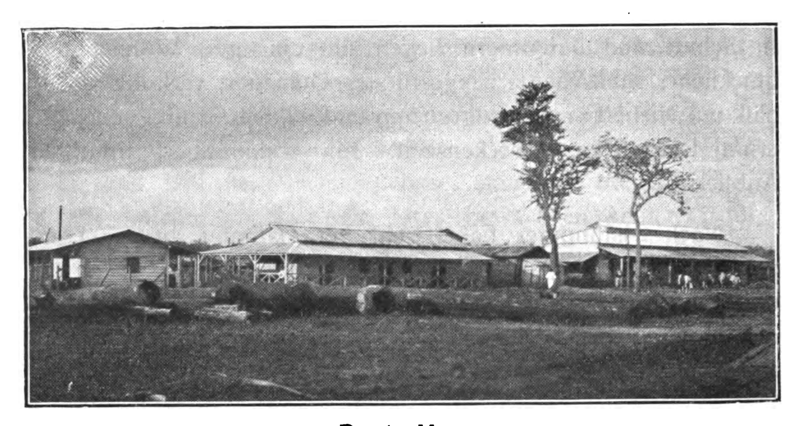
Bald darauf passieren wir San Salvador auf einer felsigen Anhöhe der östlichen Seite des Flusses. Einst war es ein bedeutender Stapelplatz für die Armee, mit regem Verkehr und lebhaftem Handel. Seiner hohen Lage am Flusse wegen war es zum wichtigsten Anlegeplatz geworden, der stets frei von Überschwemmungen blieb und ein Anlegen der Schiffe während des ganzen Jahres erlaubte. Dann kam der entsetzliche Krieg. San Salvador wurde zerstört und verbrannt und seine 6000 Einwohner alle vom Erdboden vertilgt. Was nicht ermordet war, kam elend in den Flammen um. Heute sind von dem schön gelegenen Ort nur noch Ruinen übrig. In Schutt und Trümmern liegen die einstigen Wohnstätten glücklicher Menschen. Eingestürztes Gemäuer, verkohltes Gebälk umwuchert von Dorngestrüpp und wildem Schlinggewächs, erinnert an die Schreckenszeit. Ein wehmütiger, trauriger Anblick.

Nach 24stündiger Fahrt geht der Dampfer an der Landungsbrücke von Puerto Max vor Anker. Hier liegt auf dem hohen östlichen Ufer des Paraguaystromes die schon erwähnte Quebracho-Extraktfabrik von Cramer u. Weyer (früher Cramer, Weyer u. Müller). —

Unter den mannigfachen Holzarten des paraguayischen Urwaldes ist nämlich der Quebrachobaum einer der wichtigsten geworden. Die außerordentliche Härte des Holzes — Quebracho heißt Axtzerbrecher — macht es verwendbar für Eisenbahnschwellen, Brückenbauten usw., kurz überall da, wo es den Einflüssen von Wasser und Wetter zu trotzen hat. Es ist schwerer als Wasser; sein spezifisches Gewicht ist etwa 1,3. Wegen seiner Eigenschaften war denn auch die Ausfuhr von Quebrachoholz schon seit Jahren ganz erheblich. Über Asuncion allein gingen 1902 nach dem Auslande mehr als 22 500 Stämme in einem Gewicht von mehr als 12 500 000 kg. In Wirklichkeit sind diese Ziffern sicherlich höher, da ein großer Teil

des Holzes, weil über Buenos Aires gehend, nicht als aus Paraguay, sondern aus Argentinien kommend bezeichnet wird.

Außer seiner Härte und Dauerhaftigkeit aber besitzt das Quebrachoholz einen hohen Gerbstoffgehalt derart, daß eine Tonne (= 1000 kg) Holz 20—25% Quebrachoextrakt liefern kann. Dieser fertige Extrakt enthält ca. 68% an gerbenden Substanzen, das heißt reines Tannin. Die Zahlen haben auf die Fabrik von Puerto Max Bezug; in einem andern derartigen Unternehmen zu Puerto Casado wird ein Gerbstoffgehalt von nur 60—62% erzielt.



Puerto Max.

Es ist noch gar nicht so lange her, etwa seit Mitte der achtziger Jahre, daß Quebrachoextrakt in Deutschland Eingang gefunden hat und jetzt derart in Anwendung gekommen ist, daß z. B. sein Gebrauch als Gerbemittel in der Lederindustrie eine Umwälzung hervorzubringen imstande war. Die großen Mengen Quebrachoextrakt, die jährlich in den beiden genannten Fabriken hergestellt werden, gehen fast alle nach Hamburg; und jene Quantitäten sind nicht gering. So werden z. B. in der Fabrik der deutschen Firma Cramer u. Weyer in Puerto Max täglich im Durchschnitt 35 Tonnen (= 35 000 kg) Holz

verarbeitet und aus diesem Rohmaterial ca. 8,5 t = 8500 kg Extrakt hergestellt, so daß eine Jahresproduktion von mehr als 3000 Tonnen verzeichnet werden kann. Die Extrakteinfuhr Hamburgs betrug 1903 bereits 2681 Tonnen.

In einer Länge von 26 km erstrecken sich die Ländereien der Firma den Paraguayfluß entlang und umfassen nach dem mit reichem Waldbestand bewachsenen Inneren zu eine Ausdehnung von 486 qkm. Der Reichtum dieser Wälder an Quebracho ist groß, so daß nach einer oberflächlichen Berechnung die Ausbeute des Gebietes noch nach 20 Jahren nicht beendet sein dürfte. Mit der fabrikmäßigen Herstellung des braunroten Extraktes ist ein Dampfsägewerk und die im Großen betriebene Holzfällerei verbunden. Auch die Waldungen einer Estanzia, Viehzüchterei, des Herrn Schade mit einem Viehbestand von rund 7000 Stück gehören dazu. Die Fabrik selbst und ihr Betrieb könnten wohl als Muster und anfeuerndes Beispiel für die Betätigung deutschen Arbeitsgeistes hingestellt werden.

Nachdem in den Wäldern von den sogenannten „Monteadores" die mit Quebracho bewachsenen Stellen ausfindig gemacht worden sind, werden letztere an die Holzfäller übergeben. Diese Arbeiter bauen sich nun an den angewiesenen Plätzen ihre Ranchos (Hütten), und das Holzfällen beginnt. Gearbeitet wird in Akkord nach dem Kubikinhalt der abgelieferten Stämme, die der Außenrinde und des Bastes, der sogenannten weißen Rinde, entblößt allwöchentlich dem jeweiligen Aufseher übergeben und in die Nähe des Hauptweges geschafft werden. Hohe, zweirädrige Karren (Durchmesser der Räder 2,40 m), mit vier bis sechs Ochsen bespannt, holen von hier das Holz zur Fabrikanlage. Annähernd 1200 Ochsen, von denen immer die Hälfte nach der anstrengenden Tagesarbeit einen Ruhetag hat, werden mit Herbeischaffen der Stämme beschäftigt. Die Karrenführer (carreros) müssen die Stämme so anfahren, daß sie direkt in die Sägerei gebracht

werden können. Hier wird das Holz in die für die Raspelmaschine nötige Länge zersägt. Zwei solcher mit Dampf getriebenen Maschinen verrichten an den zwischen Eisenschienen herangepreßten Stammstücken die Arbeit des Holzraspelns, d. h., sie verwandeln das harte, rotbraune Holz in kleine Späne. Mittels einer Schneckenwelle gelangen die Späne nun durch einen Elevator nach oben auf den Späneboden und von dort in acht kupferne Zylinder, wo sie gekocht werden, um darauf in großen hölzernen Bottichen ausgelaugt zu werden und sich abzukühlen. Satz und Schmutz fließen nach unten ab. Die so vorbereitete Masse wird nun nochmals in zwei Sudkesseln erhitzt, dann in dem sog. „Doppeleffekt“ einem neuen Siedeprozeß unterzogen und als verdickte Lauge für das „Vakuum“ gewissermaßen vorgekocht.

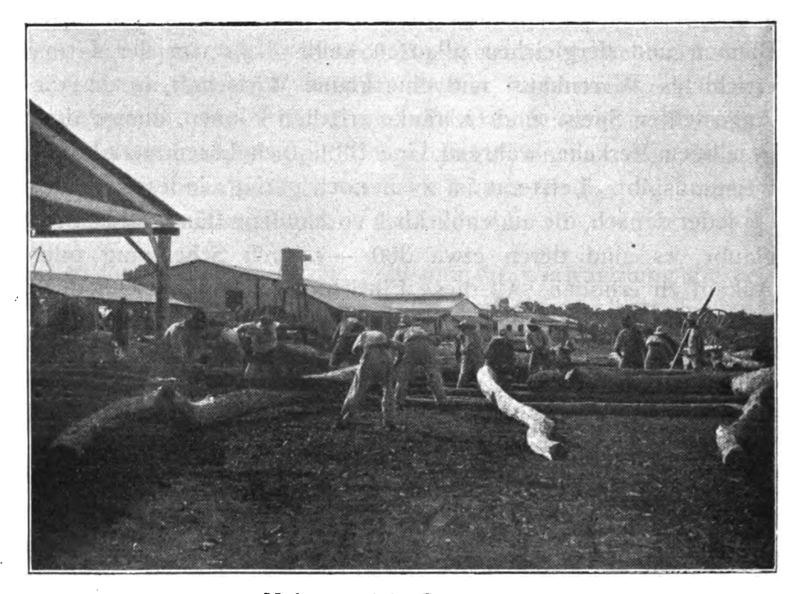
In der Vakuummaschine geht nun die Umwandlung dieser Lauge in den eigentlichen Extrakt vor sich. Unter heißen Dämpfen und großem Luftdruck wird sie hier nochmals einem Kochprozeß unterworfen, gleichsam eingedampft, um darauf als flüssiger Quebrachoextrakt abgelassen zu werden. Die flüssige, dunkelbraune, fast schwarzrote Masse fließt aus dem Vakuum in starke Säcke, in denen sie langsam erkaltet und erstarrt. Der Inhalt eines jeden Sackes ist genau auf 52 kg berechnet. Aus den Trockenstellagen gelangen die Säcke, nachdem auch die Arbeit des Verschließens und Stempelns getan ist, auf Loris, die von hier auf Schienenwegen zur Landungsbrücke am Flußufer führen. Dort werden sie mit einem Kran in die Dampfer geladen und nach Hamburg versandt. Die während des vorher beschriebenen Herstellungsprozesses ausgelaugten und rückständigen Holzspäne dienen wieder als Feuerungsmaterial der zur Fabrik gehörigen Dampfkessel.

Daß zu diesem ganzen Betriebe noch einige kleine Dampfer und Leichterschiffe sowie Boote gehören, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ebenso braucht wohl nicht darauf hingewiesen

werden, daß außer den Ochsen und Karren ein beträchtliches Wagen- und Pferdematerial benötigt ist. Im allgemeinen sind die Einrichtungen der Fabrik mustergültig. Die Wohnungen der Beamten und Arbeiter sind gut. Zu beiden Seiten der abgemessenen, breiten und geraden Wege, die dereinst mal Straßen bilden sollen, stehen die kleinen, weiß getünchten Holzhäuser, fast durchweg mit einem niedlichen Garten umgeben, in dem der jeweilige Bewohner nach Belieben Gemüse, Blumen und dergleichen pflanzen kann. Ein von der Firma errichtetes Warenhaus und eine kleine Wirtschaft, in der die Angestellten Speise und Getränke erhalten können, dienen dem geselligen Verkehr, während eine Bibliothek Lesematerial leihweise ausgibt. Letzteres ist zwar noch gering; indessen strebt ein jeder danach, die augenblicklich vorhandene Bändezahl — ich glaube, es sind deren etwa 300 — durch Schenkung oder Ankauf zu erhöhen. All diese Einrichtungen, die ja schließlich nur für das Wohlbefinden der dort lebenden Menschen sorgen sollen, habe ich auf der Fabrik in Puerto Casado n i c h t angetroffen. Auch ist hier k e i n A r z t, während auf Puerto Max ein von der Firma Cramer u. Weyer besoldeter Arzt angestellt ist. Man hat es hier eben mit einem d e u t s c h e n U n t e r n e h m e n zu tun, das unabhängig von dem Arbeitskontrakt auf das Wohl seiner Angestellten bedacht ist. So hat es sich die Firma nicht verdrießen lassen, jede Wohnung mit einer Wasserleitung zu versehen und überall elektrische Beleuchtung einzurichten. Sogar der in der Nähe der Fabrikanlagen befindliche Viehkral hat elektrisches Licht — man denke, elektrische Beleuchtung am und im Urwald!

Von den in diesem vorzüglich geleiteten Unternehmen beschäftigten Personen und deren Familien von zusammen etwa 800 Köpfen sind ca. 70 Deutsche oder doch solche, die deutsch sprechen, so daß man in der Tat sagen kann, hier ist ein Grundstock zu einer deutschen Kolonie gelegt, die ihrem Vaterlande nicht nur Ehre macht, sondern ihm auf wirtschaftlichem

Gebiete, insbesondere durch Herleitung des deutschen Exportes nur von Nutzen sein kann. Erst wenn sich deutsches Kapital mehr und mehr nach Paraguay ziehen und in ähnlicher Weise an wirtschaftlichen Unternehmungen beteiligen oder neue ins Leben rufen wird, gleichgültig auf welchem Gebiet der Volkswirtschaft; erst dann, wenn deutsche Einwanderung nach hierher neue Konsumenten schafft und allmählich ihren Einfluß



Holzsägerei in Puerto Max.

auf die Landesbewohner hinsichtlich Lebensweise, Konsum usw. geltend machen kann: erst dann wird der Absatz deutscher Waren nach Paraguay eine nennenswerte Steigerung erfahren, und der deutsche Export wird in der Lage sein, den hiesigen Markt mehr und mehr für sich zu erwerben und zu beherrschen.

Augenblicklich betreiben sieben Gesellschaften die Ausnutzung der Wälder im Paraguay-Chaco auf Quebracho, und zwar:

	Kapitalaufwand	Mk.
Cramer & Weyer	—	"
J. & C. Casado (2 Fabriken) .	—	"
La Forestal del Paraguay . . .	—	"
The River Plate Quebracho Co.	4 000 000	"
The American Quebracho Co. .	12 000 000	"
El Quebracho de Puerto Maria	2 700 000	"
La Salvática	1 200 000	"

Die Ausfuhr von Quebrachoextrakt aus Paraguay betrug:

1901	1175	Tonnen
1902	2752	"
1903	3758	"
1904	4619	"

und erreichte einen Wert (in Asuncion):

1901	von	383 088	Mark
1902	"	898 253	"
1903	"	1 226 562	"
1904	"	1 405 794	"

In letzter Zeit ist das Quebrachoholz im Preise gestiegen durch die erhöhten Bedürfnisse der Ausfuhr, sowohl in Rohhölzern wie auch in Form von Gerbstoffextrakt, durch die vermehrten Bedürfnisse der sich auf immer neue Gebiete des Landes ausbreitenden Landwirtschaft, durch die Ansprüche der Wasserbauten und endlich durch den vermehrten Verbrauch an Eisenbahnschwellen. So hat z. B. die Quebrachoschwelle vermöge ihrer hervorragenden Eigenschaften die Stahlschwelle in Argentinien nicht aufkommen lassen. Dort wurde vor Jahresfrist dem Wettbewerbe der Stahlschwelle durch ein Gesetz vollends jede Aussicht benommen, weil bei Neukonzessionen von Eisenbahnen nur die Quebrachoschwelle oder gleichwertige Edelhölzer des Landes verwendet werden durften. Dieses Gesetz fiel zeitlich zusammen mit dem Baue von Eisenbahnlinien im Chaco, die auf die Ausnutzung der Quebrachowälder gegründet waren. Ferner entstanden dann im Bereiche

dieser neuen Eisenbahnen einige neuere Quebrachogesellschaften, die den geschaffenen Linien die nötige Transportmenge zu liefern hatten.

Diese Quebrachogesellschaften, meist mit dem Sitze in Buenos Aires, haben sich dann nicht mehr auf Argentinien beschränkt, sondern die neueren Gründungen haben auch den Paraguay-Chaco als Feld ihrer Tätigkeit erwählt wegen der Lage am Paraguayfluß und der leichten Transporte zu jedem Uferpunkte in Argentinien.

So wie die Dinge jetzt liegen, ist der Sieg des Quebracho über den Stahl als wahrscheinlich vorauszusehen.

Die Erschließung der Chacoländereien durch Verkehrswege, an deren Anlage früher gar nicht gedacht werden konnte, weil sich der Handel mit Quebracho und anderen Hölzern noch nicht entwickelt hatte, ist heute infolge der veränderten Sachlage erheblich gefördert.*) Auf argentinischem Gebiet dringen die Eisenbahnprojekte auf Grund der Schiffbarkeit der gewaltigen Ströme Paraná und Paraguay mit vermehrter Lebhaftigkeit bis nach Bolivien vor, während in Paraguay eine ganze Reihe von bedeutenden Quebrachogesellschaften zum Bau von Bahnen treibt.

„Für Deutschland, welches in den Quebrachounternehmungen schon ansehnlich beteiligt ist, haben daher die Transportunternehmungen zum dauernden Vorteil seiner Industrie ein erhöhtes Interesse gewonnen. Darunter ist nicht nur die Eisenbahn zu rechnen, sondern auch die Flußschiffahrt; denn diese muß durch die Ausnutzung der Wälder außerordentlich wachsen und dauernd groß bleiben durch den Aufschluß der Ländereien.

An einer durchgebildeten Schleppschiffahrt mit billigen Frachtsätzen fehlt es in Argentinien aber noch völlig. Die

*) Vergl. S. 289 ff.

Schiffahrt wird im wesentlichen von einer einzigen Gesellschaft (Mihanovich) als Monopol betrieben, die meist gemischte Dampfer für Personen- und Frachtverkehr laufen läßt. Nur kapitalkräftige Gründungen können gegen die Flußschiffahrt aufkommen, haben aber dann bei geordnetem Betrieb Aussicht auf einen vollen Erfolg ihres Unternehmens.“*)

*) Argentinisches Wochenblatt, 9. Juni 1906.

XXI.

Bis zum Aquidabán und Rio Apá. Am Cerro Corá.

Hochinteressant ist der nordöstliche Teil von Paraguay, das Land östlich von San Salvador und Puerto Max gelegen, also etwa zwischen dem Rio Aquidabán und dem die Grenze mit dem brasilianischen Staat Matto Grosso bildenden Apá.

Nördlich von Puerto Max erscheinen am östlichen Ufer des Paraguaystromes mächtige Kalksteinfelsen mit tief ausgewaschenen Schluchten und mannigfacher Höhlenbildung. Dieselbe Formation tritt in noch größerem Maßstabe bei Itapicumí zutage oberhalb von San Salvador dort, wo der Paraguay sich im rechten Winkel schroff nach Westen wendet und dann um die Felsen herum in großem Bogen nach Süden fließt. Die gleichen Kalkbildungen und andere metamorphische Gesteinformationen kommen weiter stromaufwärts vor und erstrecken sich über den Cerro Peñahermosa hinaus bis zum Mündungsgebiet des Rio Apá. Während sonst am Rio Paraguay das Alluvium mit seinem Sand und Geröll, seinen Ton- und Lehmmergelschichten und darunter liegenden Sandsteinmassen angetroffen wird, treten hier Kalkstein und Marmor zutage, die sich als ein mächtiges Korallenriff von Westen nach Osten durchs Land hinziehen. Einige Kalkbrüche dieser Ufergegend sind bereits in Betrieb und liefern vorzügliches Material nicht nur für den heimischen Bedarf in Paraguay, sondern,

da die Frachten nicht zu teuer sind, auch für den Export bis hinab nach Buenos Aires. Die Kalkbrüche bei Colonia Risso ergaben pro Woche durchschnittlich 56 250 kg gebrannten Kalk.

Herrliche Weideplätze für Viehzucht enthält das Land nördlich vom Rio Aquidabán, wie z. B. am Rio Tagatiyá, die mit Waldbeständen abwechseln und ringsum von Bergen und Hügelketten umkränzt sind.

Im Nordosten erhebt sich mit großer Flächenbildung die etwa 200 m hohe Sierra Poná, das heißt das „schöne Gebirge". Das Wort „Poná" kommt aus der Guaranísprache und bedeutet „schön", „lieblich". Granit und Tonschiefer sind die Hauptbestandteile dieses Bergzuges, während weiter nach Norden mehr und mehr das Urgestein, Quarzit, Syenit und Granit mit ihren runden Kuppen hervortreten. Sanft gewellte, frische grüne Ebenen mit saftigen Gräsern, verschiedenen Gramillasorten und dem sogenannten Pásto Colorado, durchflossen von rieselnden Bächen, unterbrochen von schattigen Akazienwäldern, hier und da übergehend in sumpfige Stellen und schilfumwachsene, glitzernde Lagunen, verlieren sich allmählich im dichten, dunklen Urwald, der den Rio Apá auf beiden Ufern umsäumt. Nördlich davon, weit, weit am Horizont erscheinen blaue, kegelförmige und gezackte Bergreihen; es ist das Hochland von Matto Grosso.

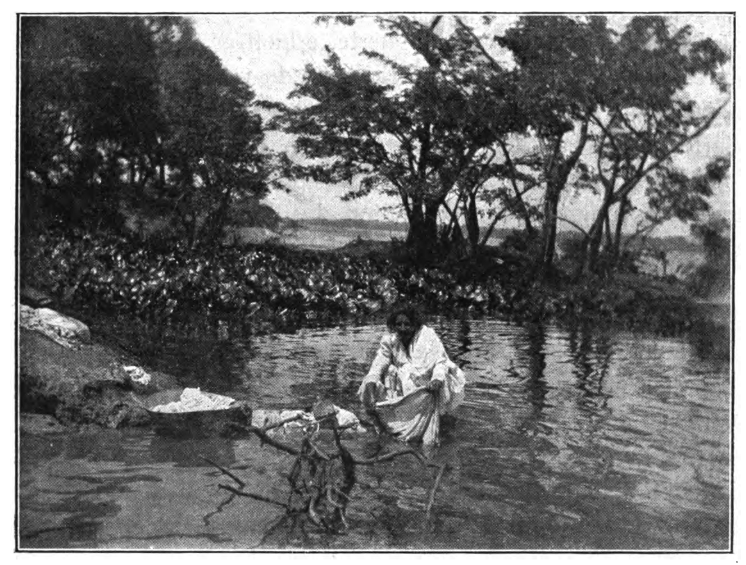
Dort liegt das eigentliche Land der Viehzucht, und aus dem dortigen Gebirge kommt das schwere Rassevieh, das zu Tausenden nach Paraguay verkauft wird, um die vorhandenen Bestände an Rindern aufzubessern. Dieser nordöstliche Teil Paraguays bzw. das Grenzland auf der Wasserscheide zwischen dem Paraná und Paraguaystrom gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Gebieten. Boden- und Wasserverhältnisse sind äußerst günstig, und das Klima ist der hohen Lage wegen zuträglicher als sonstwo im Innern. Von den allerdings herzlich wenigen Bewohnern wird ausschließlich Viehzucht getrieben, da die mangelnden Verkehrsverhältnisse und die Abgelegenheit

im Innern, fern von einem zahlungsfähigen Absatzmarkt, zunächst noch jede andere wirtschaftliche Tätigkeit ausschließen. Indessen haben einige Deutsche und Schweizer mit Obst- und Weinbau gute Ergebnisse erzielt. Pfirsichbäume und Bananen gedeihen vortrefflich, ebenso Mais, Bohnen und Mandioka. Insbesondere ist dort aber ein geeignetes Feld für Weizenbau. Vorderhand kommt das alles noch wenig in Betracht, erst ein Bahnbau kann und wird diese ungeheueren, noch fast unbekannten Ländereien erschließen, die die Natur so reich mit ihren Gaben bedacht hat.

Im Osten, im Quellgebiet des Rio Aquidabán, dort, wo die unzugängliche Sierra Tranquierita sich hinlagert, und wo die Ausläufer der Cordillera Amambáy sich weit in die Ebene vorschieben, wird die Gegend wild und unwegsam. Auf einer Wildnis, einer Versteinerung trostloser Ruhe brütet hier das heiße Tagesgestirn. Dichte Wälder, stacheliges Unterholz und Dorngestrüpp, unpassierbare Sümpfe; dann wieder rauhes Felsgestein, zerbrochene Steinblöcke und grobe Geröllmassen; sie sind die Merkzeichen dieser öden, menschenleeren Welt.

Hier war es denn auch, wo Solano Lopez seine letzte Zufluchtsstätte suchte, nachdem er in seinem Cäsarenwahnsinn das Land verwüstet und ein harmloses, blind vertrauendes Volk ins Verderben gestürzt hatte. Von notorischer Feigheit, wenn das eigene Leben bedroht war, hatte Lopez den Rest seines Heeres, mit Kanonen und Munition, unter dem General Caballero im Stich gelassen und war mit seiner „Madame“ Lynch in Begleitung von etwa 400 treuen Guaranís und 500 Frauen in jenen nordöstlichen Winkel geflohen, wo er sich inmitten einer grausen Wildnis versteckt hielt. Er beabsichtigte, von hier in nordwestlicher Richtung auf bolivianisches Gebiet zu flüchten. Am Cerro Corá, einem Felsenberge am waldigen Ufer eines Quellflusses des Aquidabán, umgeben von dichtem Wald, hatte Lopez sein damastgefüttertes, mit weichen Teppichen ausgelegtes Zelt aufgeschlagen, und rings-

herum biwakierte unter freiem Himmel in Not und Elend sein Gefolge. Da wurde sein Aufenthalt von brasilianischen Soldaten aufgespürt und am 1. März 1870 umzingelt. Eine schreckliche Verwirrung entstand bei dem Angriff auf das Lager. Die Paraguayer stoben auseinander; mit gellendem Geschrei und flatternden Haaren eilten die halbnackten Weiber, vor Angst, Schrecken und den ausgestandenen Entbehrungen halb wahn-



Am Alto-Paraguay.

sinnig, nach allen Richtungen in die Waldungen, um dort hinter Baum und Busch Schutz zu suchen. Und wieder benutzte Lopez diese allgemeine Panik, um feige zu entfliehen. Was aus den bejammernswerten menschlichen Kreaturen wurde, das war diesem Ungeheuer völlig gleichgültig; nur die eigene heilige Person in Sicherheit bringen — das war die Hauptsache. — Wie ein Rasender jagte er davon; ein Teil der brasilianischen Reiter, die ihn erkannt hatten, setzte hinterdrein.

Auch jetzt wäre es dem „Präsidenten“ wahrscheinlich geglückt, seinen Verfolgern zu entkommen, wenn nicht sumpfiges Terrain ein entschiedenes Halt geboten hätte. Lopez' Pferd blieb im Schlamm stecken; er sprang aus dem Sattel und durchwatete den Sumpf; hinter ihm her wateten einige brasilianische Lanzenreiter, geführt von dem Unteroffizier José, und näherten sich dem Fliehenden mehr und mehr. Als sich dieser dann in Todesangst umdrehte und einen Revolverschuß auf den am nächsten stehenden José abfeuerte, erhielt er einen Lanzenstoß durch den Rücken. Er taumelte, stürzte vornüber und fiel mit dem Kopf in den Morast. Nunmehr sprangen die übrigen Verfolger hinzu, um sich des Gefangenen zu bemächtigen; allein — er war tot, ein lebloser Körper. Der Herrlichkeit und dem unmenschlichen Wüten des blutdürstigen Tyrannen Lopez war ein für allemal ein Ziel gesetzt.

Die Brasilianer hatten alle Mühe, den Leichnam vor der Wut der Paraguayer zu schützen, die jetzt ihren ganzen, bis dahin zurückgehaltenen Haß an ihm auslassen wollten.

„Keine Träne floß um den Gefallenen — kein Laut des Mitleides wurde hörbar. Wohl aber stießen die anwesenden Paraguayer die entsetzlichsten Verwünschungen und Schmähungen gegen das Ungeheuer aus, welches ihre Nation ins Verderben gestürzt und sie mit Füßen getreten hatte.*)

Mit knapper Not entging „Madame“ Lynch dem Schicksal, vom eigenen Volk gelyncht zu werden. Es gelang indessen, sie in ihrer Reiseequipage vor den brasilianischen General Camara zu bringen. Dieser war gezwungen, eine starke Infanteriewache um den Wagen zu postieren, da die Weiber „sich wie rasende Furien auf die so bitter gehaßte Engländerin stürzen und sie in Stücke zerreißen wollten. Mit gellendem Geheul schrien sie fortwährend, daß Madame einen fabelhaften Wert von Brillanten und anderen Schmucksachen mit sich führe,

---

*) A. Amerlan a. a. O.

forderten dabei die Brasilianer wiederholt auf, sich dieser zu bemächtigen u. dergl. Erst nachdem die Wache mehrere Male ernstlichen Gebrauch von Kolben und Bajonett gemacht hatte, legte sich einigermaßen die Wut der wahnsinnigen Weiber.“ Unter sicherer Bedeckung wurde die abenteuerlustige, herrschsüchtige und habgierige Maitresse nach Buenos Aires gebracht, von wo sie sich nach Frankreich einschiffte. Eine Zeitlang hat sie dort von dem gestohlenen und erpreßten Gelde gelebt, ist dann aber später in Paris nach einem ausschweifenden Leben in Armut gestorben.

Blutigrot versank am Abend des 1. März 1870 der Sonnenball hinter den Baumkronen und Felsmassen des Cerro Corá. Ermattet waren die brasilianischen Soldaten von der schauerlichen Menschenjagd zurückgekehrt und lagerten um ihre Wachtfeuer zusammen mit den hålb verhungerten Paraguayern, jenen armen, still duldenden Männern und Frauen, die durch die ausgestandenen, unerhörten Strapazen, durch die vorhergegangenen anstrengenden Eilmärsche durch meilenweite Sümpfe und stachelbesetztes Unterholz, in glühender Hitze, gepeinigt von Millionen von Moskitos und Stechfliegen, gequält von furchtbarem Hunger und Durst, zur Verzweiflung gebracht und nur noch mittels der bestialischen Grausamkeiten des Barbaren und seiner „Leibgarde“ zum Gehorsam gezwungen worden waren. Sie fühlten sich jetzt befreit, erlöst von allem Übel.

An derselben Stelle, wo das damastgefütterte Tuchzelt gestanden hatte, schaufelten brasilianische Soldaten ein Grab, in das bei Sonnenuntergang der tote Tyrann gebettet wurde. Ein einfaches, roh zusammengezimmertes Holzkreuz bezeichnet die Totenstätte.

Der Degen des Gefallenen wurde dem Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien nach Rio de Janeiro überbracht.

„Dieser Degen sah wahrlich nicht wie die Waffe eines tapferen Kriegers aus, der gewillt ist, sein Leben teuer zu

verkaufen. Er war eine Art Galanteriedegen, der Griff von Schildpatt mit vergoldeter Bronze geschmückt.“

Der Schlußakt eines fünf Jahre lang dauernden blutigen Schauerdramas hatte sich abgespielt. Der Vorhang war gefallen, und die unheimliche Ruhe des Todes hatte ihren Einzug gehalten. Ja, ein Totenfeld, eine Wüste war Paraguay geworden. Öde Grabesstille hat sich über das Land ausgebreitet, über Wälder, Sümpfe und Äcker. Traurig singt der Wind sein leises Klagelied. Und wenn er weinend über das Bergland zur Ebene zieht, geht es wie ein Flüstern durch Baum und Strauch. Wie Geisterstimmen kommt es von fern hergezogen, wispernd und brausend, bis zu den Bergen und Sümpfen an der Laguna Ipoá. Und dort ringt es sich los wie ein tausendstimmiger Weheschrei und gellt laut über den See bis zum Rio Paraguay hin. Der aber grollt in seinen Tiefen ob des Menschenelends, das er geschaut, und rauscht zürnend ob der erlittenen Schande zum Ozean hinunter. In mondhellen Nächten aber entsteigen diesem mächtigen See Gespensterheere in wallenden Nebeln, die Schatten all der von Lopez Gefolterten, Hingerichteten, der zu Tode Gepeitschten, der qualvoll durch Lanzenstiche Hingemordeten, der dem grausamen Hungertode Überlieferten, die Schatten der tausend und aber tausend von Männern, Frauen und Kindern, die alle die schuldlosen Opfer eines einzigen Menschen geworden waren. Und der Mond erbleicht ob der geschehenen Gräuel und verhüllt vor Scham sein Antlitz hinter schwarzen Wolkenschleiern. Und dann öffnet sich das einsame Grab am Cerro Corá, und eine bluttriefende, schlotternde Gestalt wankt hervor und wird stöhnend und ächzend von dem Wirbelwind durch die Lüfte nach dem See Ipoá entführt. Bleiche Furcht liegt auf dem Antlitz dieses Wesens; das Haar sträubt sich, die Augen treten aus den Höhlen, die Glieder zittern vor Angst, und der Leib ist in Schweiß gebadet. Mit einem Wutschrei umringen die Schatten den Bebenden, der nie in seinem Leben Mitleid ge-

kannt hat, und der jetzt die Hände ringt und mit blutleeren Lippen um Gnade stammelt. Und wieder hallt ein dumpfes Wehegeschrei, ein verworrenes Klagen und Jammern durch die Lüfte. Die Geister der Hingemordeten stürzen sich auf ihren Henker und zerfleischen ihn. Ein Sturm heult über den Ipoá und zerstreut die zu einer Riesenwolke zusammengeballten Nebelmassen; dann wird es totenstill. Der gräßliche Spuk ist verschwunden, und silberglänzend leuchtet wieder der Mond in lauer Tropennacht. So berichtet heute noch der Volksmund in Paraguay, und das Volk der Guaranís erzählt im scheuen Flüsterton von ihrem Bedrücker, der mit Blut und Gräuel besudelt im Grabe keine Ruhe findet, bis ihn dereinst das Weltgericht für die ungeheuren Frevel und Verbrechen zur letzten Strafe zieht.

„Aber wißt Ihr, Herr," raunte mir Don Mariano, mein Begleiter, zu und dämpfte seine Stimme wie in heilloser Furcht vor etwas Gräßlichem, Gewaltigem, „wißt Ihr, viele Leute sagen, daß Lopez gar nicht tot sei."

„Na nun, er ist doch auf der Flucht gefallen und am Cerro Corá begraben; er ist also doch tot."

„Nein, viele Leute glauben das nicht. Sie sagen, Lopez hätte sich nur versteckt und werde eines Tages, wenn die Brasilianer und Argentinier das Feld geräumt haben, wiederkommen, um sich an seinen Verfolgern zu rächen."

„So, und das glaubst du auch?"

„Nein, ich nicht; aber ein paar Leute aus meinem Pueblo, auch mein Vater; der hat in der Leibgarde von Lopez gedient und muß es wissen."

Ich wurde neugierig.

„Sag mal, dein Vater hat euch jedenfalls viel aus jener schweren Zeit erzählt. Was hat denn diese Leibgarde eigentlich gemacht? Sie hat doch niemals gefochten?"

„Ja, Herr, das ist eine merkwürdige Sache. Mein Vater sagte, sie hätten nur aufpassen müssen, daß niemand bei

einem Gefecht oder sonstwie entfloh. Wer das tat oder auch nur Miene dazu machte, dem wurde sofort der Hals abgeschnitten, ganz gleichgültig, ob es Mann oder Frau, ob es ein alter Soldat oder ein Kind war."

„Und das hat dein Vater getan?"

Don Mariano zuckte verlegen die Achseln und sah mich von der Seite an.

„Ja, er mußte! — Wenn er das nicht getan oder nicht ordentlich acht gegeben hätte, dann hätte ihn Lopez erst tagelang foltern und zuletzt qualvoll hinrichten lassen."

„Aha, nun verstehe ich." Damit brach ich das Gespräch ab und dachte nach über die Freveltaten eines verwahrlosten Menschen als Staatsoberhaupt, der, weil er selbst nur bestialische Eigenschaften besitzt, Tausend und Tausende andere zwingt, ebenfalls auf die Stufe der gemeinen Bestie hinabzusinken: Die Züchtung einer Verbrecherbrut!

„Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.
Selbstsüchtig schuf der Stärkre das Gesetz,
Ein Schlächterbeil zugleich und Fangenetz
Für Schwächere zu werden." (A. v. Chamisso.)

XXII.

Der Gran Chaco. Nutzhölzer. Tierwelt.

Auf dem westlichen Ufer des Paraguaystromes dehnen sich die schweigsamen Wälder des Gran Chaco aus. Dort, wo das heutige Bolivien liegt und weiter westwärts bis zum Titicacasee saß seit alters der mächtige Indianerstamm der Charcas mit den fabelhaft reichen Gold- und Silberminen, dem Endziel aller spanischen Konquistadoren. Dort befand sich das ersehnte Dorado, das Gebiet der Caracaraes-Indianer, und von hier nach Osten bis zum Paraguay erstreckte sich das unermeßliche Flachland, das damals allgemein mit dem Namen Chaco bezeichnet wurde. Ursprünglich führten die Ebenen am Fuße der bolivianischen Anden diese Benennung allein, später wurde sie auf alle von Paraguay aus erschlossenen Länder zwischen jener Gebirgskette und dem Rio Paraguay ausgedehnt.

Der erste, der das märchenhafte Goldland der Inkas erreichte und dabei von Paraguay aus den Chaco durchquerte, war der Portugiese Alejo Garcia im Jahre 1524.*) Ihm folgten einige Jahre später der Kapitän Cäsar, 1537 der Gouverneur von Paraguay, Juan de Ayolas, dann Nuñez, Irala und andere. Fast alle kehrten mit Gold und Silber schwer beladen zurück und fachten durch ihre Berichte von dem un-

---

*) Vergl. S. 227 u. 228.

geheuren Metallreichtum des Landes die Begeisterung zu neuen Entdeckungsreisen und die Sucht nach mühelosem Gewinn bis zur fieberhaften Erregung an.

Paraguay war damals der Ausgangspunkt all dieser Forschungs- und Eroberungszüge. Später kamen von der Westküste Pizarro und Almargo. Blutige Kämpfe aus Neid, Eifersucht, Habgier entstanden unter den Führern. Der schon mehrfach genannte hochverdiente Gouverneur von Paraguay Irala erhielt vom spanischen Vizekönig schließlich den Befehl, jedes weitere Vordringen nach Westen einzustellen. So kam das geträumte Dorado, das Märchenland der Caracaraes, das von Paraguay aus unter mühseligen Kämpfen und Entbehrungen entdeckt und wiederholt aufgesucht worden war, in den Besitz des Vizekönigs selbst.

Damit hörte für die damalige spanische Provinz Paraguay alles Interesse für den Westen auf.

Ohne Zweifel wurde Charcas, das heutige Bolivien, von Paraguay aus entdeckt, wobei diese Provinz die Operationsbasis bildete, so daß Mendoza, Ayolas, Alvar Nuñez und Irala in ihrer Eigenschaft als erste Gobernadores von Paraguay bis in den Bereich der Charcas gelangten. Andere aber bemächtigten sich dieses Gebiets, das fortan zu Peru gehörte. Der Chaco indessen ist mit mathematischer Gewißheit ein zu Paraguay gehöriger Teil geblieben.*)

In der Folgezeit haben dann die Jesuiten im Chaco festen Fuß gefaßt, und nach ihrer Vertreibung waren andere Missionare dort tätig. Eine Anzahl blühender Niederlassungen war allmählich entstanden, von denen aus Kultur und Christentum bis tief hinein in das Innere verbreitet wurden. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts indessen, in den Wirren, die das Ende der spanischen Kolonialherrschaft herbeiführten und die nach der Unabhängigkeitserklärung über das ganze Land herein-

*) Dr. M. Dominguez. Revista Instituto Paraguayo. VI. 48. Asuncion 1904.

brachen, geriet jene große Kulturarbeit ins Stocken. Es kam der Verfall; der Indianer wurde wieder unumschränkter Herr im Chaco. Die Niederlassungen, die Wege, kurz alles, was einst in dieser abgelegenen Wildnis unter dem Zeichen des Kreuzes äußerst mühevoll geschaffen worden war, ist verschwunden; die zum Christentum bekehrten Naturkinder sind wieder dem wilden Urwald anheimgefallen, und dumpfes Schweigen umhüllt geheimnisvoll das gewaltige Chacogebiet. Hierzu kam noch, daß nach Beendigung des großen Krieges 1870 durch den Friedensschluß das wertvolle südliche Stück zwischen Rio Pilcomayo und Bermejo der argentinischen Republik zuerkannt wurde.

Von den wenigen, heute noch vorhandenen Ansiedelungen auf der Chacoseite des Paraguayflusses ist die einer englischen Missionsgesellschaft zu erwähnen, die seit etwa zehn Jahren gegenüber von Concepcion ca. 150 km vom Strom entfernt eine Niederlassung am Rio Negro gegründet hat und die dortigen Lenguaindianer zum Christentum bekehrt.

Wie mir indessen in Concepcion seinerzeit versichert wurde, soll die englische Mission wenig Erfolge zu verzeichnen haben, soll auch viel weniger Gewicht auf ihre Bekehr- und Zivilisierungsversuche legen, als auf einen schwunghaften Handel mit den Eingeborenen. Ich lasse das dahingestellt sein.

Von dem Besitz Casado, seinen Quebrachoextrakt-Fabriken und Holzfällereien im Chaco habe ich schon gesprochen; ebenso von der Kolonie Villa Hayes. Zu nennen wären noch ganz im Norden am Einfluß des Rio Otuquis in den Paraguay die Niederlassung Bahia Negra und südlich davon das alte Fort Olimpo, das noch aus der alten spanischen Ära herstammt. Schon 1536 hatte der tapfere Ayolas in einem in der Nähe befindlichen guten Anlegeplatz, Candelaria, seine Schiffe zurückgelassen und von diesem Stützpunkt aus seinen ersten Entdeckungs- und Eroberungszug durch den Chaco unternommen. Später ist dann an dieser Stelle ein befestigter Platz und schließ-

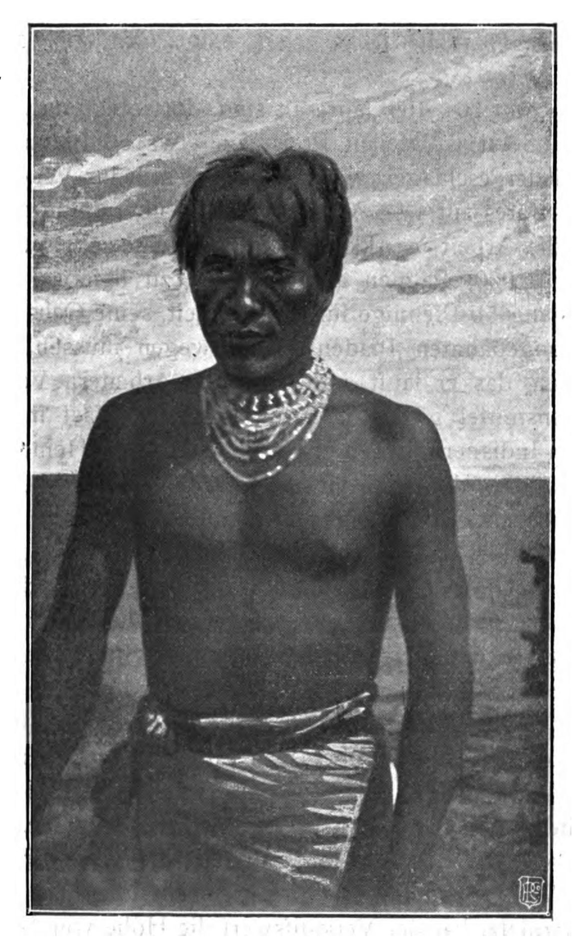
lich in seiner Nähe das starke Fort Olimpo entstanden, das auch heute noch eine Besatzung hat.

Das flache, steppen- und waldreiche Chacogebiet hat sich vermutlich in der pliocänen Tertiärzeit gebildet und besteht fast durchweg aus tonhaltigen Ablagerungen, die hier und da stark mit Sand vermischt sind. Die oberen sandhaltigen Tonschichten bilden den fruchtbaren Nährboden für die überaus üppige Vegetation sowohl des Gras- als auch des Waldlandes. Der Chaco hat eine mittlere Bodenhöhe von etwa 130 m über dem Meeresspiegel und steigt ganz langsam vom Paraguayfluß nach dem Innern an. Bei einer Entfernung von 50—70 km westwärts vom Strom liegt das Land durchschnittlich schon 10 m über dem Flußniveau, ist also vor Überschwemmungsgefahr sicher. Bei dem flachen Charakter des Landes sind indessen weitgedehnte Niederungen vorherrschend, derart, daß während der Regenzeit gewaltige Gebiete unter Wasser gesetzt werden. Morastbildungen werden daher überall angetroffen, während an den tieferen Stellen Wasseransammlungen und Lagunen, die sich oft über mehrere Kilometer weit erstrecken, entstanden sind. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 23° Celsius. Reiche Weideplätze wechseln ab mit Palmenhainen und dichtem, subtropischem Waldlande.

Von den zahlreichen hier vorkommenden Nutzhölzern seien nur der Quebrachobaum, der Lapacho, der Curupay und die schwarze Palme (Palma Negra) erwähnt. Meistens sind es harte, mahagoniartige Hölzer, die im Lande selbst wie außerhalb die mannigfaltigste Verwendung finden. Von dem tanninhaltigen Extrakt des Quebrachobaumes habe ich schon gesprochen.*) Andere sind für die Herstellung von Farbstoffen wertvoll. So wird z. B. aus den Blättern des Urubú eine haltbare, schöne blaue Farbe gewonnen. Die Rinde des Lapacho- und des Tatagibábaumes gibt Gelb; aus dem Caaeangai

*) Vergl. S. 247 ff.

und dem Urucú wissen die Eingeborenen ein dauerhaftes Rot herzustellen.



Lengua-Indianer.

So hat sich denn infolge des Vorkommens all dieser wertvollen Bäume ein lebhafter Holzhandel, namentlich am obern Paraguayfluß herausgebildet. Dort wird auch die

schwarze Palme mit ihrem hohen, kerzengeraden Stamme und der herrlichen Krone gefällt und geht dann teils in Flößen, teils in Schiffen stromabwärts nach Argentinien und Uruguay, wo sie als Bauholz, Dachsparren, namentlich aber als Telegraphenpfosten Verwendung findet. Während die schönen Bäume, die oft 60—100 Jahre alt sind, dort oben am Paraguay für den äußerst wohlfeilen Preis von etwa 50 Pfennigen pro Stamm niedergeschlagen werden, beläuft sich ihr Verkaufswert in Buenos Aires auf 4—5 Mark. Meistens übernimmt ein Palmschläger die Arbeit in Akkord, das heißt eine gewisse Anzahl, ungefähr 20 000, Palmen an die Küste zu liefern. Er erhält pro Stück nur 50 Pfennige für seine Arbeit, seine Ochsenkarren, die auf ungebahnten Pfaden sich bewegen müssen, und für sein Risiko, das er läuft, indem er den Arbeitern Vorschüsse und Lebensmittel gibt. Indessen arbeitet er fast immer mit wohlfeilen Indianern, denen er ein baumwollenes Hemd schlechtester Qualität, das ihm vielleicht 0,50—1 Mark kostet, für 4—5 Mark verkauft, und denen er außer dem Essen, meistens nur Maiskolben und sehr wenig Fleisch, einen Monatslohn von ein paar Mark zahlt. Es gelingt dem Palmschläger in den meisten Fällen, sich mit einem Indianerhäuptling abzufinden derart, daß derselbe nur für einige Stuten, für wenige verrostete Donnerbüchsen, etwas Pulver und für die ärmliche Kost die ganze Arbeit mit seinem Stamm übernimmt.

So kostet also der über 6 m lange Palmpfosten an Arbeitslohn etwa 50 Pfennige bis er am Einschiffungshafen lagert. Nun erhebt aber der Besitzer des Palmwaldes einen ebenso hohen Preis bei dem Verkauf, so daß die verschiffte Palme schon 1 Mark einsteht. Die Fracht macht über das Doppelte aus, und zuletzt hat der Verkaufswert die Höhe von 4—5 Mark erreicht. Die Verfrachtung der Palmen auf Flößen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da das frisch geschlagene Holz nicht schwimmt, sondern untersinkt. Erst wenn der Palmenstamm einige Monate ausgetrocknet ist, kann diese

Beförderungsmethode angewandt werden; aber auch dann ist eine schnelle Fahrt erforderlich. Das Holz saugt sich nämlich im Wasser langsam voll, und nach gewisser Zeit tritt die Gefahr des Untersinkens wieder ein.

Schätzungsweise werden im nördlichen Paraguay jährlich mehr als 100 000 Palmen geschlagen und einige hunderttausend Meter Hartholz verkauft. Der Wert des jährlich exportierten Holzes beziffert sich auf dreieindrittel Millionen Mark, und 1901 z. B. wurden allein für 360 000 Mark Balken aus hartem Holz, für nahezu 1 500 000 Mark Quebrachostämme ausgeführt.

Zu beachten bleibt bei alledem, daß die Fracht immer noch zu sehr das ganze Holzgeschäft beherrscht, das nur bei besser ausgebildeten Verkehrsmitteln und niedrigeren Frachtsätzen als bisher wirklich bestehen kann.

Die Tierwelt ist im Chaco wie im ganzen nördlichen Paraguay zu beiden Seiten des Flusses recht zahlreich vertreten. Der Jaguar, hier Tiger genannt (felis onza), kommt häufig vor und hält sich mit Vorliebe an Flüssen im dichten Unterholz oder im hohen Schilfröhricht auf. Aus bewohnten Gegenden indessen ist der Jaguar heute bereits so gut wie ausgewandert; der einsame stille Chaco bildet sein Jagdrevier. Die Indianer fangen ihn mit Fallen und töten ihn dann mit Bogen und Pfeil.

Weniger gefährlich für den Menschen, dagegen aber für Viehherden, insbesondere für die Kälber, Schafe und Fohlen, ist der Silberlöwe, der Puma (felis concolor L.).*)

Der Tapir, das Bisamschwein und das Wasserschwein sind noch zahlreich vorhanden. Sie werden von den Indianern des wohlschmeckenden Fleisches wegen gejagt. Aus der fingerdicken Haut des Tapirs werden Zaumzeug, Zügel, Peitschen, Steigbügel und dergleichen gefertigt. Vorzügliches

---

*) Dr. W. Vallentin, Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), Berlin 1906, H. Paetel, S. 121 und 156.

Fleisch besitzt namentlich das Bisamschwein, doch muß sofort nach dem Erlegen die Moschusdrüse, die es auf dem Rücken hat, herausgeschnitten werden, andernfalls das Fleisch ungenießbar wird.

Eifrig gesucht von den Indianern ist der Sumpfhirsch (cervus paludicus), der rudelweise sich in der Nähe von Sümpfen, mit Vorliebe in den Palmenwäldern an den Ufern von Bächen und Flüssen aufhält. Seine Hauptnahrung besteht in Wasserpflanzen. Auch der Ameisenbär ist hier anzutreffen. Verschiedene Arten Wildkätzen und Füchse hausen im Chacogebiet, darunter der Wolfsfuchs, Aguarraguazú, mit braunrotem Fell und großen, schwarzgeränderten Ohren. Wilde Truthühner, mehrere Rebhuhnarten, Schnepfen, Fasanen, Wasserhühner, Fischreiher sind in Mengen vorhanden. An den Sümpfen und Lagunen tummeln sich Wildenten und Wildgänse. Der wilde Schwan mit schneeweißem Gefieder, schwarzem Hals und rotem Kopfschmuck zieht schreiend über die Waldebene. Jacus und Jarabuts, Störche und rosafarbige Flamingos stelzen am Rande eines Morastes einher oder stehen im seichten Wasser eines Baches starr wie eine Bildsäule auf Beute lauernd.

Das Krokodil (Yacaré) ist in großer Zahl vertreten, trotzdem ihm die Indianer seines Fleisches wegen eifrig nachstellen. Sie sind sozusagen auf den Genuß desselben, abgesehen vom Hirsch und Wasserschwein, angewiesen. Im allgemeinen überraschen sie das Krokodil während des Schlafes auf einer Sandbank oder einem in das Wasser hineinragenden Baumstamm und erschlagen es mit Keulen. Darauf wird es geöffnet, mit Holzstäben aufgespannt oder als Spießbraten am Feuer geröstet.

Von den mannigfachen Schlangenarten ist wohl die Klapperschlange am meisten vertreten. Auch die Kreuzotter, die Korallenschlange und die gelbbraune Jacarandá kommen vor, indessen nicht so häufig. Sie werden nur gefährlich, wenn man sie tritt oder angreift. Zuweilen kommt es

vor, daß Kühe oder Pferde beim Grasen ins Maul gebissen werden. Todesfälle, auf diese Art herbeigeführt, sind aber selten. Im allgemeinen ist der Schrecken vor Giftschlangen übertrieben. Zudem weiß der erfahrene Paraguayer sich vor derartigen Gefahren besser zu schützen als der Fremde. Gegen Schlangenbiß wird dort außer Alkohol in großen Dosen übermangansaures Kali mit Erfolg angewandt, das unter die Haut in die Nähe der Bißstelle eingespritzt und auch gleichzeitig in ganz schwacher Lösung eingenommen wird.

Der Fischreichtum im Stromgebiet des Chaco und in den Flüssen des östlichen Paraguay ist groß. Zu erwähnen wäre die mit einem haarscharfen Schwanzstachel ähnlich einem Skorpion bewaffnete Raya, von flacher Gestalt und graugelber Färbung, die sich der Farbe des Flußbettes, dem Sande oder dem Gestein anpaßt. Dort lagert dieses Tier kaum bemerkbar auf Beute lauernd und kann beim Baden oder bei Flußübergängen dem Menschen durch den Stich mit dem Stachel recht gefährlich werden. Das gewöhnliche Volk behauptet, daß jener Stachel Gift enthalte und der Stich den unfehlbaren Tod herbeiführe. Ein anderer gefährlicher Raubfisch ist die Piranja mit einem furchtbaren Gebiß. Sie kommt in Scharen vor, meist in stillen Gewässern. Tiere und Menschen, die sich zum Baden oder zum Durchschwimmen ins Wasser begeben, greift sie an und bringt ihnen schmerzvolle Wunden bei. Man kann diesen Fisch verjagen durch großes Geräusch, durch Lärmen und Schreien. Ohne solche Vorsichtsmaßregeln geht kein Eingeborener in einen Fluß oder Bach. Im oberen Paraguay findet sich unter anderem der wohlschmeckende große Bakú mit einer doppelten Reihe von Menschenzähnen im Unterkiefer, während in einigen, aus dem Kalksteingebirge kommenden Zuflüssen eine schöne Forellenart vorhanden ist.

XXIII.

Die Indianer-Bevölkerung des Chaco.

Wie ich schon am anderen Ort zu erwähnen Gelegenheit hatte, gibt es in Paraguay außer den Mischlingen des Guaraní-stammes noch eine Menge wilder Indianer, die in den Urwäldern am Alto Paraná, namentlich aber im westlichen Teil des Landes, im Gran Chaco hausen. Sie zergliedern sich in verschiedene Stämme, von denen die Caínguas und Guayaquís, die Tobas, die Lenguas, Chamacocos, Guanás, Chiriguános und Angaytés im Chaco zu nennen wären. Die dort lebende Zahl der Eingeborenen läßt sich nur schätzungsweise bestimmen, da noch gewaltige, von unzugänglichem Urwald bestandene Gebiete vorhanden sind, die kaum eines Weißen Fuß betreten hat. Man nimmt an, daß die Indianerbevölkerung des Chaco sich auf ungefähr 100 000 Köpfe beziffert. Die Hauptbeschäftigung dieser Eingeborenen besteht in Jagd und Fischerei; nur in ganz verschwindendem Maße treiben einige von ihnen Viehzucht und Ackerbau. Andere arbeiten zu gewissen Zeiten in den Holzfällereien oder in den Matéwäldern oder vermieten sich als Erdarbeiter und dergleichen auf irgendeiner Estanzia.

Überall, wo der Indianer mit dem Weißen in Berührung gekommen ist, hat er seine eigenen guten Eigenschaften verloren und die schlechten der Blaßgesichter angenommen. Die Kinder der Wildnis erliegen willenlos der Umarmung europäischer Kultur und gehen am Trunke, an Vergnügungssucht

und Spielwut unrettbar zugrunde. Langsam aber sicher!*) Das Feuerwasser, hier der Caña, d. h. Zuckerrohrschnaps, übt in fürchterlicher Weise seine verheerende Wirkung aus. Nur zu leicht sind die Indianer, die die fragwürdige Bekanntschaft



Indianerweib vom Stamme der Guaná.

mit der „weltbeglückenden“ Dame Zivilisation gemacht haben, zu erkennen. Männer und Weiber, die in den Städten herumlungern, sind meistens vom Alkohol stark mitgenommen; ihr

*) Dr. W. Vallentin, Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), Berlin 1906, H. Paetel, S. 132 ff.

Aussehen ist demoralisiert. Widerlich wirkt vor allen Dingen der Umstand, daß sie, um es in blöder Nachäfferei den Weißen gleichzutun, die althergebrachte Tracht verschmähen und sich nun mit schmutzigen Kleiderfetzen und Lumpen, abgelegten Hemden, Hosen und dergleichen behängen.

Man kann dies alles schon in dem auf der Chacoseite Asuncion gegenüber liegenden Indianerdorf beobachten, einem beliebten Ausflugsort für Reisende, die mal „mühelos" wilde Indianer sehen wollen, um doch etwas „erlebt" zu haben. Allerdings, manche erleben dort genug, mehr als genug. Denn jene in nächster Nähe der Hauptstadt wohnende Bevölkerung ist moralisch verkommen, und die Ortschaft selbst gleicht einer verpesteten Lasterhöhle.

Ähnlich steht es hinsichtlich der Eingeborenen, die, dem Lenguastamme angehörend, in die Gegend von Concepcion kommen und dort in der Stadt oder außerhalb Arbeit suchen. Auch weiter nördlich in der Nähe von Ansiedelungen, wie z. B. bei Puerto Max, bei Casado usw., ist mir die gleiche Erscheinung aufgefallen. Überall der zersetzende Einfluß der weißen Männer, die da mit Heuchelmiene den Wilden angeblich Kultur und Zivilisation bringen wollen, in Wirklichkeit aber ganze Stämme und Völker systematisch zugrunde richten. Indessen hat diese Vernichtung der rotbraunen Rasse in Paraguay bei weitem nicht jenen Grad erreicht wie in Argentinien, wo der Tag nicht mehr zu fern liegt, an dem die Totenklage des „Letzten seines Stammes" schaurig und hohl über die weite Pampa hallen und sich im gellenden Echo an den starren, tränenfeuchten Felswänden der Kordilleren brechen wird.

Hat der Indianer einmal Caña, also Feuerwasser, geschmeckt, dann ist er diesem Dämon fast immer verfallen. Er verlangt nach mehr und nach stets größeren Quantitäten. Alles, seine Jagdbeute, Frau und Tochter gibt er dafür hin, und bei fortgesetztem Genuß wird der sonst so ruhige Mann eine wahre Bestie. Er beginnt zu toben und zu heulen, bis

ihm die Augen aus den Höhlen treten und er bewußtlos wie ein Vieh taumelnd zusammensinkt. In solchen Fällen bewachen die Weiber ihre Männer sorgfältig, damit kein Unfall passiert. Namentlich beseitigen sie sofort alle Waffen, Messer usw., da sie wissen, daß die Männer in der Trunkenheit leicht zum Streit aufgelegt sind und in diesem Zustande häufig schon ein gräßliches Blutbad angerichtet haben.

Ein ganz anderes Bild bietet der Indianer aus dem Chaco, der unbeleckt von der Kultur noch keine Bekanntschaft mit „Europens übertünchter Höflichkeit" gemacht hat. Sein selbstbewußtes Auftreten, das ruhige würdige Benehmen, seine Kleidung, bestehend in Kopfschmuck aus bunten Federn, in Arm- und Beinringen, Halsketten und Hüftentuch, unterscheiden ihn vorteilhaft von seinem verwahrlosten Bruder, der vom Hauch der höchsten Errungenschaft der Menschheit gestreift worden ist.

Durchweg sind die Indianer von regelmäßigem, kräftigem Körperbau und mittlerer Größe. Hohe Gestalten habe ich nur wenig angetroffen. Die Muskulatur ist gut entwickelt. Die Hautfarbe spielt ins Rötlichbraune, mit Variationen zum warmen Ton des Kaffeebraun hin. Das dichte Haupthaar ist dunkelschwarz und straff; es wird durch ein Stirnband zusammengehalten, ähnlich wie ich es bei den Indianerstämmen Patagoniens, den Tehuelchen, Mapuche und anderen gesehen habe.*)

Der aus Muscheln kunstvoll hergestellte Halsschmuck, Arm- und Halsbänder, Ohrgehänge, ein reich verzierter Gürtel aus Leder oder Bast werden sowohl von Männern als von Weibern getragen. Am Gürtel ist das Hüftentuch befestigt, Notabene, wenn es überhaupt vorhanden ist. Sie bekleiden sich mit Fellen und wollenen Decken, die sie aus Schafwolle selbst anfertigen. Von der Schulter hängt eine aus Bast oder der

*) Dr. W. Vallentin. Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), Berlin 1906, H. Paetel, S. 14 ff. und S. 91 ff.

Faser der wilden Ananas geflochtene Tasche herab, die zur Aufnahme von allerhand Sachen dient. Dort wird der große, aus Horn geschnitzte Kamm aufbewahrt, das kleine, aus einem Flaschenkürbis gefertigte Büchslein mit dem Schnupftabak, ein aus Knochen hergestelltes dolchartiges Messer und dergleichen mehr. Bogen und Pfeil trägt der Mann in der Hand.

Die Wohnungen sind recht primitiv; im allgemeinen sind es einfache, aus Zweigen, Strauch- und Laubwerk geflochtene niedrige Hütten, die ohne große Mühe aufgeschlagen und ebenso leicht wieder verlassen werden. Sie erinnern an die Hütten mancher Negerstämme Afrikas, sind aber völlig verschieden in Bauart, Einrichtung und — Sauberkeit von den sogenannten „Toldos“ der Indianer Mittelpatagoniens. Die klimatische Beschaffenheit hat zu diesen Unterschieden, die nicht immer zugunsten der Chacoindianer sprechen, wohl das meiste beigetragen.

Es ist bekannt, daß die alten Guaranís, die Urbevölkerung Paraguays, den Mond anbeteten, den sie als allgütige, milde Mutter verehrten. Namentlich galt ihnen der Vollmond als ganz besonders anbetungswert, und von seinem günstigen Einfluß erwarteten sie die Erfüllung ihrer Wünsche, das gute Gelingen eines Unternehmens, den Erfolg auf den Jagdzügen.*)

Zur Zeit des Vollmondes, wenn im magischen Silberglanz die Lagune funkelt und die laue Tropennacht eine wundervolle Märchenwelt aus dem geheimnisvollen Urwald aufsteigen läßt, wurden die meisten Feste und Feierlichkeiten zu Ehren der Gottheit abgehalten, ähnlich wie heute noch bei den Tehuelchen in Chubut oder anderen Indianerstämmen Patagoniens; wie denn überhaupt der Vollmond in dem religiösen Leben der Naturvölker eine nicht geringe Rolle spielt. Ich erinnere nur

---

*) Vergl. S. 23 ff.

an verschiedene Negerstämme Afrikas, an die Eingeborenen Neuguineas und des Südsee-Archipels.

Die alten Guaranís glaubten an ein Fortbestehen nach dem Tode. Eng damit in Zusammenhang stand die große Verehrung der Verstorbenen, die schließlich in einen Geisterglauben ausartete.

Aus dieser ursprünglichen Anbetung der Natur, der scheuen, demütigen Beugung vor allem Großen und Erhabenen, und aus dem Glauben an gute und böse Geister hatte sich im Laufe der Zeit eine Art Götzendienst herausgebildet, der später von einem fürchterlichen Aberglauben überwuchert wurde. Das Alte, ursprünglich Schöne schwand dahin — und weise Männer und Frauen, große und kleine Zauberer und Medizinmänner konnten fortan ihr Unwesen treiben.

Die Guaranís haben in ihrer Überlieferung auch so etwas wie von einer Sintflut. Eine schreckliche Überschwemmung — so hieß es — würde einst hereinbrechen und alles, Menschen und Tiere, vom Erdboden vertilgen. Da kam aber ein weiser Mann, Tamandaré, der warnte das Volk beizeiten. Und als vom finsteren Himmel die Regengüsse herniederströmten und Bäche und Flüsse über die Ufer traten und in wenigen Augenblicken alles Land überschwemmten, befahl er den Guaranís, auf die Palmen zu klettern. Dort saßen dann die geängstigten Menschen, geschützt gegen das von unten steigende Naß durch den hohen Stamm, gegen die Regenfluten von oben durch die breiten Palmblätter und gegen Hunger und Durst durch die Früchte des Baumes, die sie aßen. So konnten sie tagelang dort oben aushalten, bis sich die Wasser allmählich verlaufen hatten und die grüne Erde wieder zum Vorschein kam. Tamandaré aber gelangte zu Achtung und Ansehen beim Volk, und damit erstanden ihm viele Feinde, Männer, die auf ihn neidisch waren. Diese arbeiteten gegen ihn und suchten ihn zu stürzen. Und zuletzt hieß es, der gute Tamandaré, wenn er auch das Volk vom

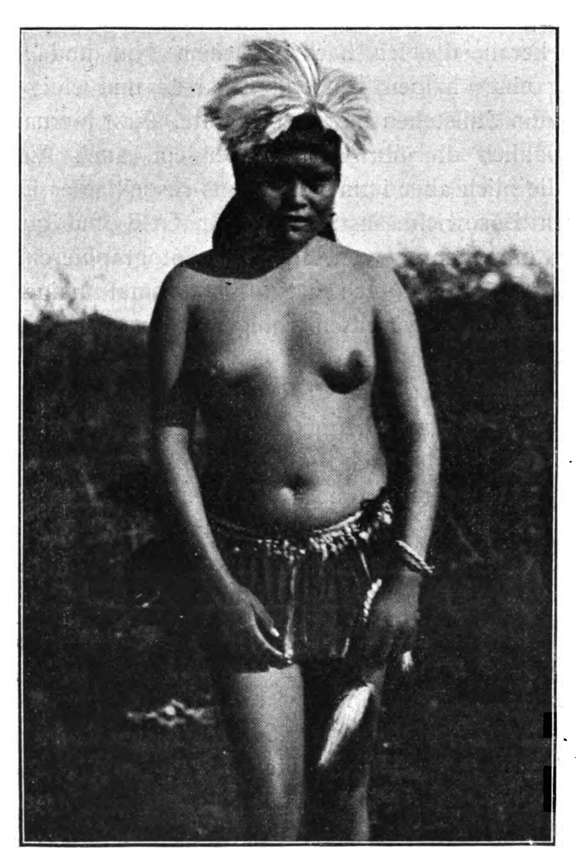
Untergange gerettet habe, sei ein böser Mensch und habe gegen den Willen der Gottheit gehandelt. Bald glaubten dies alle Guaranís, und man fing an, ihn zu verachten und zu verspotten. Man jagte ihn aus dem Hause; und dasselbe Volk, das ihm einst seine Rettung verdankte, hat ihn dann in Wut und Rache auf Anstiften der Neider und Feinde getötet. So berichtet die Sage von der großen Flut der Guaranís und gleichzeitig von einer seit Urzeiten sich immer wiederholenden Tatsache: der ewigen Undankbarkeit des Menschengeschlechtes.

„— Immer die alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Ähnlich wie die religiösen Anschauungen der Guaranís waren die der anderen mehr oder weniger verwandten Stämme, der Lenguas, Tobas, Guanás. Auch bei diesen ist heute nur ein dumpfer Aberglaube mit dem ganzen Hokuspokus von Zauberern und weisen Männern vorherrschend, ein Glaube an böse Geister, die im tiefen Walde, in Klüften und Schluchten oder Sümpfen hausen und von da aus dem Menschen allerhand Schaden, Krankheit und Tod bringen.

Im nördlichen Chaco, etwa in nordwestlicher Richtung von dem alten Itapucú, stieß ich eines Tages auf einen Trupp Indianer vom Stamme der Tobas. Es waren Männer, Weiber und Kinder, die da auf schmal ausgetretenem Pfade einherzogen, alle gut gewachsen, geschmeidig und schlank mit angenehmen Gesichtszügen. Bei meinem Herannahen stutzte die ganze Gesellschaft; die Hunde fingen an, wütend zu bellen, und einige Weiber zogen sich mit den Kindern scheu in das Dickicht zurück. Die Männer, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, begrüßten mich, und mit Hilfe meines Begleiters, der die Eingeborenensprache beherrschte, ließ ich mir über dies und jenes Auskunft geben. Nach Verteilung von etwas Tabak

und einigen kleinen Zigarren wurden die Leute zutraulicher. Als ich aber meinen photographischen Apparat hervorholte, um von diesen interessanten Menschen Aufnahmen zu machen,



Indianermädchen vom Tobastamme.

schwand jedes Lächeln von den rotbraunen Gesichtern; so etwas wie Angst und Neugierde schien überall Platz zu greifen. Als ich dann den Apparat einstellte, stoben die Männer auseinander; einige Mädchen flüchteten schreiend ins Gebüsch; die

Weiber heulten, die Kinder kreischten. Ich ließ den Leuten erklären, daß ich ihnen absolut nichts Böses zufügen wolle; sie sollten nur herankommen und keine Furcht haben. Nach vielen vergeblichen Mühen schlichen langsam zwei beherzte Männer heran, die ich nach manchem Hin und Her, nach Opferung eines halben Dutzend Zigarren und einiger Nickelmünzen zum Stillstehen bewegen konnte. Erst hiernach fanden sich allmählich die übrigen Indianer ein, auch Weiber und Kinder, die mich aber immer noch aus respektabler Entfernung wie einen Bösewicht anstierten. Für Geld und gute Worte gelang es mir, mehrere von ihnen zu photographieren, darunter auch zwei Mädchen. Ich hatte für diesmal meinen Hauptzweck erreicht, und wir ritten wohlgemut unseres Weges weiter.

Plötzlich ertönte hinter mir her ein fürchterliches Geschrei. Ich drehe mich um; dort stehen halb vom Gebüsch verdeckt die beiden Mädchen heftig gestikulierend, jammernd und heulend, die Fäuste nach uns ausstreckend. Als sie sehen, daß wir halten, kommen sie angelaufen, Angst und Schrecken in ihren Gesichtern, bis eine von ihnen dicht vor mir steht und, mit allen Zeichen des Entsetzens, ein Wutgeheul ausstoßend, nach mir droht und mit dem Finger auf mich zeigt. Meinem Begleiter gelang es erst nach und nach, die beiden jungen Weiber zu beruhigen, und nun klärte sich der ganze Sachverhalt auf. Das eine der beiden Mädchen besaß einen schön geschnitzten Hornkamm. Sogleich nachdem ich sie photographiert hatte, vermißte sie diesen Gegenstand. Sie sowohl wie alle übrigen Indianer glaubten nun steif und fest, ich hätte den Kamm entwendet, und zwar hätte ich ihn fortgezaubert mit dem schwarzen Kasten; der Kamm befände sich bestimmt im Apparat!

Weinend und schreiend verlangte die Schöne die Herausgabe ihres Kammes und wies dabei mit allen Zeichen der Furcht immer auf den geheimnisvollen, schwarzen Kasten. Alle Beschwichtigungsversuche fruchteten nichts. Im Gegenteil, das

Mädchen geriet so in Wut, daß sie einmal Miene machte, sich mit gekrallten Fingern wie ein fauchendes Katzentier auf mich zu stürzen. Schön war das nun nicht, und mich gruselte ordentlich bei dem Gedanken, daß auch mal unsere gesitteten, europäischen Dämchen solchen Anfall bekommen und unversehens unter den weißen Sammetpfötchen die scharfen Krallen hervorstrecken könnten. O je! Was dann? Ich fühlte eine kalte Gänsehaut auf dem Rücken. Brr! — Nun, schließlich hatte die unglückliche Indianermaid sich beruhigt. Etwas Tabak und ein paar Pesos linderten ihren Schmerz. Befriedigt zog sie von dannen. Von weitem aber hörte ich sie noch laute Ausrufe ausstoßen, wahrscheinlich Verwünschungen gegen mich.

Eine dem Lenguastamm nahe verwandte Gruppe sind die Anguaytéindianer, die weiter nördlich von ersterem im Chaco sitzen. Die Männer dieses Stammes sind von hohem, schlankem Wuchs und sehr proportioniert gebaut. „Hübsch sind die jungen Mädchen und, wenn sie Vertrauen gewinnen, auch lustig, kokett und übermütig; aber abschreckend sind die alten Weiber, die Lasttiere des Trupps, auf deren Schultern das egoistische, stärkere Geschlecht die Hauptlast des Lebens abgewälzt hat.*) —

Es ist begreiflich, wenn ein so gequältes Weib bisweilen Kindesmord begeht, wenn der Kindersegen zu reichlich fließt. Sie töten dann die Kleinen durch Strangulation. Es ist rein unmöglich, zuviele Kinder auf den Jagdzügen mitzuschleppen. Die wenigen, die sie aber besitzen, lieben Männer und Weiber sehr zärtlich.

Sie verfertigen Spielsachen, kleine Bogen und Schleudern für die Knaben, um frühzeitig zu lernen, Vögel zu schießen. Für die Mädchen fertigen sie Puppen aus bunten Papageifedern, Arm- und Halsbänder aus Perlmutter, das sie aus einer

---

*) Dr. Kemmerich, Reisebilder aus dem oberen Paraguay. Abgedruckt im „Deutsch. Kulturpionier“, Witzenhausen 1903/04.

schönen, großen Perlmuttermuschel des Paraguayflusses herstellen, dann Halsbänder und Ohrgehänge aus weißen, blauen, gelben und roten Glasperlen, die sie eintauschen, kleine Büchsen aus den Früchten des Flaschenkürbisses mit kunstvoll schließenden Deckeln, die durch zwei Schnüre nach innen gepreßt werden. Kämme aus Horn fertigen sie, womit sie sich häufig kämmen, und die sie im Haare stecken lassen, um sie stets bei der Hand zu haben. Endlich bringen sie ihren Kindern kleine Tiere zum Spielen, Hunde, Katzen, Vögel, junge Rehe usw., da die Anguaytés große Tierfreunde sind. — Das höchste Verlangen des Stammes ist das, ein Pferd oder eine Stute zu besitzen. Sie verlangen eine Stute als höchsten Lohn für eine lange, schwere Arbeit, die vielleicht einen „Mond“ dauert. Sind sie in deren glücklichem Besitz, so geht es sofort an die Zähmung. Sie legen einen leichten Strick durch das Maul des Pferdes und suchen es mit dem einen Ende zu lenken. Zwei Zügel gebrauchen sie niemals. Als Sattel dient ein faustgroßes Bündelchen Gras, sonst nichts. Natürlich will das Reittier nicht sogleich gehorchen. Dann treiben sie es in einen Sumpf und lassen es austoben, wenn es bis über die Knöchel im Schlamm steckt. Gar kein übles Verfahren! Im allgemeinen üben sie aber viel Geduld bei der Zähmung ihrer Tiere, durch Streicheln, Umringen, Anrühren, gutes Futter, das sie ihnen bringen, durch Anblasen in die Nüstern, um es an den Geruch des Indianers zu gewöhnen, so daß es, ohne die Gewaltmaßregeln des Gaucho der Pampas, bald überraschend zahm wird und — seinem Herrn nachfolgt.*)

Die Indianer haben auch Schafe und Ziegen, aber nur in beschränkter Anzahl; zehn oder zwölf Stück sind schon viel. Sie geben dann vier bis fünf Schafe für eine Stute her, wenn Ansiedler solche zu erhandeln wünschen, und lassen die Schafe

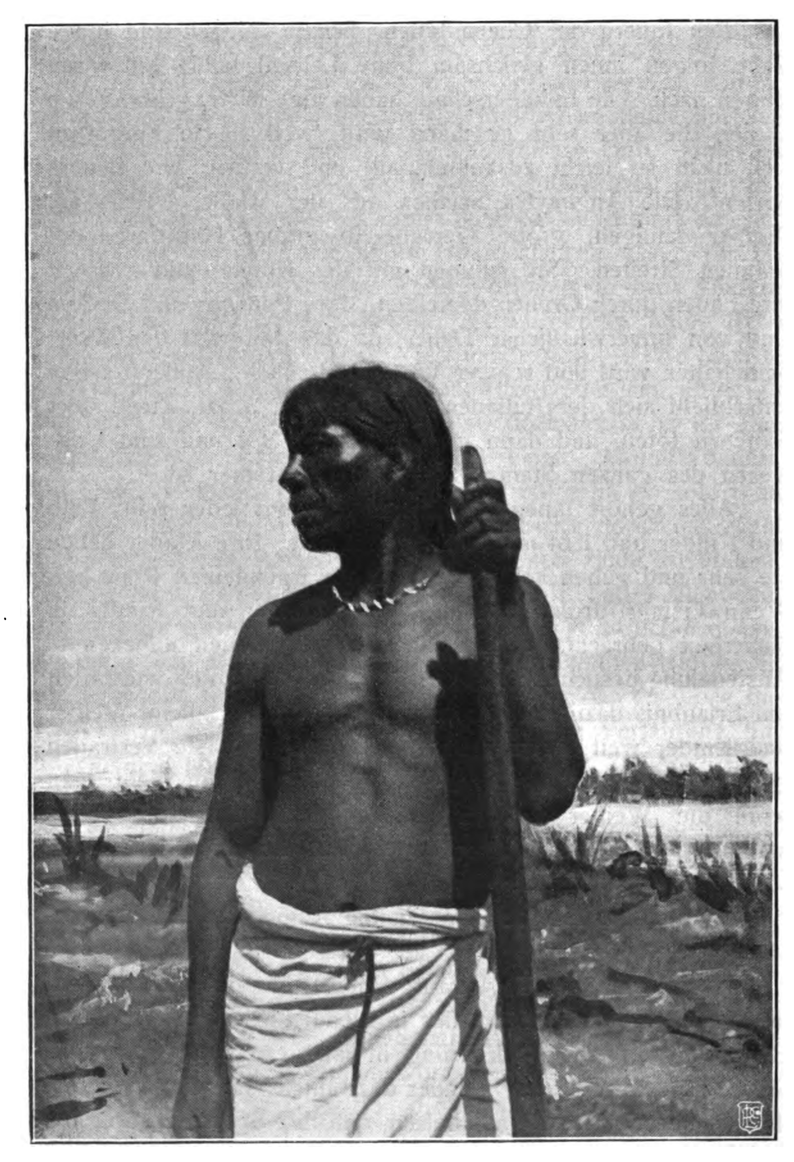
*) Vergl. Dr. W. Vallentin, Chubut. Im Sattel durch Kordillere und Pampa Mittel-Patagoniens (Argentinien), H. Paetel, Berlin 1906, S. 146.

aus dem Innern des Chaco holen. Schafe, Ziegen und junge Rehe folgen ihnen gleichsam ohne Leitseil willig auf ihren Zügen nach. Die Indianerschafe haben eine harte, grobfaserige Wolle, die aber sehr geschätzt wird, weil sie in Matratzen sich nicht so leicht zusammenballt und verfilzt, wie feinere Sorten. Die Anguaytés machen aus der Wolle, welche die Weiber reinigen, grobe Gewebe in grauer Naturfarbe mit braunen Streifen. Sie spinnen mit der Kunkel und zwirnen ihre Fäden durch Drehen derselben. Ihre Ponchos und Decken sind von unverwüstlicher Dauer, da das Naturfett der Wolle beibehalten wird und schwer Wasser durchläßt. Äußerst selten entschließt sich der Indianer, ein Haustier, Schaf, Ziege oder Stute zu töten, und dann nur bei großer Not und zum Leidwesen des ganzen Stammes, der ja Eigentümer ist.

Alles gehört ihnen gemeinsam, nur hat jeder sein Weib und Kinder und lebt mit ihnen musterhaft. Ihre Kinder lieben sie sehr und geben keins derselben für irgendeinen Preis her. Wenn Gefahr droht, werden zuerst Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht. Wenn sie eine neue, ihnen unbekannte Ansiedelung besuchen, senden sie zuerst einen Boten und bitten um Erlaubnis dazu; dann kommen sie vorsichtig allein, Weiber und Kinder weit zurücklassend, und erst wenn sie Vertrauen gewinnen, bringen sie auch die Familie. Dann sieht man wohl die Weiber in den Küchen der Ansiedelung Mais stampfen, Holz und Wasser tragen, was sich die Dienstboten sofort zunutze machen!“

Neben dem Monde verehren die Anguaytés den Morgenstern.

„Lange ehe der Tag graut, erheben sie sich und bringen dem wundervollen Gestirn, das in blendendem Weiß in diesen Breiten funkelt, ihre Verehrung in langgezogenen Gesängen. Sie beten es an als den Spender des Guten; sie wünschen sich dann reiche Jagdbeute und hoffen, daß ihre Speere abstumpfen und die Sehne des Bogens erschlaffen möge durch die Un-



Indianer vom Stamme der Anguayté.

masse von Hirschen, die der Stamm erlegen möge. Trifft dies ein, dann folgen Tage des Glücks. Man hält sich wochenlang an einer Stelle auf und trocknet das Hirschfleisch in Striemen an der Sonne. Einige von ihnen suchen dann wilden Honig und bereiten daraus durch Gärung ein berauschendes Getränk. Dann setzen sich die Männer zu einem Kreise zusammen, die Waffen werden entfernt und nun trinken sie aus Kürbisschalen, bis der Trunk sie übermannt."

Vorläufig herrscht zwischen den Indianern des Chaco und den nächsten Ansiedlern Friede. Die Paraguayregierung nimmt die Indianerstämme in Schutz, die sie nicht vertreiben kann und mag. Indessen wie lange wird das noch dauern? Mit dem unaufhaltsamen Vordringen der Kultur bis in die entlegensten Gebiete hinein, mit dem Bekanntwerden der Reichtümer des Gran Chaco und bei der Gier nach Landbesitz wird auch jenen menschlichen Wesen in rotbrauner Haut einst das Totenglöcklein läuten. Alle jene einst so mächtigen und stolzen Stämme — sie haben heute schon den dumpfen, langsamen Todesmarsch in das Massengrab der Völker angetreten.

XXIV.

Handel und Verkehr.

Nach dem großen Vernichtungskriege von 1865 bis 1870 glich Paraguay einem Trümmerfelde, einer Wüste. Drei Viertel der Gesamtbevölkerung hatte der unmenschliche Lopez seinem Cäsaren- und Verfolgungswahnsinn sowie der Habgier seiner englischen Maitresse Lynch*) zum Opfer gebracht. Bei solchen fürchterlichen Verlusten war das Aussehen des Landes auf wirtschaftlichem Gebiet äußerst traurig. Gewerbe und Industrie, die, im Gegensatz zu anderen Staaten Südamerikas, in Paraguay bereits vor dem Kriege in Blüte standen, hatten aufgehört zu existieren; die industriellen Unternehmungen waren vom Boden hinweggefegt; eine gewerbliche Tätigkeit bestand nicht mehr; Handel und Verkehr waren einfach verschwunden, und die kläglichen Reste einer total verarmten Bevölkerung sahen sich einem großen Nichts gegenüber.

Ein Menschenalter ist seit jener Zeit vergangen; und wie anders sieht es heute im Lande aus! Der wirtschaftliche Fortschritt ist nicht zu verkennen. Kleinere und größere Unternehmungen sind inzwischen entstanden; die Hausindustrie hat angefangen, sich zu entwickeln; die Gewerbe haben einen erfreulichen Aufschwung genommen, und neben Viehzucht im Großen sowie neben Ackerbau beginnt auch die Industrie

---

*) Vergl. S. 310 ff.

mehr und mehr festen Fuß zu fassen. Hand in Hand damit gehen Handel und Verkehr.

Fördernd auf das ganze wirtschaftliche Leben wirken natürlich die Fruchtbarkeit des Landes, seine klimatischen Verhältnisse und die günstige Lage zwischen den beiden gewaltigen Strömen Paraná und Paraguay, die, bis weit hinauf schiffbar, die Hauptverkehrsadern aus dem Innern des Kontinents nach dem Ozean bilden. Leider war seinerzeit deutsches Kapital zu ängstlich und zu langsam, um den Schiffsverkehr auf diesen Flüssen in seine Hände zu bringen; man verschloß sich krampfhaft allen Vorstellungen weitblickender Männer in Südamerika, namentlich in Paraguay; am grünen Tisch daheim wußte man alles besser. Heute liegt die Sache derartig, daß die Gesellschaft Mihanovich in Buenos Aires beinahe ein Schiffahrtsmonopol ausüben kann, da der gesamte Fracht- und Personenverkehr auf diese Fahrzeuge angewiesen ist. Mit Ausnahme von einigen anderen kleinen Dampfern ist eben nichts vorhanden, das den stets mehr und mehr wachsenden Verkehr bewerkstelligt.*) Vor etwa 15 Jahren kam nach dem Alto Paraguay, nördlich von Concepcion, kaum alle Monate ein kleiner Dampfer, heute befährt jene Strecke mindestens jede Woche ein Dampfschiff. Und ähnlich steht es überall im Lande, dessen Häfen in den letzten Jahren durchschnittlich von 4000 Dampfern und 5000 Segelschiffen angelaufen worden sind. Jedenfalls kein schlechtes Zeichen für den Handel und dessen allmählichen Aufschwung. Im Jahre 1902 z. B. liefen bei den 14 Hafenämtern des Landes 4959 Dampf- und Segelschiffe mit 926 367 Reg.-Tons ein, während 4985 Dampf- und Segelschiffe mit 887 353 Reg.-Tons ausliefen.

Freilich ist im Vergleich zu anderen südamerikanischen Staaten der Import und Export Paraguays gering, vielleicht der kleinste des ganzen Kontinents. Indessen ist ja das

*) Vergl. S. 254.

Land selbst nur klein und zählt wenig Bewohner und — last not least — ist noch in der Erholung, gleichsam im Neubau begriffen. Alles aber deutet darauf hin, daß es dereinst einer schönen Zukunft entgegensehen darf, weil eben auch die Regierung von dem ernsten Willen beseelt ist, auf allen Gebieten fördernd und helfend einzugreifen.

Wie im allgemeinen ganz Südamerika ein hauptsächlich Rohprodukte lieferndes Land ist, dessen Einfuhr meistenteils hinter der Ausfuhr zurückbleibt, so auch Paraguay, dessen Einfuhr im Jahre 1900 kaum 8 Millionen Mark betrug, bei einer Ausfuhr von etwa 10 Millionen Mark in demselben Jahr, und von 17 354 000 Mark im Jahre 1903. Die Einfuhr in diesem Jahr erreichte einen Wert von 14 491 447 Mark. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Wert der durchschnittlichen Jahreseinfuhr auf 10 Millionen Mark veranschlagt. Das ist allerdings ein geringer Betrag und pro Kopf der Bevölkerung recht minimal; nämlich ungefähr 20 Mark. Immerhin aber sind diese absoluten, wie auch relativen Ziffern in der letzten Zeit gestiegen und geben somit den Beweis, daß die frühere Bedürfnislosigkeit der Bewohner allmählich einem größeren Verlangen nach europäischen Erzeugnissen Platz macht. Gerade aber deswegen und bei dem langsamen Erwachen der Bevölkerung zur Selbständigkeit nach den langen Jahren der despotischen Sklaverei wird Paraguay zu einem für Handel und Industrie höchst wichtigen Gebiet, um so mehr, wenn man den Wettlauf der einzelnen Industriestaaten nach Südamerika ins Auge faßt. Mit dem berüchtigten „langsamen Schritt“ wird man wenig ausrichten, wohl aber durch tatkräftiges Handeln und entschlossenes Zugreifen. Wer früh genug kommt, wird sich den Hauptanteil sichern können. So sei nur erwähnt, daß Paraguay trotz seines fruchtbaren Bodens und günstigen Klimas heute noch jährlich für mehr als drei Millionen Mark Brotstoffe, Mehl, Weizen, Reis, aus dem Auslande einführen muß. Diese Produkte könnten im eigenen

Lande hergestellt werden, wenn eben die Landwirtschaft besser entwickelt wäre. Die Anlage von Ackerbaukolonien, selbstverständlich in Verbindung mit Viehzüchterei, würde hier noch ein lohnendes Arbeitsfeld finden, um so mehr, als die Bodenpreise in Paraguay jetzt noch nicht zu hoch sind.

Der Wert der Paraguayer Transitwaren im Hafen von Buenos Aires betrug 1890 nur 1 205 000 Mark, 1902 dagegen 18 912 093 Mark, während die Gesamtein- und -ausfuhr von 1890 bis 1903 von 16 859 617 auf 31 846 347 Mark gestiegen war. Im Jahre 1882 betrugen Ein- und Ausfuhr nur 12 707 000 Mark; das ergibt in einem Zeitraum von 22 Jahren eine fast dreifache Zunahme.

Im allgemeinen stammt die Einfuhr Paraguays aus England, Deutschland, Frankreich, Spanien, Nordamerika und Argentinien. Die drei zuerst genannten Länder kommen insbesondere in Betracht, und heute kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß Deutschland an der Gesamteinfuhr mit etwa 15% beteiligt ist, — dank der Tüchtigkeit und Rührigkeit der in Paraguay lebenden Deutschen. Die Einfuhr aus Großbritannien erreichte 1903 allerdings 33%. Im Jahre 1900 waren an der Gesamteinfuhr Paraguays Großbritannien mit 46%, Frankreich mit 23%, Deutschland mit 20% beteiligt.

Aus dieser nackten Tatsache geht wiederum zur Genüge hervor, von welchem Werte für unser Heimatland die Auswanderung wird, wenn sie in ein vernünftiges System gebracht wäre.

Als Absatzgebiet für die Ausfuhr kommen Argentinien, Matto Grosso, Bolivien und Uruguay in erster Linie in Betracht. Namentlich werden Matto Grosso und das gewaltige brasilianische Hinterland von größerer Bedeutung für Paraguay. Heute schon sind Asuncion und Villa Concepcion die natürlichen Verschiffungshäfen des

südlichen Teiles von Matto Grosso. Viel Geld verdienen fast alle Handlungshäuser von Villa Concepcion mit Brasilien, von dem sie im Austausch billige Waren, Baumwollstoffe, Petroleum und vor allem Salz nach dem Innern liefern. Neuerdings kommt noch zu den wertvollen Ausgangsprodukten ein wenig Gummi elasticum oder Kautschuk, der von der brasilianischen Grenze herstammt.

Salz ist einer der wichtigsten Einfuhrartikel für Matto Grosso, weil dort das Vieh ohne monatliche Salzgabe nicht gedeiht und in der Vermehrung zurückbleibt. In großen Karawanenzügen kommen die Brasilianer aus ihrer Hochebene hernieder, den Rio Apá überschreitend, nach Villa Concepcion, um dort ihre Wagenzüge mit Salz zu beladen; als Nebenladung nehmen sie Zeuge, Eisenwaren, Petroleum mit nach der Heimat und lassen als Gegenwerte trockene Häute, Yerba und lebendes Vieh, das sie mitführen, in Villa Concepcion. Durch diesen Handel ist Villa Concepcion wohlhabend geworden. Man gibt billige eiserne Kessel, Draht und Kattune und nimmt wertvolle Häute und Vieh in Zahlung, deren Wert der Empfänger festsetzt. Selten gibt man etwas Geld heraus. Auf jeden Fall ist sicher, daß Paraguay noch ein ergiebiges Feld für die Betätigung des deutschen Handels bietet. Sicher ist aber auch, daß vom Heimatlande in dieser Hinsicht noch lange nicht das getan ist, was schon längst hätte getan werden können, um die durch besondere Umstände gegebene, starke Stellung zu befestigen und zu halten. Paraguay ist wahrhaftig besser als sein Ruf und verdient wohl, mehr von unserer Heimat aus beachtet zu werden. Die Einfuhr deutscher Waren ist bei weitem noch nicht auf dem Standpunkt angelangt, den sie bei dem geradezu unermüdlichen Streben deutscher Kaufleute hierzulande seit Jahren hätte einnehmen müssen. Alle Bemühungen scheiterten an der unverantwortlichen Kurzsichtigkeit und Ängstlichkeit der deutschen Finanz, die heute noch leider im englischen

Schlepptau einherwandelt und solange zaudern wird, bis es zu spät ist. Denn man darf nicht vergessen, daß Paraguay mit seinen Hafenplätzen das Durchgangsgebiet ist für das gewaltige Hinterland Matto Grosso und Bolivien. Wer den Handel in Paraguay in Händen hat, beherrscht auch gleichzeitig die Märkte jener ausgedehnten Gebiete.

Die Bevölkerung des Landes ist zwar noch gering, sie ist außerdem arm und bedürfnislos. Der Verbrauch eingeführter Waren ist demnach nicht gerade bedeutend. Immerhin behaupten viele deutsche Artikel heute den ersten Platz, und es steht zu erwarten, daß mit dem Fortschritt des Landes und seiner Bewohner, mit der Zunahme der Bevölkerung nach und nach eine Änderung eintreten wird. So bescheiden auch dies Arbeitsfeld ist, so handelt es sich vorläufig nur darum, es festzuhalten und dann zu vergrößern. Daß es sich lohnt, nun — dafür gibt die günstige Lage des hiesigen Kaufmannsstandes den besten Beweis. Er hat sich hier eine angesehene, geachtete Stellung geschaffen. Verstehen es die Geschäftsleute hier draußen, dem Geschmack und den Bedürfnissen von Land und Leuten sich anzupassen, dann wird sicherlich der deutsche Export nach Paraguay in nicht zu kurzer Zeit einen erheblichen Aufschwung nehmen.

So verlangt man hier sehr die billigen, weißen Baumwollstoffe zu Hemden, Laken usw., die bisher fast ausschließlich von England bezogen worden sind. Ebenso bedruckte Kattune, Phantasiestoffe für Damen, Bänder und dergleichen. Teilweise kommen diese Sachen aus Frankreich. Aber wie es vor nicht zu langer Zeit möglich wurde, den aus England importierten Poncho durch deutsche Ware zu ersetzen, so wird bei einiger Anstrengung auch das andere angängig sein; man muß sich nur dem Geschmack anpassen. So sind billige Taschentücher und Batisttücher in den Landesfarben rot-weiß-blau oder farbig bordiert sehr gesucht, und junge Leute fahnden geradezu auf seidene Halstücher in ähnlichen Farben. Das

gleiche gilt für schmale seidene Bänder in rot oder rosa oder lichtblau oder in den Landesfarben. Die Jugend, auch die weibliche, trägt solche Sachen mit Vorliebe an den Hüten, als Schleifen, Schärpen usw. Auch Trikotsachen, Hemden und Jacken, gestreift in den Landesfarben oder auch schwarz sind sehr beliebt.

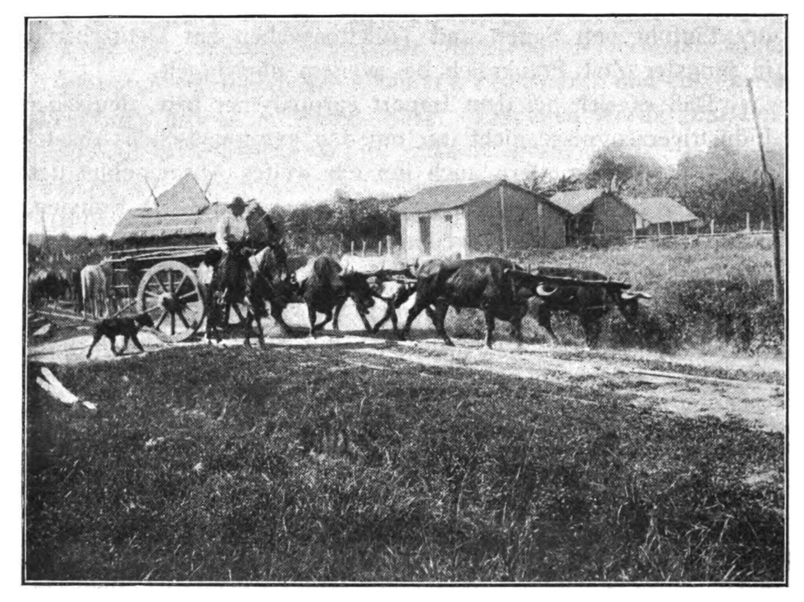
Und so gibt es noch verschiedenes, das unserem deutschen Export zu einem aussichtsvollen Absatzgebiet verhelfen kann. Unter anderem finden alle Arten von Eisenwaren und emaillierte Geschirre hier einen guten Markt. Dagegen würde zum Beispiel feines Porzellan wenig gekauft werden, anstatt dessen um so mehr Steingut. Das gleiche gilt von Glaswaren. Überhaupt muß man da, wo es sich um Wohnungs- oder Zimmereinrichtung handelt, keineswegs den europäischen Maßstab anlegen. Weder der Paraguayer, noch der Brasilianer, noch der Südamerikaner im allgemeinen bekundet den Sinn für ein „gemütliches Heim“, wie wir es zu tun gewohnt sind. Die Gunst des Klimas zwängt ihn ja auch bei weitem nicht derartig in sein Haus wie uns Nordeuropäer, und so kommt es denn, daß die Zimmereinrichtungen, das Meublement, die Ausstattung, zum großen Teil oft recht primitiv sind: billig und schlecht. Zwar werden durch den Verkehr mit Fremden auch hier die Bedürfnisse reger, doch glaube ich, daß die deutsche Ausfuhr auf diesem Gebiet erst Erfolg haben wird, wenn die heimische Auswanderung nach Südamerika durch eine gewisse Förderung andere Dimensionen erhalten hat. Bis jetzt ist die deutsche Auswanderung hierher leider noch recht gering.

So anspruchslos, wie der Paraguayer hinsichtlich seiner Wohnungsverhältnisse ist, so wenig er für die notwendigsten Lebensbedürfnisse ausgibt, so viel läßt er es sich kosten, wenn es sich um Schmuckgegenstände handelt, namentlich für das schöne Geschlecht; da wird sogar oftmals verschwendet, und die Weiber, nun ja — sie sind wie alle Töchter Evas, eitel und putzsüchtig. Ketten und Perlen und Ringe und Armbänder

spielen im Leben des paraguayischen Volkes eine nicht geringe Rolle, und Gegenstände solcher Art, billig und geschmackvoll hergestellt, finden hier ihre Käufer. Mit Toilettensachen, Puder, Parfüm, Seifen usw. ist es das gleiche. Ja, da sind die paraguayischen Frauen und Mädchen derartig verwöhnt, daß sie nur ausländische Fabrikate verlangen, trotzdem ein großer Teil jener Artikel im Lande selbst hergestellt werden kann. Mit der Einfuhr von Seifen und Toilettensachen hat Deutschland in jüngster Zeit Frankreich bei weitem überflügelt.

Daß es sich bei dem Import europäischer bzw. deutscher Industrieerzeugnisse nicht nur um den paraguayischen Absatzmarkt handelt, sondern auch um ein weites Absatzgebiet des mächtigen Staates Matto Grosso und eines Teiles von Bolivien, habe ich schon kurz angedeutet. Erfreulich ist es auch, zu sehen, daß hier in den meisten industriellen Unternehmungen fast alle Maschinen und Maschinenteile von Deutschland geholt worden sind. Das englische und nordamerikanische Kapital ist aber rühriger als das deutsche und sucht sich in den verschiedensten Produktionszweigen mit aller Kraft zu betätigen, ganz gleichgültig, ob in Ackerbau oder Viehzucht, ob in industriellen Anlagen oder Verkehrseinrichtungen. Könnte ein gleiches von deutschen Kapitalien gesagt werden, die Notabene schon vor Jahren unter den günstigsten Bedingungen die beste Gelegenheit hierfür hatten, dann würde der deutsche Export nach Paraguay gewaltige Fortschritte gemacht haben. So wie augenblicklich die Lage sich gestaltet, scheint es fast, als ob auch hier nordamerikanische und englische Finanzgruppen die Oberhand bekommen werden, ähnlich wie in Argentinien. Und damit ist alles gesagt. Denn jene Unternehmungen sind bestrebt, die benötigten Sachen aus ihrem eigenen Mutterlande zu beziehen und der Ausfuhr Deutschlands nach bestem Wissen und Willen Abbruch zu tun. Wie alle Bahnen Argentiniens in englischen Händen sind, so ist dies auch mit der einzigen Bahn Paraguays der Fall, trotzdem vor Jahren

schon gerade diese Bahnlinie deutschen Gesellschaften zum Kauf für eine lächerlich geringe Summe angeboten worden ist, aber ohne Erfolg.*) Ein würdiges Pendant zu dem Vorgang hinsichtlich der Übernahme der Flußschiffahrt auf dem La Plata und Paraguay und zu anderen Schildbürgerstückchen, die unsere deutsche Finanz in Argentinien dereinst sich geleistet hat!



Ochsenkarren.

Es ist bekannt, daß Paraguay seit alters das Land der Baumwolle gewesen ist. Der fünfjährige Krieg hat auch diesen Kulturzweig und damit gleichzeitig die Baumwollindustrie völlig vernichtet. Heute müssen alle Baumwollwaren importiert werden. Hauptlieferant ist Großbritannien, und englische Baumwollwaren, Stoffe, Gewebe usw. stehen in der Einfuhr

*) Vergl. S. 47 ff.

an erster Stelle. Indessen haben seit einiger Zeit die deutschen Erzeugnisse angefangen, mehr und mehr Boden zu gewinnen. Es erübrigt nur, sich dem Geschmack und der Moderichtung noch mehr anzupassen. Dann ist es bei der bekannten deutschen Billigkeit und Gediegenheit der Arbeit wohl als sicher anzunehmen, daß heimische Erzeugnisse sich den Absatzmarkt nach und nach erobern werden. Vor allen Dingen ist auf die noch immer geringe Kaufkraft der hiesigen Bevölkerung Rücksicht zu nehmen.

Bei dem großen Wettbewerb anderer Länder um den paraguayischen Markt bleibt nur zu wünschen, daß Deutschland wie bisher seine erste Stelle in der Einfuhr von Eisenwaren, Steingut, Papier und Schreibwaren, Musikinstrumenten, Uhren und Glaswaren auch weiterhin behaupten möge. Eine Verbesserung bzw. eine Erweiterung des Absatzgebietes und damit ein Beherrschen des paraguayischen Marktes durch unseren deutschen Export wird erst möglich sein, wenn unsere Handelspolitik Hand in Hand geht mit einer vernünftig geleiteten Auswanderungspolitik.

Dann aber muß noch eins bedacht werden. Nach dem großen Kriege waren im Lande Paraguay alle industriellen Unternehmungen hinweggefegt. Im Laufe der Zeit fängt auch in diesem Staate, wie in anderen südamerikanischen Ländern, die Industrie langsam an, sich zu erheben. Mit jedem neuen Industriebetriebe aber hier draußen verlieren unsere heimische Industrie, unser deutsches Gewerbe, unser deutscher Handel ein Absatzfeld, einen Markt nach dem anderen. Und dann — nun dann ist es eben zu spät, heimische Erzeugnisse hier noch anpreisen zu wollen. Also: nicht zaudern, zugreifen, solange es noch Zeit ist, um so mehr, als durch den unglückseligen Ausgang des Transvaalkrieges der südafrikanische Absatzmarkt uns nun doch mal

verloren gegangen ist. Jede Schuld rächt sich auf Erden, und jene damals begangene Unterlassungssünde wird sich an Deutschland noch bitter rächen. Denn das stärkste Bollwerk gegen den polypenartig aufsaugenden Einfluß Großbritanniens in Afrika waren eben die Buren. Es war klar, daß mit der Vernichtung ihrer Selbständigkeit auch der Gedanke an einen deutschen südafrikanischen Absatzmarkt in Nichts zerfallen mußte; daß Großbritannien mit der Besitznahme der Burenstaaten sein Hauptstreben im eigensten Interesse darauf richten muß, nun auch die deutsche Kolonialpolitik in Afrika lahmzulegen. Den Beginn dieses Spiels unseres vielgeliebten Vetters jenseits des Kanals haben wir bereits erlebt.

Was ich hier von Paraguay sage, dürfte für ganz Südamerika mehr oder weniger zutreffen. Ich will nur kurz hinweisen auf die Fabrikation von Wachsstreichhölzern, von Kerzen, auf den Maschinenbau, der landwirtschaftliche Apparate, Zuckerpressen, Eisenbahnwagen usw. herstellt, auf die Zigarrenfabrikation, die Gerbereien, Destillationen, einzelne Eisengießereien: sie alle haben hier im Lande ein ergiebiges Arbeitsfeld und machen jetzt schon die Einfuhr von Gegenständen aus dem alten Europa unnötig.

In Paraguay befinden sich heute ca. 2300 kaufmännische Häuser mit einem Anlagekapital von 34 Millionen Mark. In den bestehenden industriellen Unternehmungen, etwa 1900 an der Zahl, sind mehr als 70 Millionen Mark angelegt,*) in Viehzucht mehr als 50 Millionen und in Ackerbau und Waldwirtschaft nahezu 45 Millionen Mark. An diesem im Wirtschaftsleben angelegten Kapital von rund 200 Millionen Mark sind die Deutschen Paraguays mit kaum 15 Millionen Mark beteiligt. Davon entfallen:

---

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay, S. 295 ff.

auf den Handel	6000000	Mark
auf industrielle Unternehmungen	860000	„
auf Viehzucht	2000000	„
auf Grundbesitz	5500000	„
auf Kolonien	800000	„

Indessen hat auch diese geringe Beteiligung Deutschlands in jüngster Zeit bereits die Tendenz zu Steigerungen gezeigt.

XXV.

Historischer Überblick und Schluß.

Die ganze spanische Kolonialherrschaft in Südamerika war eigentlich weiter nichts wie eine fortgesetzte Anarchie, hervorgerufen durch Neid und Habsucht der führenden Kreise, der Gouverneure und Beamten einerseits, die das sogenannte Recht der spanischen Krone vertraten, und andrerseits durch die Ansprüche der Untergebenen, des Volkes, die sich in bewaffnetem Widerstand der Eingeborenen und Mischlinge gegen ein zum Gesetz erhobenes Raubsystem wiederholt offenbarten. Es hatte sich im Gegensatz zu den Spaniern die sogenannte Criollobevölkerung herausgebildet, d. h. die in Südamerika geborenen Vertreter der europäischen Rasse, teils ganz rein, teils vermischt mit dem Blute der Eingeborenen oder deren Nachkommen. Diese Criollos erwachten eines Tages zum Bewußtsein. Müde der Plackereien durch ein ohnmächtiges Mutterland, das 1806 nicht einmal dem englischen Handstreich auf Buenos Aires Widerstand leisten konnte, derart, daß der damalige Gouverneur von Paraguay, Bernardo Valesquo, zu Hilfe eilen mußte, müde der Bevormundung durch eine Regierung, deren Machtbereich von Napoleon I. auf Cadix und die Insel Léon eingeschränkt worden war, erklärte die südamerikanische Criollobevölkerung zu Buenos Aires am 25. Mai 1810 ihre Unabhängigkeit vom spanischen Joch. Dieser Freiheitsgedanke wehte damals mit Macht durch das Land, und bereits

1811 hatten sich alle früher spanischen Kolonien von ihrem Mutterlande und der spanischen Krone losgesagt. Überall hatte man zur Erlangung dieser Selbständigkeit zu den Waffen gegriffen.

Nur in Paraguay war es still. Dort blieben Land und Volk ihrem König treu. Als darauf der argentinische General Belgrano mit Waffengewalt ins Land einfiel, um die Widerspenstigen gefügig zu machen, wurde er bei Paraguari und Taquari vom Gouverneur Velasquo empfindlich aufs Haupt geschlagen und mußte kapitulieren. Paraguay hatte Buenos Aires gegenüber, das, den Augenblick benützend, die eigene Suprematie anstrebte, seine Unabhängigkeit behauptet. Indessen es ist schwer, sich dem Zuge der Zeit entgegenzustemmen. Schon am 14. Mai 1811 sagte sich Paraguay ebenfalls von Spanien los. Pedro Juan Caballero nötigte den Gouverneur, abzutreten; weder ein Schuß fiel, noch ein Tropfen Blut ist hierbei geflossen; eine friedliche Revolution war ins Werk gesetzt. Von der Volksversammlung wurde eine provisorische Regierung, bestehend aus vier Mitgliedern, eingesetzt. Zu letzteren gehörte der damals schon 54 Jahre alte Dr. José Gaspar Francia. Dieser wußte es dahin zu bringen, daß 1813 die Exekutivgewalt auf zwei Konsuln, nämlich ihn selbst und Fulgencio Yegros, übertragen wurde, um dem Lande mehr Garantie für die ständig bedrohte Unabhängigkeit zu bieten. Schon 1814 aber hatte Francia es erreicht, daß wegen der „ständig gefährdeten“ Unabhängigkeit der Republik die Konsularregierung aufgehoben und er zum alleinigen Diktator gewählt wurde.

Am 1. Mai 1816 übertrug ihm der Kongreß die Diktatur mit unumschränkter Gewalt auf Lebenszeit. Francia befand sich im Besitz einer Macht, wie sie kein Fürst in Europa auszuüben imstande war. Im ganzen Lande gab es fortan nur einen Willen, dem unbedingt Folge geleistet werden mußte; das war der seine. Francia war ein Despot im strengsten

Sinne des Wortes, hart und grausam gegen seine Untertanen, einfach und streng gegen sich selbst. Er wußte sehr wohl, daß das Volk durch die vorhergegangene Schule jesuitischer Erziehung durchweg fügsam, harmlos und unwissend war, und daß es die moralische Energie und den ethischen Mut nicht besaß, sich seinem Willen zu widersetzen. „Das Land hätte daher ebensogut durch Milde, wie durch grausame Maßregeln regiert werden können. Francia jedoch, der scharfsinnig, argwöhnisch und eigensinnig war, den kein moralisches oder religiöses Gefühl von seinem Vorhaben abschreckte, und dem alle Mittel recht waren, um seine Ziele zu erreichen, wählte das Verbrechen unmenschlicher Torturen, um seine Untertanen zu beherrschen. Seine Seele kannte weder Mitleid noch Gewissensbisse!

Francias Verwaltung, die es sich zum Ziel gesteckt hatte, die jüngst errungene und von außen her bedrohte Unabhängigkeit Paraguays zu erhalten und gegen die Gelüste Argentiniens zu wahren, griff zu ebenso extremen Mitteln in seinen Regierungsformen, wie zu tyrannischen in seinen Personalverfügungen. Paraguay wurde hermetisch gegen die Außenwelt verschlossen; selbst die Fremden, die einmal dort waren, ließ Francia nicht zurückkehren.*)

So grausam und drastisch Francias Regierung auch war, und so hemmend sie auf die humanitäre und kulturelle Entwicklung des Volksgeistes einwirken mußte, so hatte sie doch erreicht, die Selbständigkeit Paraguays dauernd zu begründen. Paraguay schuldet diesem Tyrannen in erster Linie seine nationale Erhaltung, seine politische Organisation und die Grundlage zu seiner späteren Landwirtschaft, Industrie und seinem Handel. Allen Repressalien habgieriger Nachbarn ausgesetzt, zeigte Francia, wie ein Volk, so schwach und bedroht es auch sein mag, wenn es auf sich selbst angewiesen ist, sich

*) R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay, S. 61 ff.

auch selbst genügen kann, ohne unter den Schutz des Auslandes zu treten. Francia befestigte hiermit allerdings auch zugleich im hohen Grade die bereits von den Spaniern und den Jesuiten geschaffene blinde Duldsamkeit der Paraguayer, diese verhängnisvolle nationale Grundlage, auf welcher später unter der tyrannischen Leitung des Präsidenten Francisco Solano Lopez fast die ganze Nation in spartanischer Entsagung und heroischer Tapferkeit während eines fünfjährigen Vernichtungskrieges (1865 bis 1870) zugrunde ging."

Unter Francia wurde die Unabhängigkeit Paraguays zu einer politischen Tatsache. Am 10. September 1840 starb dieser merkwürdige Mann, arm, uneigennützig, einsam, aber gefürchtet von allen! Nur mit geheimem Grauen und unter Verneigung des Hauptes wagte man noch nach vielen Jahren, den Namen des Allgewaltigen im scheuen Flüstertone zu nennen. Als ein Wesen höherer Art lebt Francia heute noch im Gedächtnis des Paraguayvolkes fort.

Der nächstfolgende Kongreß ernannte wieder eine aus zwei Konsuln bestehende Regierung, die zu schwören hatten, „die Unabhängigkeit der Republik unter allen Umständen zu wahren!" Gewählt wurden Mariano Alonso und Carlos Antonio Lopez. Auf Betreiben des letzteren, der, wie Francia, immer wieder die bedrohte Unabhängigkeit der Republik in den Vordergrund schob, wurde es für angebracht gehalten, die ausübende Gewalt in die Hände eines Präsidenten zu legen.

„Das Vaterland ist in Gefahr!"

Was ist unter diesem patriotischen Deckmantel schon alles verbrochen worden! So geschah es auch hier. Am 19. Mai 1844 wurde der reiche Grundbesitzer und frühere Konsul Carlos Lopez zum Präsidenten der Republik Paraguay auf 10 Jahre gewählt. Der Mann hatte, was er wollte, und das Volk — nun, es erhielt das, was es verdiente. Denn Lopez trat in die Fußtapfen des absoluten Despotismus Francias. Dieser hatte ohne Gesetz und

ohne Kongreß regiert. Der schlaue Lopez schuf zum Schein eine nationale „Vertretung“ aus willenlosen Kreaturen, die in seinen Händen nur gefügige Werkzeuge waren, um dem Despotismus ein Mäntelchen umzuhängen. Lopez eröffnete die Häfen wieder für den Fremdenverkehr, hob das völlig in Verfall geratene Schul- und Kirchenwesen, besorgte eifrig die Landesverteidigung. Heer und Flotte waren allmählich auf eine ungewöhnliche Stärke, 50 000 Mann Truppen und 10 Kriegsschiffe, gebracht; militärisch geschulte Führer indessen gab es nicht. Arsenale und Eisengießereien, Dampfziegeleien und dergleichen wurden gebaut. Dampfschiffe wurden im Lande hergestellt; ein direkter, europäischer Handelsverkehr war im Entstehen begriffen. Lopez ließ breite Wege und Brücken anlegen, um den landwirtschaftlichen Verkehr zu erleichtern. Die erste Eisenbahn und die ersten Telegraphen in den La Platagebieten wurden in Paraguay errichtet. Nach Ablauf der zehnjährigen Regierungsperiode wurde Lopez auf weitere 10 Jahre zum Präsidenten von Paraguay wiedergewählt. Schon damals ließ er durch seine Clique — gleichsam als Versuchsballon — im Kongreß den Antrag stellen, ihn, den „Carlos Antonio Lopez, zum Kaiser zu proklamieren und die Krone in seiner Familie erblich zu machen!“ So geschehen im Jahre 1854. Bescheiden und schlau wehrte der alte Fuchs dann ab. Seine Zeit war noch nicht gekommen. In Verfolgung seiner Pläne aber nahm er die Präsidentschaft nur auf drei Jahre an, und zwar „auf vieles Bitten“ seiner Untertanen. Und nun begann ein Komödienspiel der tollsten Art. Alle Augenblick drohte Lopez mit Rücktritt. Alle Augenblicke bestürmten ihn seine geheim instruierten Kreaturen, „um des Vaterlandes willen“ zu bleiben. Endlich war es so weit, daß Lopez sogar das Staatsgrundgesetz abändern konnte. Er hob kurzerhand den Artikel auf, der da besagte, daß kein Militär oder niemand, der das 45. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt habe, für den Präsidentenposten wählbar sei. Sein ältester

Sohn nämlich, Francisco Solano Lopez, war erst 27 Jahre alt und dazu General- und Kriegsminister in der paraguayischen Armee.

Bald darauf, 1857, wurde das abgekartete Schauspiel wieder in Szene gesetzt. Lopez weigerte sich aufs neue, sein „schweres" Amt zu übernehmen. Auf Betreiben seiner gehorsamen Sklaven wurde auf den Sohn hingewiesen. Macht und Geld und Furcht brachten den zusammengetretenen Kongreß dahin, wirklich des Präsidenten ältesten Sohn Solano zu wählen, da nun ja die hinderlichen Paragraphen der Verfassung beseitigt waren. Solano Lopez aber — lehnte im Einverständnis mit seinem Vater ab, worauf sich dieser auf dringendes Bitten der Deputierten und des „treuen" Volkes wieder bereit erklärte, den „harten" Posten eines Staatspräsidenten auf weitere sieben Jahre noch einmal zu übernehmen, aber mit der Bedingung, daß ihm allein das Recht zuerkannt werde, seinen Nachfolger zu ernennen, unabhängig von der Volksvertretung.

Man sieht, der alte Lopez kam seinem Ziele in betreff einer erblichen Krone immer näher. Absoluter Herrscher war er schon; die Erblichkeit des Amtes auf seinen Sohn hatte er erreicht, es fehlte nur noch — die Krone. Diese aber blieb ihm versagt; denn er starb am 10. September 1862, nachdem er zum Nachfolger seinen Sohn ernannt hatte, dem es vorbehalten war, jene Kaiserkrone zu erstreben.*)

Im allgemeinen kann die Regierung des Carlos Lopez im Vergleich zu der Zeit Francias als eine fortgeschrittene bezeichnet werden. Indessen besaß Lopez nicht den moralischen Mut und die ethische Würde, sein Volk von den seit Jahrhunderten angeborenen Fesseln des Despotismus zu befreien und es zum selbständigen Denken zu erheben; auch bei ihm unterdrückte der Egoismus alle humanitären Gefühle. „Dann herrschte aber auch besonders die Sucht nach persönlicher

*) Vergl. S. 6 ff.

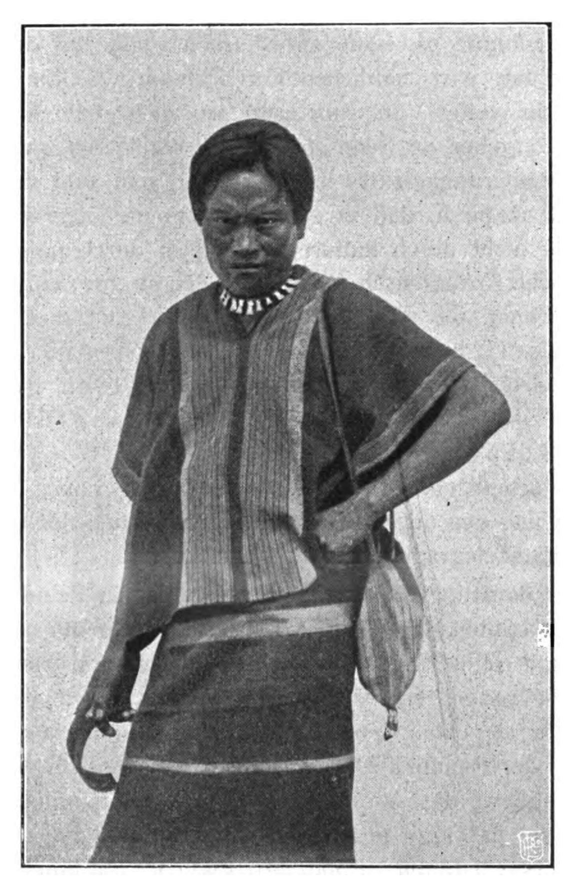
Bereicherung vor, zwei Laster despotischer Herrscher, die sich stets unter dem Mantel der Tyrannei zu decken suchen. Nach zwanzig Jahren despotischer, administrativer Tätigkeit hatte das Land, auf Kosten jedweden Denkens und Strebens, eine auf das pünktlichste funktionierende Verwaltung erhalten, in welcher die Gesetze auf das höchste geachtet und mit peinlicherer Gewissenhaftigkeit befolgt wurden, als dies in irgendeinem anderen Teil Südamerikas der Fall war."

„Carlos Lopez" — so urteilt Dr. Baez — „ist nicht der Mann, dessen persönliche Energie sich mit derjenigen Francias messen könnte. Sein Begriffsvermögen stand auf einer niedrigen Stufe, und seine politischen Kenntnisse waren nutzlos. Lopez ließ sich durch Gier nach Reichtum beherrschen, ein Beweis seines gemeinen Wesens, das nur die niedrigen Eigenschaften gewöhnlicher Tyrannen kannte. Dr. Francia, im Gegensatz zu Lopez, enthielt sich eines jeden persönlichen Nutzens während seiner Diktatur, die er niemals zu seiner Bereicherung ausbeutete; er zeigte sich somit als ein Tyrann höherer Ordnung."

Im Jahre 1862 übernahm Francisco Solano Lopez die Regierung Paraguays aus den Händen seines Vaters. Der einberufene, sklavisch ergebene Kongreß erteilte die Bestätigung. Wie ein Stück alter europäischer Fürstengeschichte so mutet einen das ganze Treiben an. Alles wiederholt sich nur im Leben!

„Wohl kaum jemals hat ein Herrscher sein Regierungsamt unter günstigeren Verhältnissen angetreten, als Solano Lopez. Auf der Grundlage des bereits vorhandenen wirtschaftlichen Vorsprunges und im Besitz einer arbeitsamen, jederzeit willigen Bevölkerung wäre es ein Leichtes gewesen, die Viehzucht, den Ackerbau, die Industrie, Handel, Schiffahrt, Wege- und Telegraphenbau und den Eisenbahnverkehr bis zu ungeahnter Ausdehnung zu fördern und so den Nachbarstaaten in zivilisatorischer Entwicklung bahnbrechend voranzugehen. Es

wäre auch ein Leichtes gewesen, mit dieser Entwicklung Schritt haltend, die alten Fesseln der Tyrannei zu brechen und in Paraguay eine Kulturstätte freien Denkens, gediegener Volks-



Indianerweib vom Stamme der Anguayté.

bildung und der Pflege reiner Wissenschaften in höheren Lehranstalten zu schaffen. Aber nein! auch Solano Lopez glaubte seinen unbegrenzten Ehrgeiz und seine unersättliche Sucht nach

irdischen Gütern vollkommener durch despotisches, als durch humanes Regieren erreichen zu können. Und so trat er auch in die Fußstapfen seiner Vorgänger.

Der neue Präsident, von weitgehenden Herrscherideen beseelt, versäumte es, seine egoistischen Pläne auf dem Gebiet fortgesetzter, wirtschaftlicher Entwicklung, wo ihm nicht nur bereits ein weiter Vorsprung, sondern auch gediegene und bewährte Ratgeber zur Seite standen, zu realisieren. Von Beginn seines Regierungantrittes besiegelte er sein und das Landes Schicksal dadurch, daß er seinen Ruhm und den Ausbau der Republik nicht durch kulturelle, sondern durch politische und militärische Errungenschaften zu erzielen strebte; ein tollkühnes Unternehmen, da weder der Präsident die hierfür erforderlichen Qualifikationen besaß, noch ihm irgendwelche taktisch und strategisch gebildete Militärs als Ratgeber oder Truppenführer zur Seite standen.“*)

So urteilt ein Mann, der den Solano Lopez persönlich gekannt und den unglücklichen Krieg auf seiten der Paraguayer als Militär-Telegraphenchef mitgemacht hat.

Das damalige Kaiserreich Brasilien lag in Feindseligkeiten mit der Republik Uruguay. Ohne Grund, nur um sich hervorzutun und seine Stimme in dem südamerikanischen Konzert hören zu lassen, ergriff Lopez diese erste Gelegenheit, sich in die Angelegenheit beider Staaten hineinzumischen. Die Bedrohung der Republik Uruguay durch Brasilien sei eine Gefahr für Paraguay; das Wohlergehen, die Unabhängigkeit dieses Landes sei in Frage gestellt. „Das Vaterland ist in Gefahr!“ So hieß es wiederum. Lopez bot seine Vermittlung an, wurde aber von Brasilien kühl abgewiesen. Darauf erließ Lopez wutentbrannt einen Protest, nach welchem er den Einfall brasilianischer Truppen in Uruguay als eine Kriegserklärung gegen

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld a. a. O.

Paraguay betrachten müsse. Ohne auf diesen Protest zu achten, rückten die Brasilianer über die Grenze der Republik Uruguay, und Lopez hatte damit das, was er gewünscht hatte: eine Kriegserklärung.

Gleichzeitig hatte Lopez an die argentinische Regierung ein Drohschreiben gerichtet, in dem er eröffnete, er würde eine weitere Unterstützung der in Uruguay ausgebrochenen Rebellion seitens Argentiniens durch Lieferung von Geld, Waffen, Munition usw. als Grund zu einer Intervention mit bewaffneter Hand betrachten.

Schon im November 1864 hatte er einen den Paraguayfluß hinauf nach Matto Grosso fahrenden brasilianischen Dampfer wegnehmen und die Besatzung ins Gefängnis werfen lassen. Im Dezember fiel ein paraguayischer Truppenteil in die brasilianische Provinz Matto Grosso ein, sengte und plünderte dort barbarisch. Gleich darauf erfolgte die Kriegserklärung des Präsidenten Lopez an Brasilien, denn: „Das Vaterland war in Gefahr!"

Um in östlicher Richtung nach Brasilien einmarschieren zu können, bat Lopez trotz seines Drohbriefes die argentinische Regierung um Erlaubnis, durch das zu Argentinien gehörige Missionsterritorium ziehen zu dürfen. Dieses Ersuchen wurde abgelehnt; am 13. April 1865 empfing der kleine, dicke Lopez die Antwort. Ihm schwoll der Kamm. Schon nach wenigen Tagen ließ er zwei vor der Stadt Corrientes liegende, friedliche argentinische Passagierdampfer überfallen und die Bemannung derselben niederhauen. Gleichzeitig ließ er den General Robles mit 40 000 Mann in die Provinz Corrientes einfallen und die Stadt besetzen. Alles staunte ob dieses Vorgehens des dünkelhaften kleinen Präsidenten von Paraguay. Es kam, was kommen mußte: Brasilien, Argentinien und Uruguay schlossen ein Bündnis mit dem Zweck, die „eigenartige" Regierung des Lopez zu stürzen. Der Krieg begann, ein Krieg, den Lopez frevent-

lich und leichtsinnig vom Zaune gebrochen hatte aus dem Drange nach persönlicher Machterweiterung, aus Habgier und Eitelkeit, aus dem Streben, Kaiser von Südamerika zu werden. In dieser despotischen Verblendung des Tyrannen aber lag bereits der Keim des Unheils. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß während des Krieges die todesmutigen, paraguayischen Truppen nur zu oft durch mangelhafte Oberleitung und infolge strategischer Fehler gröbster Art planlos geopfert wurden, bis nach langjährigen Kämpfen auch der Rest der Treuen, deren Martyrium wohl eines edleren Zweckes würdig gewesen wäre, unbarmherzig seinem Untergange entgegenging. Lopez entfaltete während dieser Zeit die ganze bestialische Natur eines Scheusals in Menschengestalt.

„Das Herbeizerren der von ihm anbefohlenen Grausamkeiten verwerflichster Art, der brutale Massenmord fast aller Ausländer sowie der angesehensten Männer und Familien, der Frauen und Kinder, die Beschlagnahme des Privatbesitzes hingerichteter Opfer, die Einführung von Torturen zur Erpressung falscher Aussagen, kurz die Verwüstung des ganzen Landes, von dessen Bevölkerung zwei Drittel im Elend umkamen; alles dies unter dem wahnsinnigen Vorwand, den Krieg im Interesse der Erhaltung der Landesunabhängigkeit bis an das bitterste Ende fortzuführen, haben das weltgeschichtliche Urteil über Solano Lopez für immer besiegelt.

Der Ruin Paraguays ist durch das System des Despotismus und der Unvernunft seines letzten und dritten Tyrannen verschuldet, der 1870 unterlag, nicht etwa in der Verteidigung des Vaterlandes, wie derselbe es den Paraguayern glauben machte, sondern auf dem Opfertisch seines törichten Egoismus, seiner Eitelkeit, seines Hochmuts und seines wahnsinnigen Ehrgeizes. — In menschlicher Erinnerung findet sich kein anderes Beispiel eines ähnlichen Frevels. Die Tyrannei des Solano Lopez war die

unerhörteste und roheste, über welche die Geschichte berichtet!"*)

Ich habe bereits an anderer Stelle von dem bluttriefenden Nero und seiner Maitresse gesprochen.**) Zum großen Teil neigt man heute in Paraguay mehr und mehr zur Ansicht, daß diese geldgierige Engländerin, dieses abenteuernde Weib die eigentliche Triebfeder für alle Schandtaten, ja für das eine große Verbrechen gewesen ist. Lopez selbst hatte nur zwei bemerkenswerte Eigenschaften: das war seine fürchterliche, unmenschliche Grausamkeit und seine unerhörte Feigheit. Von seinem Vater empfing er eine unumschränkte Gewalt, wie sie ein orientalischer Despot nicht einmal besaß! Nur vermittels dieser ungeheuren Machtbefugnis, die in seiner Person den Staat verkörperte und den Keim zum Größenwahnsinn in dem jungen, leichtsinnigen, verschwenderischen Mann legen mußte, konnte Lopez seinem ausgeprägten Eigennutz bis zu allen Exzessen hin frönen. Nur sein Wille herrschte! Nur er war Herr des Landes; nur für ihn, nicht für den „Staat" war das Volk da; nur für ihn hatten seine Untertanen zu arbeiten; ihm gehörte alles, und der Staatssäckel war sein eigener. Diesen aber zu füllen, war sein Hauptbestreben, und seine ehrenwerte Madame Lynch hat ihn dabei eifrigst unterstützt.

Der alte Dr. Stuart, dessen ich schon Erwähnung getan habe, erzählte mir, daß ihm einst die alte Mutter des Solano Lopez weinend ihr Leid über ihren grausamen, herzlosen Sohn geklagt habe. Schon als kleiner Knabe habe er an der Verstümmelung von Tieren eine ausgelassene Freude gehabt und sich nur zu häufig mit solchen Quälereien beschäftigt. Mit Vorliebe habe er damals schon jungen Hühnern die Augen ausgestochen und die Flügel ausgerissen und sie in die Nähe

*) Dr. C. Baez, La Tirania en el Paraguay, 1903.

**) Vergl. S. 5 ff.

eines Feuers gesetzt. Wenn dann die armen Tierchen, die ja nicht sehen konnten, in die Flammen hüpften, habe der Junge sich an den Qualen und Todeszuckungen geweidet.

Diese infame Lieblingsbeschäftigung des Knaben, dem ja wohl wegen der Stellung des Vaters alles zu Gebote stand, spricht für den Charakter als Mann, der später für seine Untertanen die barbarischsten Strafen, die teuflischsten Folterqualen ersonnen hat. Nur seine Stellung, seine Macht schützten ihn vor dem Schicksal eines Verbrechers, der er ja im Sinne des Wortes gewesen ist. Während des ganzen Krieges hat sich Lopez niemals an einem Gefecht beteiligt, auch nie einem Kampfe beigewohnt, sondern hielt sich aus Feigheit und übergroßer Angst um sein kostbares Leben stets abseits, wo er von den Gefechten nichts sehen konnte und vor feindlichen Kugeln geborgen war. Sein Hauptaugenmerk war stets nur auf seine heilige Person gerichtet. In den Lagern ließ er immer nur zuerst für seine eigene Sicherheit sorgen. Dort wurden an dem vom Gegner am entferntesten gelegenen Platz bombensichere Wälle und Gebäude aufgeführt, in denen der blutige Tyrann unbehelligt mit seinem „Hofstaat“ wohnen konnte. Arbeit, Mühe, Kosten, das alles war für diesen Zweck gleichgültig. Lopez befahl, und es geschah. Lopez konnte das Schießen nicht leiden, d. h. wenn es anderen nicht galt. Bei jedem Flintenschuß erbebte dieser Held; seine Knie schlotterten, und bleiche Furcht malte sich jedesmal auf dem angsttriefenden Gesicht.

Der Präsident, der hart wie ein Stein, ohne Gnade und Erbarmen Tausende und Tausende hinschlachten ließ für — sich selbst und schmählich ins Verderben jagte, um — sich selbst zu retten, derselbe blutgierige Unmensch „machte vor jedem lauter werdenden Geräusch, welches das Herannahen eines feindlichen Geschosses verkündete, eine tiefe Verbeugung bis auf den Sattelknopf. Schlug aber mal eine Granate mehrere hundert Schritt von seiner Person ein, so glitt er

eiligst vom Rücken seines Pferdes, um sich, schnell wie der Blitz, unbekümmert um das mitleidige Lächeln seiner Geliebten, das Gesicht nach unten, platt auf den Erdboden zu werfen."

Und das alles für das Vaterland, dem sich dieser Präsident „erhalten" wollte. Ja, ja:

„Für das Vaterland zu sterben,
Und zu leben auch — ist süß."

Geist, Genie, irgendwelche Talente müssen dem letzten Präsidenten abgesprochen werden. Allerdings, es fehlte ihm eins: der Erfolg. Hätte er diesen gehabt, dann hätten Schmeichler und später die ganze nachbetende Mit- und Nachwelt dem verbrecherischen Manne auch noch jene hohen und großen Eigenschaften angedichtet, wie das so gebräuchlich ist. Lopez wäre dann zum Helden geworden trotz seiner Verbrechen, trotz seiner totalen Minderwertigkeit; das „wie" ist gleichgültig. Erfolg und nur Erfolg — dann liegt die Menge weihräuchernd auf den Knien. Ich erinnere nur an den Transvaalkrieg und den „Sieg" der Engländer.

Dem Lopez an Geist und Willenskraft bedeutend überlegen war seine Geliebte Lynch. Ich habe das in Paraguay selbst von vielen Seiten bestätigt gehört. Es ist nachgewiesen, daß viele militärische Anordnungen von ihr allein ausgegangen sind. Sie hat auch viele, leider sehr viele martervolle Strafen, Todesurteile und grausame Hinrichtungen veranlaßt. Alles zur Erhaltung und zur Ehre des „Vaterlandes". Ihre Haupteigenschaft indessen war von Anfang bis zu Ende die gemeine Habgier. „Madame Lynch war ein sehr praktisches Weib, das ihren Vorteil wahrzunehmen verstand und das Nützliche nie aus den Augen verlor. Mit der größten Liebenswürdigkeit und Uneigennützigkeit war sie nämlich bereit, den Soldaten die den Feinden abgenommenen Goldstücke gegen paraguayisches Papiergeld einzuwechseln."

Nach der Schlacht bei Curupaity war den feindlichen Truppen „kurz vorher ein mehrmonatlicher Sold ausgezahlt worden; so ging das Geschäft flott. Stundenlang brachte Madame mit dem Geldwechseln und dem Ankauf von Uhren zu“. Nach jedem Scharmützel, jedem Beutezug tauschte die englische Maitresse die erbeuteten Goldstücke und Wertgegenstände gegen Papierscheine ein. Sie verstand ihren Vorteil wahrzunehmen.

Beizeiten ließen Lopez und die Lynch ihre zusammengestohlenen Gold- und Wertsachen in Sicherheit bringen, zumeist an versteckten Orten vergraben. Die bei dieser Arbeit beschäftigten Leute wurden sofort danach erschossen oder sonstwie hingerichtet. Bei allem Jammer und Elend im Lager, beim Winseln der Tausende von Gefolterten und dem Röcheln der Hingerichteten ringsumher, beim täglichen Anblick der zum Hungertode verurteilten Gefangenen, befand sich dieses Weib vollkommen wohl und munter und wußte aus dem durch Lopez und sie heraufbeschworenen Unglück nur klingenden Vorteil für sich zu ziehen. Die ihr eigene Schlauheit, Geldgeschäfte zu machen, verließ sie in aller Not nicht.

Eines Tages ließ sie den Arzt Dr. Stuart zu sich rufen. Händeringend, laut weinend, eröffnete sie ihm, daß sein Leben von Lopez bedroht sei, der ihn wegen Vaterlandverrats einsperren wolle. Dr. Stuart wußte, was das bedeutet. Im Laufe der Unterredung forderte die Lynch von dem bestürzten Arzt einen Wechsel von 4000 Lstr. (80 000 Mark), den der Bedrohte, um sein Leben zu retten, denn auch ausstellte. Später hat die gemeine Frau diesen Wechsel auf den englischen Markt gebracht, und der arme Dr. Stuart, der mir diesen Vorgang selbst erzählt hat, wurde in England verklagt.*)

Am gelungensten aber war der Hauptstreich dieses edlen Paares. Der damalige amerikanische Gesandte Mac Mahon

*) Vergl. auch Amerlan a. a. O., S. 144.

ließ sich von Lopez und der verführerischen Lynch überreden, den „Staatsschatz“ der Republik, der in diesem Falle identisch war mit dem Eigentum jener beiden, in Sicherheit zu bringen. Sieben mit der Flagge der Vereinigten Staaten geschmückte Karren führte Mac Mahon durch die Truppen der Brasilianer, Argentiner und Uruguayer, ohne daß diesem Transport das geringste Hindernis in den Weg gelegt wurde.

Karren nebst Inhalt wurden als Eigentum eines neutralen Staates, nämlich des nordamerikanischen, angesehen. Niemand hatte gewagt, sie zu untersuchen. Und dabei enthielten sie die Schätze, das Gold und Silber der großen Schwindelfirma „Lopez und Lynch“.

Das Ende kam, ein Ende mit Schrecken. Erst mit dem Tode des Anstifters*) des gewaltigen Mordens zog der Friede ein in das völlig verwüstete Land. Paraguay verlor durch den Friedensschluß den zwischen Rio Bermejo und Pilcomayo liegenden fruchtbaren Teil des Chaco, außerdem große Gebiete in Matto Grosso zwischen Rio Apá und Rio Branco und das Hochland am Alto Paraná, östlich der Sierra Amambay. — — —

Nach dem Kriege übernahm ein Triumvirat die Regierung zur Abschließung des Friedens und zur Bildung eines Ausschusses, der wegen der Grundlage einer neuen Landesverfassung das nötige veranlassen sollte. Am 24. November 1870 wurde auf Grund dieser Arbeiten der erste verfassungsmäßige Staatspräsident gewählt, nachdem am 18. November vom Lande die neue Verfassung anerkannt worden war. Paraguay besitzt seit jener Zeit die Verfassung einer konstitutionellen Republik unter demokratisch-repräsentativer Form.

Die Ausführende Gewalt ruht beim Staatsoberhaupt, dem auf vier Jahre gewählten Präsidenten der Republik; ihm stehen ein Vizepräsident und fünf Staatsminister zur Seite.

Die Gesetzgebende Gewalt übt ein Kongreß aus,

---

*) Vergl. S. 258 ff.

der aus einer Senatoren- und Deputiertenkammer zusammengesetzt ist. Senatoren und Deputierte werden vom Volk durch Stimmenmehrheit gewählt, und zwar erstere, 16 an der Zahl, auf sechs, letztere, 26 an der Zahl, auf vier Jahre. Vorsitzender der Senatorenkammer ist stets der Vizepräsident, während in der Deputiertenkammer der Vorsitzende aus der Mitte der Abgeordneten gewählt wird.



Weidendes Vieh im Walde.

Die Richterliche Gewalt ruht bei dem Obersten Gerichtshof, dem verschiedene Untergerichtshöfe unterstellt sind. Letztere zerfallen in Zivil-, Handels- und Kriminalgerichte. Außerdem waltet in allen Distrikten des Landes je ein Friedensrichter seines Amtes. Der Staatspräsident ernennt mit Zustimmung des Senats die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes. Die Verteidigung vor allen Gerichtshöfen ist frei.

In betreff der Verwaltung sei bemerkt, daß jede Stadt

ihre eigene Verwaltung, Munizipalität, besitzt, während die Landdepartements unter einem „Jefe politico", etwa gleich einem Landrat oder Kreishauptmann, stehen. Der Chaco allein besitzt zwei Militärkommandanturen.

Die Staatsverfassung, die äußerst liberal ist, sichert in 129 Artikeln die weitgehenden Rechte des Volkes, sowohl der Einheimischen, wie der Fremden. Die Grundlagen zu einer nationalen Wiedergeburt wären hiermit geschaffen, und es hätte eine Ära des Friedens, der Freiheit, des inneren Friedens, der geistigen Entwicklung beginnen können, wenn — nun, wenn sich nicht gewisse Einflüsse tyrannischer Gepflogenheit aus der „Herrenzeit" bei manchen Personen fortgeerbt hätten.

„Es wäre auch kaum zu erwarten gewesen,*) daß durch bloße Annahme einer liberalen Konstitution mit einem Male alle seit Jahrhunderten eingefleischten Tendenzen tyrannischer Versumpfung hätten verschwinden können. Hierzu fehlten die erforderlichen Vorarbeiten; die Volksmasse war noch zu ungebildet und zu wenig mit demokratischen Anschauungen und Gebräuchen vertraut, um sich ein richtiges Verständnis einer freien Verfassung, die sie mit einer politischen und moralischen Neugeburt beglücken sollte, bilden zu können. Dieses an sich begreifliche Festhalten eines großen Teils der Bevölkerung an unzivilisierten Anschauungen wurde jedoch nur zu oft von selbstsüchtigen Magnaten ausgebeutet, die, anstatt die Volksmassen freiheitlich zu erziehen, sich unter Mißachtung der Landesgesetze Stellungen erzwangen, in welchen sie ihr Strebertum und ihre Habsucht befriedigten. So konnte es geschehen, daß die Präsidenten der Republik und die höchsten Staatsbeamten mit wenigen Ausnahmen immer noch, gleichsam als ein erbliches Recht, aus den Reihen der Anhänger der Diktatur und nicht nach dem Willen des Volkes hervorgingen. Die paraguayer Nation von mildem, fügsamem und friedfertigem

*) Vergl. R. v. Fischer-Treuenfeld, Paraguay, S. 70 ff.

Charakter sah diesen Eindringlingen in ihre konstitutionellen Rechte seit drei Jahrzehnten nachgiebig zu, ohne sich gegen die hemmenden Elemente freiheitlicher Volksentwicklung tätig aufzulehnen. Mit dem wirtschaftlichen Fortschritt des Landes und insbesondere mit dem Anschwellen der wirtschaftlich gebildeten und freiheitlich denkenden neuen Generation konnte der Entschluß unmöglich länger unterdrückt werden, mit dem letzten, immer unerträglicher erscheinenden Rest veralteten Despotismus „tabula rasa" zu machen und das konstitutionelle Gelöbnis von 1870 durch Vernichtung der letzten Spuren von Autokratie für immer in Paraguay zu konfirmieren."

Die in den letzten Jahren durchgeführten Neuerungen auf dem Gebiet der Finanz und Verwaltung hatten im Lande allmählich eine große Unzufriedenheit, ja, eine ungeheuere Erbitterung hervorgerufen. Prinzipielle Fragen in der Sphäre der Verwaltungs- und Finanzpolitik waren es, die diesmal den größten Teil des Volkes zum Aufstande trieben.

Ich will nur die Erhöhung der Ausfuhrzölle auf Häute und Yerba erwähnen sowie die Protektionswirtschaft und Verschleuderung von Staatsgeldern bei der Konversionskasse. Die Landbevölkerung seufzte unter dem Drucke roher, ganz ungebildeter Beamten, die sich vielleicht durch Gewalttätigkeit bei einer Wahlhandlung das Vertrauen ihrer Herren erworben hatten. Weit entfernt, hier Abhilfe zu schaffen, versuchte der Minister des Innern sogar durch eine neue Einteilung des Landes in Kreise eine noch „straffere Wahldisziplin" einzuführen. Ohne das geringste Anzeichen wurde die aufständische Bewegung eingeleitet. Die Seele der paraguayischen Politik waren seit mehr als 30 Jahren die beiden alten Gauchoführer Caballero und Escobar, Schüler und Anhänger des berüchtigten Tyrannen Solano Lopez. Nach ihrem Belieben wurden die Präsidenten gewählt. Ihrem Einfluß unterstanden Minister und Regierungsleute, mit anderen Worten: eine Familienclique hatte seit 1871 sich der Regierungsgewalt bemächtigt und war be-

strebt gewesen, in Paraguay die Zügel nach altem Lopezschen Muster, d. h. in absolutistischem, ausbeuterischem Sinn, weiter zu führen. Sie und ihre Anhänger nannten sich daher auch die konservative oder „rote“ Partei. Wie Lopez, so stützte sie sich auf die Macht, d. h. auf die Soldateska. Die liberale oder „blaue“ Partei fand die stärkere Stütze in ihrem Recht.

Die politisch Unzufriedenen hatten sich um den früheren General Ferreira, einen gut gebildeten und geschulten Offizier, gesammelt, der seinerzeit von den „Gaucho“-Führern, als nicht in ihren Kram passend, abgesetzt und nach Argentinien verbannt worden war; zu ihm gesellte sich ein gewisser Garcia, der unter dem gestürzten Präsidenten Aceval Polizeichef der Hauptstadt Asuncion gewesen war. Garcia bekleidete beim Ausbruche der Revolution die Stelle eines Polizeikommissars in La Plata (Argentinien), der Hafenstadt von Buenos Aires, während Ferreira in Buenos Aires selbst lebte.

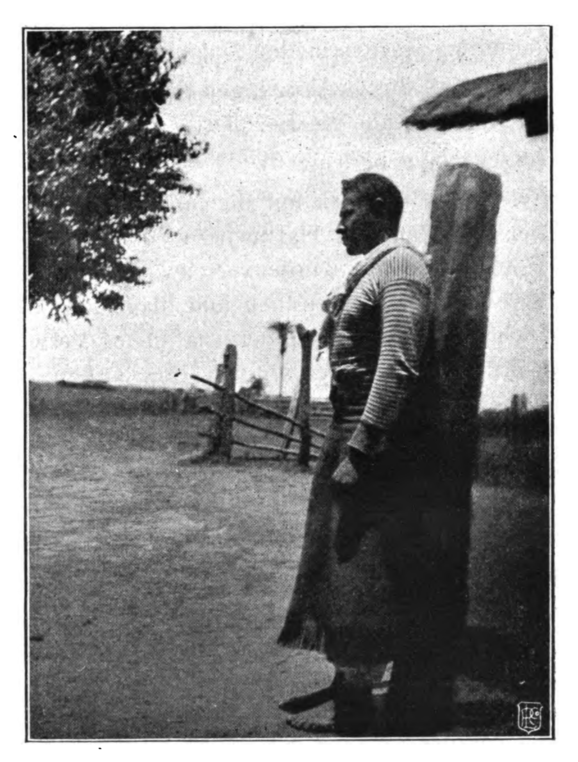
Unter Vorbereitung der geistig vorgeschrittensten Elemente und der studierten Bevölkerung brach nun die für die Regierung ganz überraschende Revolution am 9. August 1904 aus. Die Paraguayregierung hatte zu jener Zeit einen Dampfer „Sajonia“ gekauft und ließ ihn im Hafen von La Plata als großes Transportschiff ausrüsten. Die mit dieser Aufgabe betrauten Personen indessen verwandten die Gelder zum Ankauf von Waffen, Munition und zur Anwerbung von Mannschaften für denselben Dampfer, der dadurch zu einem Kriegsfahrzeug umgestaltet wurde. Ob die argentinische Regierung hinter all diesen Machenschaften stand, die doch in ihrem eigenen Hafen vor sich gingen, will ich nicht entscheiden. Am 8. August 1904 erhielt die Paraguayregierung in Asuncion von ihrem Generalkonsul zu Buenos Aires den telegraphischen Bescheid, daß eine revolutionäre Expedition von 200 Mann an Bord der „Sajonia“ auf dem Wege nach Paraguay sich befinde. Sofort wurde der Belagerungszustand verhängt und der Dampfer „Villa Rica“, mit Geschützen und 300 Soldaten be-

mannt, den Aufständischen entgegengesandt. Diese hatten inzwischen schon Humaitá ohne Widerstand eingenommen. Bei Villa del Pilar trafen sie auf den Regierungsdampfer, der nach kurzem Kampf geentert und dessen Besatzung, darunter der Minister Fleitas, gefangen genommen wurde. Nachdem in Villa del Pilar eine provisorische Regierung eingesetzt worden war, zogen die Aufständischen, deren „Flotte" sich bis auf 12 Fahrzeuge vermehrt hatte, vor Asuncion. Die dortige Regierung verlor vollends den Kopf; eine fürchterliche Unordnung herrschte dank der verwahrlosten Zustände. Eine rohe Soldateska, die ihre Waffen kaum zu handhaben wußte, trunken gemacht durch den „Mut anfachenden" Caña-Branntwein, war dort entfesselt. Inzwischen besetzten die Revolutionäre Villa Concepcion, dessen Besatzung in Stärke von 2000 Mann mit Geschützen und Munition zu ihnen überging. In verschiedenen Scharmützeln wurden die völlig demoralisierten Regierungstruppen regelmäßig geschlagen. Was bei der ersten Panik nicht in wilder Flucht auseinanderstob, ging zum Gegner über. So kam es denn, daß in wenigen Monaten auch Encarnacion und das ganze Land in Händen der liberalen Partei war.

Es muß dem Revolutionskomitee das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt werden, daß es seine Siege mit großer Mäßigung und vollendetem Ordnungssinne ausnützte. Alle Postanstalten, Zollämter, Gerichte und auch die Verwaltungsbehörden arbeiteten in voller Regelmäßigkeit.

Anfangs September verlangten die Revolutionäre unbedingte Übergabe der Hauptstadt. Denn sie hatten inzwischen neue Waffen aus Buenos Aires und neuen Zuzug an Kämpfern erhalten. Zu gleicher Zeit erließ die neue, liberale Regierung ein Manifest, in welchem sie allen Bürgern, besonders den Kaufleuten, volle Sicherheit für Person und Eigentum garantierte, dem Präsidenten und seinen Ministern dagegen eine schimpfliche Absetzung und entehrende Bestrafung wegen Diebstahls und verschiedener anderer gemeiner Verbrechen zusicherte.

Unter solchen Umständen sah die alte konservative Regierung ein, daß das Spiel verloren sei, und ergab sich, ungeachtet des Protestes Caballeros. Einer argentinischen „Friedenskommission“ gelang es darauf, einen allseitig ersehnten Ausgleich zu erwirken. Die „Blauen“ machten trotz ihrer Über-



Ein junger Guaraní vom Lande.

macht keine harten Bedingungen: Caballero und das Schattenbild, der Präsident Escurra, mußten abdanken. Von den Ministerien ließen sie sogar zwei in Händen der „Roten“. An Stelle Caballeros, der die ganzen Fäden in seinen Händen hielt, der alles selbst anordnete und ausharrte bis zum Schluß,

während einer nach dem anderen abfiel, an Stelle dieses Kriegsministers, der die Arbeit des Präsidenten auch noch verrichten mußte, trat sein persönlicher Feind, der General Ferreira. Die aufständische Partei hatte somit einen vollen Erfolg errungen und die aus der Lopezschen Machtperiode immer noch einflußreich gewesenen Männer und ihre Anhänger für immer von der Regierung ausgeschieden.

Wie weit an all diesen Vorgängen das sogenannte „Volk" beteiligt war, darüber nur ein Beispiel:

Ein Augenzeuge berichtet:*)

„Sehr viel Spaß machten mir die ‚überzeugten' Roten, die stets in roten Hemden und Halstüchern einherstolzierten. Als das 6. Bataillon geschlagen wurde, verschwanden wie mit einem Zauberschlage alle roten Abzeichen und blaue traten an deren Stelle. Als ich so einem ‚buen gubernista' meine Verwunderung darüber ausdrückte, meinte er mit aller Seelenruhe: ‚Hm, die ‚Roten' sind ja schon 32 Jahre lang am Ruder, es ist Zeit, daß auch die ‚Blauen' einmal dran kommen.' Als jedoch statt der erwarteten ‚Blauen' Gimenez, von der Regierungspartei, mit seinen Truppen auf der Bildfläche erschien, suchten sofort alle wieder ihre roten Hemden hervor und waren ‚fest überzeugt', daß nur in der roten Partei das Staatsheil zu finden sei. Kaum war Gimenez fort und die ‚Blauen' erschienen, so warf man die kurz vorher so unverhofft zu Ehren gekommenen roten Hemden wieder in einen entlegenen Winkel."

„Die ‚Blauen' wurden in Asuncion und Villa Rica mit Freudenrufen empfangen und marschierten auf von duftenden Blüten gepflasterten Wegen, während sich ein wahrer Blumenregen auf sie ergoß. Auch Tedeums hielten sie ab und trieben in ihrer Freude sonstigen Unsinn. Das alles will aber nicht viel sagen: denn wären die ‚Roten' als Sieger zurückgekehrt,

*) Argentinisches Tageblatt 1903/04. Episoden aus Paraguays großer Revolution.

so hätte man eben statt der blauen Blumen — rote genommen und die Betbrudergesellschaft hätte ihre Freude in derselben Weise kundgegeben."

Vier Monate hat dieser Bürgerkrieg gedauert (vom 8. August bis 12. Dezember 1904), von dem der Vorsitzende der argentinischen Kommission zur Friedensvermittlung sagte, er habe nichts mit den sonst in Südamerika so bekannten Umsturzbewegungen zu tun, sondern „stelle vielmehr die berechtigte Auflehnung eines ganzen Volkes dar gegen diejenigen, die ihm die konstitutionellen Rechte vorenthalten wollten."

Noch im Dezember 1904 trat der neu gewählte Präsident Bautista Gaona sein Amt an. — — —

Es steht außer Zweifel, daß Paraguay, das früher zu wiederholten Malen der Ausgangspunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens in Südamerika gewesen ist, das noch vor dem großen Kriege durch seine Ordnung, seine gewerbliche und industrielle Tätigkeit, durch seine Pflanzungen und dergleichen im Begriffe war, die kulturelle Führung des Kontinents zu übernehmen, seine alte Lebenskraft wieder entfalten wird. Befreit von dem Einfluß selbstsüchtiger Präsidenten wird es seine wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung nunmehr mit größerem Erfolge als bisher erstreben können.



Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

